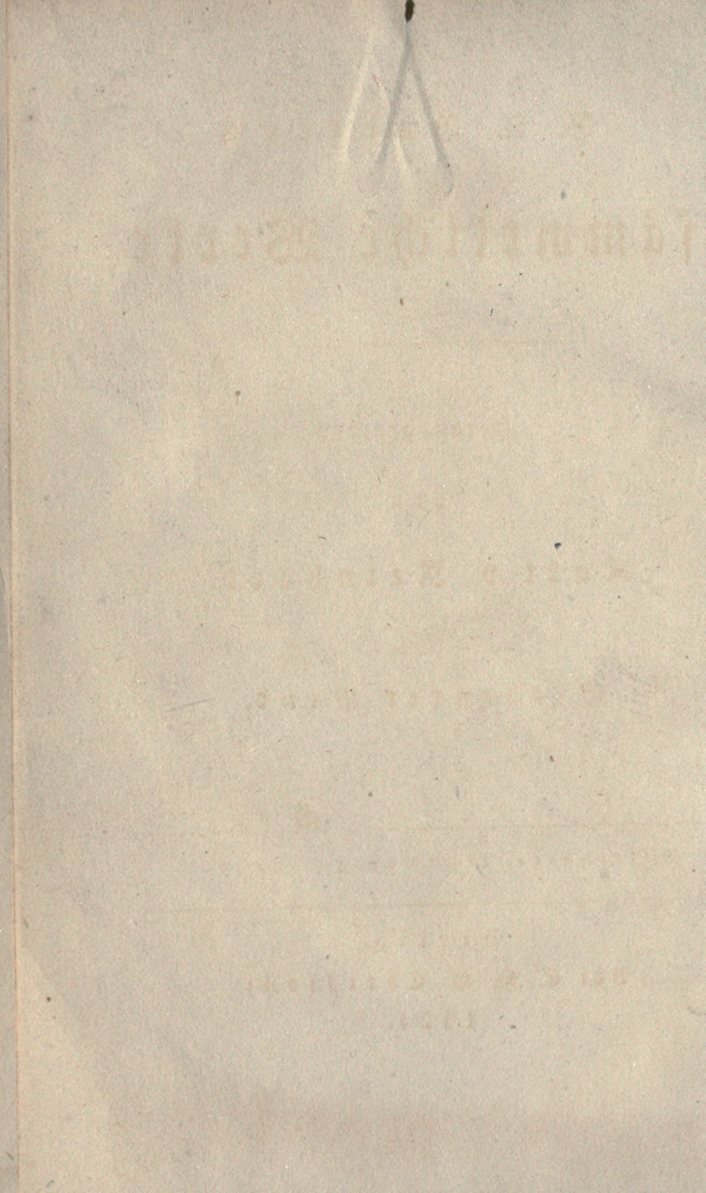










G. A. Bürger's sämmtliche Werke.

Herausgegeben

von

Karl v. Reinhard.

Siebenter Band.

Vollendete, rechtmäßige Ausgabe.

Berlin.
Bei E. H. G. Christiani.
1824.

G. A. Bürger's

vermischte Schriften.

Herausgegeben

von

Karl v. Reinhard.

Fünfter Theil.

Vollendete, rechtmäßige Ausgabe.

Berlin.
Bei E. H. G. Christiani.
1824.

Vorrede des Herausgebers.

In der Vorrede zum dritten Bande dieser Sammlung von **Bürger's** sämmtlichen Werken, die mit dem gegenwärtigen siebenten beendigt ist, habe ich an die Theilnahme erinnert, welche des Verfassers Ankündigung und Proben einer jambischen Übersetzung der Ilias in **Weimar** gefunden hatten. Meine Angaben waren nicht vollständig, wie aus dem folgenden Briefe an mich von verehrter Hand erhellt.

„Ew. Hochwohlgeboren haben Ihro Königl. Hoheit, dem Großherzog von Weimar, meinem gnädigsten Herrn, zwei Bände nachgelassener Bürgerischen Werke *) vor einiger Zeit übersendet, wo in einem

*) Den dritten und vierten, nachdem ich in einem eigenen schmeichelhaften Schreiben den Beweis erhalten hatte, daß die beiden ersten von dem erhabenen Freunde, Kenner

Vorberichte das Andenken einer im Jahre 1776 zu Gunsten Bürger's unternommenen Subscription erneuert wird. Ich konnte hierüber bei treuem Gedächtniß genugsame Auskunft geben, welche Denenselben mitzutheilen höchsten Ortes befehligt bin.

Mit der im dritten Bande der sämmtlichen Bürgerischen Werke, und zwar in der Vorerinnerung Seite IX und in den Anmerkungen S. 223 — 5, eingeführten Weimarischen Subscription hat es seine völlige Richtigkeit. Der damahls schon lebhafte und nachher so viele Jahre sich immer gleich gebliebene Trieb, von Weimar aus alles Löbliche und Gute zu fördern, mußte bei dem Anerbieten Bürger's rege werden, als er Lust bezeigte, den Homer zu übersetzen. Wie ein solches an- und eingeborenes Talent sich auch in diesem Falle benehmen, was es leisten würde, unterlag keiner genauen Untersuchung, weil man gewiß war, daß am Ende Sprache und Literatur dadurch um Manches würden gefördert seyn.

---

und Beförderer alles Guten und Schönen mit gewohnter Huld aufgenommen waren.

D. H.

Man begnügte sich auch nicht mit dieser schriftlichen Zusage, sondern man legte die Summe von fünf und sechzig Louisd'or in meine Hände. Allein weder die Theilnahme des Publicums, noch Bürger's Beharrlichkeit stimmten in den wohlmeinenden Vorsatz; die Sache gerieth in Schwanken und Stocken, wo denn zuletzt wenig Hoffnung übrig blieb.

Da aber einmahl das Geld zu Bürger's Gunsten bestimmt worden, der sich aus kümmerlichen Umständen nie zu erhohlen wußte, so beschloß die ansehnliche Gesellschaft, ihm diese bedeutende Unterstützung angedeihen zu lassen, wenn auch die Bedingung unerfüllt geblieben war. Ich sendete ihm das Geld, erhielt seinen Dank, und richtete ihn aus.

So viel weiß ich mich genau zu erinnern; ja, ich wollte noch Ort und Stelle angeben, wo das Verschiedene beschlossen, realisirt und ausgeführt wurde. Schriftliche Zeugnisse haben die Jahrs- und Begebenheitswechsel mit aufgezehrt.

Indem ich nun durch Mittheilung des Vorstehenden mich des erhaltenen gnädigsten Auftrags entledige, so kann ich nur noch den Wunsch hinzufügen,

daß die von Ew. Hochwohlgeboren übernommene Bemühung auch vom Deutschen Publicum möge anerkannt werden, welches freilich mit täglichen Neuigkeiten so überhäuft ist, daß es kaum einen Blick rückwärts zu thun geneigt seyn möchte. Indessen kann doch keine Büchersammlung eines echten Literatur-Freundes auch nur in historischer Hinsicht einer so interessanten Mittheilung entbehren.

Mit u. s. w.

Weimar, den 2. Januar, 1824.

J. W. v. Goethe."

Ich habe die Erlaubniß erbethen, von dieser gütigen und belehrenden Zuschrift hier Gebrauch zu machen. In dem Schlusse derselben finde ich zugleich eine erfreuliche Belohnung für die auf die Herausgabe dieses Werkes verwendete Zeit und Sorgfalt, wie denn auch das Urtheil des großen Mannes dem allerdings gewagten Unternehmen bei dem ganzen Deutschen Publicum zur gültigsten Empfehlung gereichen muß.

Berlin, am 22. September, 1824.

Inhalt des siebenten Bandes.

Vermischte Schriften. Fünfter Theil.

Druckfehler.

Im ersten Bande.

Seite 312, Zeile 4, statt vierte, lies siebente.

Im dritten Bande.

Seite 14, Zeile 5, statt Shakespear, lies Shakspeare.

Im siebenten Bande.

Seite 6, Zeile 1 v. u., statt das, lies daß.
= 21, = 6, st. woherzogenen, l. wohlerzogenen.
= 70, v. u., l. überflüssiges, st. überflssiüges.
= 99, = 1 v. u., l. nach piepen ein Comma.
= 208, = 9, st. ihres, l. Ihres.

Vermischte Schriften.

Fünfter Theil.

I.

Zwei Vorreden.

1.

Vorrede zur ersten Ausgabe der Gedichte *).

Einige meiner bisher einzeln erschienenen Gedichte haben, das weiß ich gewiß, vielen wackern Leuten gefallen, und von andern, wofern eigenes Urtheil nicht gänzlich fehlt, darf ich ein Gleiches vermuthen. Der Entschluß also, sie in einen eigenen Band für meine Freunde zu sammeln, scheint keiner Entschuldigung weiter zu bedürfen. Denn warum sollte ich nicht in ein Haus gehn, wo ich nicht ungern gesehen zu werden hoffen darf?

Darum aber ist es mir noch lange nicht gemüthlich, mit der Geberde des Dünklings, der sich oft so gern für edeln Stolz verkaufen möchte, mein selbstzufriedenes Ich hier vor mir her zu lächeln, oder zu schnauben. Denn, wenn auch der Beifall, der mir widerfährt, wohlverdient und von unvergänglicher Dauer wäre, so weiß und fühlt es doch gewiß und wahrhaftig keiner meiner Brüder lebhafter, als ich, daß es noch andere Verdienste zu Tausenden in der Welt gebe, denen das Verdienst, gute Verse zu machen, die Schuhrie-

*) Göttingen. 1778. D. H.

men auflösen muß; wiewohl es nun freilich unläugbar der Lauf irdischer Dinge mit sich bringt, daß das Ehrensiegel auf der Stirn des Dichters heller und dauerhafter ausgedruckt ist, als auf den meisten andern. Ich selbst habe daher nie, weder mit Mund, noch Herzen, das Aufheben davon gemacht, welches meine gütigen Freunde davon zu machen beliebt haben. Das werden mir alle diejenigen bezeugen, die je mit mir umgegangen sind, und ein scherzendes Eigenlob, womit ich wohl bisweilen zu spielen pflege, von dem ernstlichen zu unterscheiden wissen. Über dieß weiß ich auch sehr gut, wie leicht Einem der Wind der Laune und Mode, selbst wider Verdienst, Beifall entgegen wehen, und wie geschwinde sich dieser oft wenden könne. Ich weiß sehr gut, daß nicht alle meine Gedichte Allen, ja selbst meine besten nicht Allen gefallen werden. Manche verdienen und erhalten vielleicht gar keinen Beifall. Denn der Geist hat, wie der Leib, seine Anwandelungen von Schwachheit; und nicht aller Menschen Seelen sind mit einerlei Saiten bezogen, nicht alle haben gleiche Stimmung.

Darum aber ist es mir wiederum noch lange nicht gemüthlich, in dünnethuender Demuth, auf allen Vieren, vor den Schämel der Kritik, sie sey, welche sie wolle, zu kriechen, und für irgend eins meiner Werke um Gnade zu betteln. Denn ich lebe und sterbe des Glaubens, das keinem

darstellenden Werke, welchem die Natur lebendigen Odem in die Nase geblasen hat, tausend und abermahl tausend Schämelrichter, — was, Schämelrichter? selbst Thronrichter nicht! nur ein Härchen krümmen können. Ich lebe und sterbe des Glaubens, daß tausend und abermahl tausend Schämel- und Thronrichter zu ohnmächtig sind, ein an sich sieches Werk zu Gesundheit und Leben zu befördern. Mithin habe ich an diese Herren schlechterdings nichts zu bestellen.

Wandelt demnach hin, Ihr Kinder meines Geistes und Herzens, schon von Haus aus mit euerm unvermeidlichen künftigen Schicksale geschwängert! Wandelt hin, entweder selbstständig in angeborenem Vermögen, oder hinfällig durch eigene innere Schwachheit! Niemand kann euch nehmen, was ich euch gab; Niemand geben, was Ihr von mir nicht empfinget. Nicht alle werdet Ihr sterben; das weiß ich, das darf ich sagen, dessen darf ich mich freuen. Nicht alle werdet Ihr im Strome der Zeit oben bleiben; das weiß ich eben so gut, und darf es nicht verschweigen. Sollte ich aber drob zagen und trauern? Keinesweges! Um eurer gesunden Brüder willen mag man euch verzeihen. Und wenn Ihr nun auch dahin sinkt, was ist es denn mehr? — Tausende sind vor euch versunken; Tausende werden euch nachfolgen, ohne von gesunden wackern Brüdern zu Grabe gesungen zu werden.

Erreicht habe ich mein Ziel, worauf ich, seit der Zeit, da die Begriffe von Natur und Wesen darstellender Bildnerei etwas mehr in meinem Kopfe sich aufgeklärt haben, meistens losgesteuert bin, wenn meine Lieblingskinder den Mehrsten aus allen Classen anschaulich und behaglich sind. Und warum sollte mich es nicht freuen, daß es bei verschiedenen, wo ich dieß Ziel mit Vorbedacht scharf auf das Korn genommen hatte, und welche durch das ganze Volk, — worunter ich mit nichten den Pöbel allein verstehe, — gäng' und gebe geworden sind, mir gelungen ist, zu bestätigen die Wahrheit des Artikels, woran ich festiglich glaube, und welcher die Axe ist, woherum meine ganze Poetik sich drehet: Alle darstellende Bildnerei kann und soll volksmäßig seyn. Denn das ist das Siegel ihrer Vollkommenheit!

Ich war erst Willens, mein ausführliches Glaubensbekenntniß hierüber an diesem Orte in das Archiv meines Zeitalters, unbekümmert um den Ab- oder Beifall meiner gelehrten verskünstelnden Zeitgenossen, für die Nachkunft nieder zu legen. Da mir dieß aber unter andern auch die Enge des vorgesetzten Raums verbiethet, so bleibt es mir auf ein anderes Mahl bevor, zu zeigen, wie eigentlich Volks-Poesie, die ich als die einzige wahre anerkenne, und über alles andere poetische Machwerk erhebe, beschaffen und mög-

lich sey. Vielen von denen, die jetzt leben, ist das freilich Ärgerniß oder Thorheit. Aber Geduld! Das Joch,

Nicht auf immer lastet es! Frei, o Deutschland,
Wirst du dereinst! Ein Jahrhundert nur noch,
So ist es geschehen, so herrscht
Der Natur Recht vor dem Schulrecht.

Ich darf nicht schließen, ohne Eins und das Andre, was diese Sammlung im Einzelnen betrifft, erst noch zu sagen.

Man hat mir erzählt, — denn ich lese solches Geschreibsels blutwenig, und höre überhaupt lieber, was man hier und da sagt, als ich lese, was ein Stubenschwitzer schreibt, — erzählt hat man mir, daß hypochondrische oder hysterische Personen in einigen meiner Gedichte Anstoß und Ärgerniß gefunden haben. Nachdem ich solche Stellen genau vor meinem Kopfe und Herzen geprüft, so habe ich befunden, daß das Ärgerniß nicht so wohl gegeben, als genommen war. Da es mir nun erlaubt seyn wird, dafür zu halten, daß mein Kopf keinem Schafe, und mein Herz keinem Schurken gehöre, so habe ich solche Stellen getrost stehen lassen. Eine weitläuftige Apologie dafür zu schreiben, hieße dem gesunden Menschenverstande ein Ärgerniß g e b e n. Denn es leuchtet schon an sich in jedes gesunde Auge, daß es jämmerliche Dummheit sey, die Mutter Gottes, oder gar den

Weltheiland, für entehrt zu achten, wenn ein Dichter zur Erhöhung seines darzustellenden Ideals von vollkommener Weibesschönheit und Tugend hinzusetzt:

Heiliger und schöner war
Nur die Hochgebenedeite,
Die den Heiland uns gebar.

In der ersten Leseart stand zwar kaum, für nur; aber das ist nach Sinn und Sprache einerlei. Wenn der Mutter Gottes die höchste weibliche Schönheit und Tugend beigelegt wird, so dächte ich, selbst der strengste Katholik könnte nicht mehr verlangen. Eine Person aber muß schlechterdings in der Welt gewesen seyn, die ihr hierin am nächsten gekommen ist. Ist es denn nun wohl Sünde, wenn der Dichter sein Ideal auf die nächste Stufe unter ihr stellt? — Aber ich weiß wohl, woher sich so manche unsinnige Urtheile entspinnen. Es singt wohl kein Dichter ein Liebeslied, das die Einfalt nicht seinen wirklich erlebten Liebesgeschichten anpaßt. Irgend ein Pinsel weiß vielleicht, daß der Dichter dieß oder jenes Mädchen liebt, oder geliebt hat. Nun fängt er an, zu vergleichen, und da muß es denn freilich auffallend seyn, das wirkliche Mädchen dem besungenen Mädchen der Einbildungskraft so weit nachstehen zu sehn. Aber wer heißt euch denn vergessen, daß Dichter — Dichter sind? Petrar-

ca's Laura ist gewiß und wahrhaftig das nicht gewesen, was die unsterblichen Lieder des Dichters aus ihr gemacht haben. Mein erwähntes Lied ist eine Phantasie, im Geiste der Provenzal- und Minnedichter. Die Geschichte erwähnt nichts davon, daß im zwölften und dreizehnten Jahrhundert ein Dichter über Stellen in den Bann gethan worden wäre, worüber den Zeloten des achtzehnten die dummen Augen zum Kopfe heraus schwellen.

Ja, wird man mir nun einwenden, dem gesunden Verstande hast du freilich kein Ärgerniß gegeben; aber, Dichter, du solltest doch auch der Schwachheit schonen. Ich antworte hierauf: Es ist zwar wider meinen Charakter, die Schwachheit nur unschuldiger Weise zu ärgern; aber sich auch immer und ewig nach ihr zu geniren, gibt der Menschheit kein Gedeihen. Ich hüthe mich vor den Krankenstuben; wer heißt die Kranken zu mir kommen und von meinen Speisen naschen? Was ist wohl, ich will nicht sagen, Gleichgültiges, sondern selbst ausgemacht Gutes und Vortreffliches in der Welt, worüber sich schlechterdings keine schwache Seele ärgerte? Der Gläubige ärgert sich über den Ungläubigen; und der Ungläubige über den Gläubigen. Selbst über dich, — wer steht dafür, daß nicht selbst über dich, o Johann Ahrend's wahres Christenthum, Tausende sich schon geärgert haben, Tausende noch ärgern werden?

Um derjenigen willen, die von der Originalität eines darstellenden Werks und dem Verdienste seines Verfassers, Gott weiß! was für seltsame Begriffe haben, muß ich offenherzig gestehen, daß ich den Inhalt zu einigen Gedichten aus fremden Sprachen entlehnt habe. Man bilde sich aber nicht ein, als ob ich in solchen Fällen das Original vor mir liegen gehabt und Zeile bei Zeile verdolmetschet hätte. Öfters hatte ich das fremde Gedicht vor Jahren gelesen; sein Inhalt war meinem Gedächtnisse gegenwärtig geblieben; diesen stellte ich Deutsch dar, und gab ihm Bildung und Farbe aus eigenem Vermögen. Wer von dem Verhältnisse dieser meiner Deutschen Umbildungen zu den Originalen sich einen Begriff machen will, und etwa die wenigen Englischen und Französischen Stücke nicht bei der Hand hat, der vergleiche nur meine Nachtfeier der Venus mit dem Lateinischen Pervigilium Veneris; oder noch näher, mein Zechlied mit seinem der Rarität und Schnurrigkeit wegen vorangesetzten Originale. So viel ich hier ungefähr dem Lateiner schuldig bin, so viel, oder nicht viel mehr, bin ich anderwärts dem Briten und Franzosen schuldig geworden. Indessen will ich doch, um die Literatoren der undankbaren Mühe des Nachspürens zu überheben, Alles, was nicht ganz mein eigen ist, getreulich hier anzeigen. Die Nachtfeier, das Lied an Themire, und das Zechlied führen das Bekenntniß an der Stirne.

Das harte Mädchen, so wie das Lied an den Traumgott, haben, wenn ich mich recht erinnere, nur einige Stellen aus einem Englischen Dichter, ich weiß wahrhaftig nicht mehr, aus welchem? entlehnt. Es ist aber immer auch möglich, daß sie ganz mein eigen sind. Adeline ist, dünkt mich, nach Parnell; das Dörfchen nach Bernard; die beiden Liebenden nach Rochon de Chabannes; das vergnügte Leben nach Grecourt; der Bruder Graurock, die Entführung, und des Schäfers Liebeswerbung sind nach Alt-Englischen Gedichten in Percy's bekannter Sammlung; und endlich zu der Umarmung hat, wenn mir recht ist, eine Elegie des Johannes Secundus Anlaß gegeben. So lang, und nicht länger ist meine ganze Beichte. Kaum wär' ich schuldig gewesen, sie so gewissenhaft abzulegen. Allen übrigen wird der schärfste literarische Spürhund nichts Fremdes abriechen, es müßte denn seyn, daß die Geschichte von Lenardo und Blandine in alten Novellen, unter dem Nahmen Guiscardo und Gismunda, ähnlich, die Schnurre der Weiber von Weinsberg aber in alten Chroniken vorkommt; und endlich die Handlung des braven Mannes als wahr erzählt wird. Wenn aber dieß der Originalität Eintrag thut, so bleibt, — si parva licet componere magnis, — selbst Shakspeare der poetische Schöpfer nicht mehr. Einige wenige meiner Lieder sind in Ramler's Lyrischer Blumenlese anders erschienen, als ich sie zuerst in

den Almanachen gegeben hatte. Was ich für Verbesserung hielt, das habe ich hier aufgenommen. Wo mir aber die neue Leseart bloß Veränderung schien, da glaubte ich berechtigt zu seyn, die meinige vorzuziehen. Vielleicht irre ich, so wohl hier, als dort.

Zum Beschlusse muß ich noch etwas von meiner Rechtschreibung erwähnen, wiewohl mir die lange Vorrede schon selbst fatal zu werden anfängt. Ich nehme Klopstock's Satz, der auch der Satz der gesunden Vernunft ist, an: Man schreibt nicht für das Auge, sondern für das Ohr, und muß daher nicht mehr schreiben, als man aussprechen hört. Klopstock fügt hinzu: Auch nicht weniger! Wogegen ich aber doch einiges Bedenken zu äußern habe. — Bin ich aber der Hauptregel überall nachgekommen? — Nein! Und zwar aus der Vorsicht, die ebenfalls Klopstock aus gutem Grunde empfiehlt. Man muß nicht Alles auf Ein Mahl thun wollen, wenn es glücklich von Statten gehen soll. Die Mißbräuche eines Tyrannen, wie der Sprachgebrauch ist, lassen sich nur nach und nach untergraben und auswurzeln. So bald aber die gesunde Vernunft sie wirklich für Mißbräuche erkennt, so muß man es nicht immer gleichgültig oder zaghaft bei dem Alten bewenden lassen, sondern anfangen, fortfahren und enden. Klopstock hat angefangen; manche wackere Leute sind schon fortgefahren; ich habe das Nähmliche gethan, und

wünsche gedeihliche Nachfolge. Ich habe noch mehr ungehörte Buchstaben, als Klopstock, und das Undeutsche y mehrentheils verbannt. Das die Dehnung anzeigende h kann überall und muß zunächst aus solchen Sylben wegbleiben, die man ohnehin dehnt, und dehnen muß. Das ß ist ein höchst alberner Buchstab. Ein reines s oder ss kann uns die nähmlichen Dienste, wie andern Sprachen, thun. Wo ein ss gehört wird, da kann man es ja, statt des buckeligen ß setzen, weil es wohl ursprünglich und im Grunde nichts anders, als ein durch Schreibverkürzung verändertes ss ist. Die überflüssigen Doppel-Consonanten am Ende habe ich fast überall weggelassen. Die grammatische Regel kann ja heißen: In der Umendung wird der Consonans verdoppelt. Z. B. das Ros, des Rosses, der Fus, des Fusses, der Schrit, des Schrittes. Freilich will es das Auge oft übel nehmen, und hierin wie ein Kind gehalten seyn. Ich läugne nicht, selbst das meinige macht mir oft Kindereien. Eben darum aber muß man es nur nach und nach daran gewöhnen, da einen unnöthigen Buchstaben zu missen, wo es sonst einen zu sehen gewohnt war. Und die tägliche Erfahrung lehrt, wie geschwinde es sich daran gewöhnen könne, und wie es ihm nachher eben so auffallend sey, den verbannten Buchstaben wieder da stehn, als vorher, ihn mangeln zu sehen. Auch darf man sich wahrhaftig an dasjenige nicht kehren, was

die alten Salbader und Pfalbürger bis zum Ekel dagegen von sich zu geben pflegen. Die bleiben gemeiniglich unheilbar bei ihren fünf Augen, ob ihre Gründe gleich keinen Pfifferling werth sind. Allein sie sind es auch wahrlich nicht, die zur Bildung der Sprache berufen sind. Jeglichen ihrer Gründe kann man mit irgend einem Gegenbeispiele aus der Sprache, welchem sie selbst folgen, zu Boden stoßen. Wenn sie meinen, man müsse einen ungehörten Buchstaben wegen unterschiedlicher Bedeutung einiger Wörter, die einerlei Klang haben, schreiben, so kann man ihnen, so wohl aus unserer, als allen andern Sprachen, hundert Beispiele darlegen, da Wörter von sehr verschiedener Bedeutung von ihnen selbst mit einerlei Buchstaben geschrieben werden. Sie schreiben lecken, lambere, wie lecken, exsultare. Warum könnte nun nicht war, erat, und wahr, verum, beides ohne h geschrieben werden, da die Aussprache vollkommen einerlei ist? Im Grunde widerspricht bloß das Auge, welches doch allenfalls schon Warheit, statt Wahrheit, duldet. Kommt mir nicht mit der Undeutlichkeit aufgezogen! Das ist die albernste Ziererei, die ich kenne. Ein Deutscher versteht seine Sprache, oder sollte sie doch verstehen. Alle Sprachen haben das an sich, daß man oft nicht den Sinn aus einzelnen Wörtern, sondern dem ganzen Zusammenhange aufgreifen muß. Schreibt man ferner einem solchen Pfalbürger Rat für Rath,

so ist es lustig, seine Maulgrimassen zu sehen, wenn er behauptet, daß man das Wort, ohne h, nicht anders, als Ratt aussprechen könne. Dennoch schreibt der Geck selber, er trat, er bat, ohne h, und spricht nicht, er tratt, er batt aus. Schreibe ich ihm wiederum für matt, mat, so grimassirt er von neuen, und spricht maat aus, wiewohl er hat, habet, ganz richtig auszusprechen weiß. — Liebe Brüder, wenn Ihr eure Sprache lieb habt, so tretet dem Schlendrian auf den Kopf, und richtet euch nach den Regeln der Vernunft und einfachen Schönheit, nach welcher sich schon größten Theils die Minnesinger richteten, ehe die nachfolgenden plumpern Jahrhunderte die Sprache mit so vielen unnöthigen Buchstaben überluden. Jene schrieben fast gar kein Dehnungs-h; und das gibt der Sprache ein noch ein Mahl so einfaches, reines und schönes Ansehen.

Klopstock schlägt, nächst der Verbannung ungehörter Buchstaben, zum Behufe richtiger Aussprache in Ansehung der Dehnung und Verkürzung, ein allgemeines die Augen am wenigsten beleidigendes Dehnungszeichen vor. Ich kann mir keines denken, das nicht die reine einfache Schönheit im Schreiben und Drucken beschmitzen sollte. Die Accente und Circumflexe im Griechischen, so klein sie auch für das Auge sind, sind mir dennoch sehr zuwider, weil dadurch der schöne, weiße, helle Raum ohne Symmetrie voll geschnörkelt

wird. Weit besser, wir hätten, wie die Griechen, unterschiedene Figuren für die langen und kurzen Selbstlaute. Wozu ist im Grunde ein solches Zeichen nöthig? Es ist überflüssig. Wir entbehren es schon in vielen Wörtern, ohne den geringsten Nachtheil. Ein Deutscher weiß, und muß es ohnehin schon wissen, wie er seine Sprache auszusprechen habe. Die Fremden, denen daran gelegen ist, sie zu lernen, mögen, wie so vieles Andere, auch dieß mit lernen. Wer mahlt uns bei dem Lateinischen die Quantität, die Dehnung, oder Verkürzung, wer bei allen andern Sprachen die Aussprache vor? Lernen müssen wir sie, und lernen sie auch. So etwas dem Ausländer vorzuzeichnen, wäre eben so viel, als jedem Deutschen Buche für den Franzosen oder Briten eine Versionem interlinearem beizufügen. Will man ja dem Ausländer durch solche Zeichen zu Hülfe kommen, so geschehe es doch nirgends, als höchstens in der Grammatik, oder in dem Lexicon.

Hiermit hoffe ich mich einstweilen hinlänglich erklärt und dem Argwohn vorgebeugt zu haben, als ob ich bloß aus Eigensinn, Neuerungs- oder Geniesucht, — daß ich mich dieses von Crethi und Plethi so — sehr ausgemergelten Spottworts bediene, — so, und nicht anders geschrieben hätte. Ich bin sonst keineswegs ein Feind der Mode und des Schlendrians; habe nicht gern ein Abzeichen an mir; setze meinen Hut, trage meine Haare und Kleider, kurz, von

Haupt bis zu Fuße trage und geberde ich mich immer gern, wie die meisten andern wackern Gesellen von meinem Schlage, und freue mich, wenn sie mich für ihrer Einen halten, so lange Mode und Schlendrian nur gut, oder wenigstens gleichgültig sind. Wo sie aber demjenigen, was mir besser scheint, das Widerspiel halten, da folge ich herzhaft meinem mir angeborenen Freiheitssinne.

Geschrieben im Aprill, 1778.

2.
Vorrede zur zweiten Ausgabe der Gedichte *).

Weise Männer trauen der Dichtkunst das Vermögen zu, nicht nur den Ohren und Herzen der Edeln zu schmeicheln, sondern auch manche wichtige Kraft der Menschennatur zum Anbau und Genuß des Schönen und Guten zu erhöhen. Sollte diese Wirkung einige Töne dieser Lieder begleiten, so würde das den Sänger des „Blümchens Wunderhold,„ der von der göttlichen Kunst groß, von sich selbst aber sehr mäßig denkt, freilich noch nicht berechtigen, in Prosa nun eben so zu stolzieren, als es in Versen bisweilen wohl kleiden mag. Allein er dürfte doch einen bescheidenen Muth gegen diejenigen fassen, vor welchen auch der beste Dichter, vermuthlich, weil er so titel- und brotlos ist, ein sehr überflüssiges Nebengeschöpf zu seyn scheinet. Der Niedergeschlagene, zwar weit entfernt, auf Sonnenrang Anspruch zu machen, brauchte sich doch alsdann in der großen Welt- und Wesenkette nicht für unnützer und verdienstloser, als wenigstens den Zephyr zu halten. Der Flatterer, der Tändler, der Gauckler, oder

*) Göttingen. 1789.

D. H.

wie er sonst noch gescholten werden mag, treibt zwar weder Kriegs- und Handelsschiffe, noch große Mühlen zur unmittelbaren Leibesnahrung und Nothdurft; allein er hilft doch Blumen aus den Knospen schmeicheln und süße Früchte zur Reife bringen, Blumen und Früchte, welche vielen wohlgeborenen und woherzogenen Gemüthern große Freude machen und ungemein wohl bekommen. Er wehet den Lieblingen der Natur nach des Tages Last und Hitze die Wohlgerüche des Frühlings zu; er trocknet dem Wanderer die Pfade, dem Müden die nasse Stirn ab; er kühlt dem Schnitter die glühenden Wangen, erquickt entathmete Busen, und stärkt erschlaffte Nerven zu neuen Anstrengungen. Sollten die Ansprüche des Dichters auf ähnliche Verdienste, wofern er sonst nur dem Genius der Kunst genug thäte, gegründet seyn, so wären sie ja auch wohl nicht so unbescheiden, daß sie verdienten, niedergeschlagen zu werden. Alles, was zur Vollkommenheit und zum Wohlseyn des Menschen, der doch bekanntlich noch etwas mehr, als bloß Körper ist, auf irgend eine Weise beiträgt, das verdient von verständigen und gerechten Menschen als etwas Nützliches angesehen und geschätzet zu werden. Kann die schöne, geist- und herzvolle Schwester im Hause ein Solches von sich rühmen, so mag es ihr wohl nicht zum gerechten Vorwurfe gereichen, daß sie sich nicht auch auf Kochen, Backen und Brauen verstehet. Sie

ist freilich keine Partie für den Gast- und Speisewirth; allein es gibt auch immer noch andere wackere Männer, deren Hauptsache es gerade nicht ist, um bloße Köchinnen oder Schaffnerinnen mit Schlüsselbündeln zu werben. Sie selbst aber wird wiederum auf diese nie deßwegen mit spöttischem Übermuth blicken, wird ihnen nicht das Mindeste von ihren verdienten Ehren entziehen, ja selbst jeden Vortritt, den sie verlangen, sehr willig einräumen. Denn je mehr Verstand, Herz und Geschmack, desto mehr Gerechtigkeit, Toleranz und Bescheidenheit.

Mein geringes Verdienst darf ich nur auf einige Töne gründen. Denn nur von einigen wage ich es, zu hoffen, daß sie mein poetisches Daseyn nicht ganz ohne Werth für mein Vaterland lassen werden. Für die ungleich größere Menge der unvollkommenen, die wenig, oder nichts, ja vielleicht, — o, hätte mich doch mein guter Genius davor bewahret! — vielleicht wohl gar schlecht auf Herz und Geschmack wirken, von welchen allen es, wie bei Shakspeare von Macbeth's Unholdinnen heißen möchte:

Poetry hath bubbles, as the water has;
And these are of them, —

bedarf ich gewiß sehr großer Nachsicht. Ein gehöriger Grad der Strenge bei dieser neuen Ausgabe meiner Theils 1778

bereits gesammelten, Theils nachher einzeln erschienenen, und endlich gegenwärtig ganz neu hinzugefügten Gedichte hätte vielleicht mehr, als die Hälfte derselben, ganz verwerfen, und von dem Reste wohl abermahls mehr, als die Hälfte, wegschneiden, oder doch ganz anders zur Vollkommenheit empor arbeiten müssen. Enthält diese Sammlung, so wohl in Materie, als Form, echtes poetisches Gold, so fassen es, ausgebrannt und von den Schlacken gereinigt, vermuthlich nur wenige Bogen.

Warum ich denn nun aber diesen Proceß nicht vorgenommen habe? — Aufrichtig zu reden, ich trauete mir selbst nicht Unbefangenheit genug zu. Nicht, daß ich aus Autorliebe gefürchtet hätte, Vieles zu fest, sondern vielmehr zu lose zu halten, was meiner gegenwärtigen Stimmung, — vielleicht auch Verstimmung, — mißfällt, gleichwohl aber mehrern Lesern noch angenehm seyn kann. Die Reduction sey daher lieber der Kritik und dem Geschmacke des gebildeten Publicums überlassen. Aus Ehrfurcht und Gefälligkeit gegen dasselbe bin ich sehr bereit, Alles, was sein Urtheil verwirft, ohne Widerrede mit zu verwerfen. Ohne Bedauern habe ich dieß schon mit mehrern Kleinigkeiten gethan, welche einiges Mißfallen erregt zu haben schienen. Es ist daher gewiß keine Grimasse, sondern hoher und ungeheuchelter Ernst, wenn ich um die strengste, wiewohl freilich auch

besonnenste Beurtheilung, und für kein einziges dieser Gedichte, ja nicht für einen Vers, nicht für ein Wort, um unverdiente Schonung bitte. Für meine Person hingegen wünsche ich allerdings, daß der ehrwürdige Richter nicht mich selbst mit Verdruß und Unwillen ansehen wolle, wenn ich das Gefühl des Schönen und Guten wider meinen Willen irgend wo beleidigt haben sollte. Der Wunsch, meinem Vaterlande in diesem Zweige der Literatur, sey er nun viel, oder wenig werth, keine Schande zu machen, ja, wo möglich, es dahin zu bringen, daß die Edeln sich meiner ein wenig freuen dürften, dieser Wunsch wird erst mit meinem Leben erkalten. Von ihm beseelt, werde ich, wenn diese Sammlung nun noch eine rechtmäßige Auflage erleben sollte, der Erste und Eifrigste seyn, in das Grab der Vernichtung und Vergessenheit hinabzutreten, Alles, was Deutschen Geist und Geschmack vor Gegenwart und Zukunft entehren könnte.

Herzlich bitte ich indessen den guten Genius unserer Literatur wegen mancher bösen Nachahmung um Verzeihung, wozu ich durch mein Beispiel, so wohl vorhin, als vielleicht jetzt abermahls, den Unmündigen vorgeleuchtet haben mag. Ich will mich nicht damit entschuldigen, daß dieses auch oft durch gute und untadelhafte Beispiele geschehen könne, wenn es dem Nachahmer an Beurtheilungskraft und Geschmack mangelt. Wohl aber will ich diejenigen, die etwa allzu sehr

von meiner Weise eingenommen seyn möchten, aufrichtig vor mir selbst gewarnet haben, damit ich künftig nur für meine eigenen, nicht aber auch noch für fremde Vergehungen zu büßen haben möge. Wenn diejenigen, welche so zuversichtlich meinem Ansehen folgen zu können glauben, wüßten, wie ängstlich und verzagt ich oft selbst bin, so würden sie einem so schwachen Führer sich nicht anvertrauen.

Es ist überhaupt ein sehr mißliches Unternehmen, fremde Eigenheiten nachzuahmen. Demjenigen, dessen Eigenheiten es sind, pflegen sie gemeiniglich so innig natürlich und geläufig zu seyn, daß er sie selbst nicht eher an sich gewahr wird, als bis ihn ein Dritter aufmerksam darauf macht. Eben daher aber, und weil sie so ganz zu seiner übrigen Individualität passen, kleiden sie auch nur ihren Eigenthümer entweder gut, oder doch wenigstens erträglich, den Nachahmer hingegen oft unausstehlich. Nachahmer fremder Manieren kommen mir immer nicht anders vor, als Kosacken oder Bettler. Sie stecken sich in geraubte oder erbettelte Kleider, wovon ihnen selten ein Stück völlig gerecht seyn wird.

Sind denn nun aber alle guten und bösen Worte, jedem Originale seine Weise für sich zu lassen, vergebens; ist alles Bitten und Flehen umsonst, ihm den vielleicht sonst zu seinem und des Publicums Besten noch lange fortblühenden

Handel nicht vor der Zeit durch tagtägliche Nachäffereien zu Grunde zu richten, indem man ja auch der besten Töne auf dem besten Instrument endlich überdrüssig werden muß, wenn ihrer Wiederhohlungen gar kein Ende ist *); soll und muß denn schlechterdings auch ich, der geringste von Allen, die ihr eigenes Instrument auf eigene Weise spielten, nachgeahmt werden, wiewohl unter allen möglichen Mitteln, meine Hochachtung und Liebe zu gewinnen, dieses gewiß das unglücklichste ist: so rathe ich doch wohlmeinend, hierzu nicht gerade meine Eigenheiten zu wählen, bevor sie nicht eine zuverlässige Kritik ausdrücklich gut geheissen hat. Denn ich befürchte sehr, daß die Kritik viele derselben nur mir aus Güte und Nachsicht stillschweigend hingehen läßt, weil ich ihr vielleicht nicht von andern Tugenden gänzlich entblößt scheine. Nach einigen bin ich mir wenigstens eines sehr eifrigen Bestrebens bewußt, wenn auch in der Ausführung die Kraft nicht immer dem Willen die Wage halten sollte. Wie wenn aber dennoch die ehrwürdige Göttinn mein Be-

*) Ich erinnere mich, daß mir in meinen Schuljahren die Flöte, die doch ein so lieblich tönendes Instrument ist, auf lange Zeit dadurch verleidet wurde, daß eine Menge meiner Mitschüler zur Linken und Rechten, über und unter, hinter und vor mir, die Flote blasen lernten, und Tag für Tag mir die Ohren darauf voll dudelten.

streben nach Klarheit, Bestimmtheit, Abrundung, Ordnung und Zusammenklang der Gedanken und Bilder, nach Wahrheit, Natur und Einfalt der Empfindungen, nach dem eigenthümlichsten und treffendsten, nicht eben aus der todten Schrift= sondern mitten aus der lebendigsten Mundsprache aufgegriffenen Ausdrucke derselben, nach der pünctlichsten grammatischen Richtigkeit, nach einem leichten, ungezwungenen, wohlklingenden Reim= und Versbau, hin und wieder zu erkennen glaubte, und mir bloß darum manchen verwerflichen Bürgerianismus verziehe: würde und dürfte sie nun auch meinem Nachahmer, der an dieß Alles nicht gedacht hätte, gleiche Huld widerfahren lassen? — Wenn ich wirklich, was man mir bisweilen nachgerühmt hat, ein Volksdichter bin, so habe ich dieß schwerlich meinen Hopp Hopp, Hurre Hurre, Huhu u. s. w., schwerlich diesem oder jenem Kraftausdrucke, den ich vielleicht nur durch einen Mißgriff aufgehascht, schwerlich dem Umstande zu verdanken, daß ich ein Paar Volksmährchen in Verse und Reime gebracht habe. Nein, dem unablässigen Bestreben nach den vorhin genannten Tugenden muß ich's zu verdanken haben; dem Bestreben, daß dem Leser sogleich Alles unverschleiert, blank und bar, ohne Verwirrung, in das Auge der Phantasie springe, was ich ihm anzuschauen, daß Alles sogleich die rechte Saite sei-

ner Empfindsamkeit treffe, was ich ihm habe zu empfinden geben wollen.

In meiner Nachtfeier, in dem Hohen Liede und einigen andern regt sich freilich etwas alte Mythologie, die aber auch fast populär ist, oder sich doch mit wenigen Worten selbst einem Kinde erklären läßt. Wenn indessen, höchstens nur diese Mythologie abgerechnet, in jenen Gedichten nicht eben der Geist der Popularität, das ist, der Anschaulichkeit und des Lebens für unser ganzes gebildetes Volk, — Volk! nicht Pöbel! — als in der Lenore und ihres Gleichen herrscht und erkannt wird: so fühle ich mich durch den Ehrennahmen eines Volksdichters nur ein wenig geschmeichelt. In diesem Sinne habe ich es gemeint, was ich schon in der Vorrede zur ersten Ausgabe, (die ich übrigens zu vergessen bitte,) von Volks-Poesie behauptet, nur aber ein wenig abenteuerlich ausgedrückt habe. Ich hätte sagen sollen, was ich auch noch jetzt, und wie ich meine, nicht ohne Besonnenheit, behaupte: Popularität eines poetischen Werkes ist das Siegel seiner Vollkommenheit. Wer diesen Satz so wohl in der Theorie, als Ausübung verläugnet, der mißleitet das ganze Geschäft der Poesie, und arbeitet ihrem wahren Endzweck entgegen. Er zieht diese so allgemein menschliche Kunst aus dem ihr bestimmten Wirkungskreise, von dem Markte des Lebens hinweg, und verbannet sie in enge Zel-

len, ähnlich denen, worin der Meßkünstler mißt und rechnet, oder der Metaphysiker, wenigen Schülern höchst schwer, oder gar nicht verständlich, etwas vorgrübelt. Diese Erklärung mag nun noch immer, wie vorhin, den Juden ein Ärgerniß und den Griechen eine Thorheit seyn, so kann ich doch nicht aufhören, die Poesie für eine Kunst zu halten, die zwar von Gelehrten, aber nicht für Gelehrte, als solche, sondern für das Volk ausgeübt werden muß. In den Begriff des Volkes aber müssen nur diejenigen Merkmahle aufgenommen werden, worin ungefähr alle, oder doch die ansehnlichsten Classen überein kommen. Ich glaube mit nichten, daß dieser Begriff schimärisch, oder für den Dichter unfruchtbar sey, wiewohl ich ganz und gar die Folgerung nicht so weit getrieben haben will, daß nun jedes Gedicht Jedermann in gleichem Maße verständlich und behaglich seyn soll. Anstatt einer umständlichen philosophischen Entwickelung sey es mir erlaubt, meine Meinung nur in einem ganz gemeinen Gleichnisse anschaulich zu machen. Der Schuhmacher, welcher mit einer großen Anzahl zum voraus verfertigter Schuhe zu Markte ziehet, weiß sehr wohl, daß seine Schuhe nicht auf alle Füße passen werden. Es gibt allerdings Abweichungen in's Große und in's Kleine, und selbst Menschen gehen bisweilen auf Pferdefüßen. Deßwegen ist doch aber sein allgemeiner Maßstab, wonach er sich richtet, kein Unding; und

ob mir, dem gewöhnlichen Manne, gleich nicht alle seine hundert oder tausend Paar Schuhe wie angegossen passen, so könnte ich doch wohl, wenn es darauf ankäme, in allen hundert und tausend Paaren ganz leidlich einhergehen. Wenig Nutzen würde hingegen so wohl ihm, als dem Publicum, seine Bude gewähren, wenn er nur Zwerg- oder Riesenschuhe zu Markte gebracht hätte. Einige Paar von beiderlei Abweichungen mögen immer mit unterlaufen. Wahrlich, es ist ein wahres Wort, was schon längst ein scharfsinniger Brite gesagt hat: Human Nature is the same in all reasonable creatures; and whatever falls in with it, will meet with admirers amongst Readers of all Qualities and Conditions *). Dieß ist ungefähr meine Meinung von Volks-Poesie, und ich glaube zu wissen, was ich sage.

Doch, ich verliere mich fast von meinem Wege. Ich wollte nur warnen, daß man meine angebliche Popularität nicht in etwas setzen und nachahmen möchte, worin sie gewiß nicht, wenigstens nicht allein bestehet, noch bestehen darf, wenn sie mir zur Ehre, und meinen Werken zum Lebensbalsam über das Restchen dieses Jahrhunderts hinaus gereichen soll. In dem Sinne, wie ich ein Volksdichter, oder lieber ein populärer Dichter zu seyn wünsche, ist Homer,

*) The Spectator. No. 70.

wegen der spiegelhellen Durchsichtigkeit und Temperatur seines Gesangstromes, der größte Volksdichter aller Völker und Zeiten, sind es, mehr oder weniger, alle großen Dichter, auch die unserigen, und gerade in ihren allgemein geliebtesten und unsterblichsten Versen, unendlich mehr, als ich, gewesen. Was sie nicht populär gedichtet haben, das ist zuverlässig bei ihren lebendigen Leibern bereits vergessen, oder gar niemahls in die Vorstellungskraft und das Gedächtniß ihrer Leser aufgenommen worden. Mit gutem Vorbedachte gebe ich daher Alles, was ich nicht populär, nicht innerhalb des allgemein anschaulichen und empfindbaren poetischen Horizontes gedichtet habe, wenn auch nicht gerade als Fehler, dennoch als etwas Preis, woran ich selbst am wenigsten Wohlgefallen habe.

Es thut mir leid, daß ich hier so viel von mir selbst reden muß, welches, wie ich wohl weiß, nicht fein läßt. Ich bin mir indessen bewußt, daß ich von mir selbst so unbefangen und gleichgültig, als von einem fremden Manne rede. Auch geschieht es minder mir, als der Kunst und ihren Jüngern zu Liebe. Denn unter andern auch darum entledige ich mein Herz über Nachahmung, oder vielmehr Nachäffung, welche anstatt des Kernes die Schale ergreift, weil ich eine Überschwemmung von schlechten Sonetten befürchte, wenn die wenigen, die ich versucht habe, Beifall gewinnen sollten. Diese Gedichtform, deren sich die neuern Ausländer, beson-

ders Italiener, noch bis auf den heutigen Tag sehr häufig bedienen, war auch bei unsern ältern Dichtern nicht wenig im Gange. Der Zwang aber, die Plumpheit und der Übelklang, womit die meisten, wenn nicht alle Deutschen Sonette dahin stolperten, brachte vermuthlich nachher, bei mehrerer Cultur des Geschmackes, diese Form, bis auf wenige Ausnahmen in neuern Zeiten *), aus dem Gebrauch und fast ganz in Vergessenheit. Wenn bessere Dichter oder Kunstrichter ihrer ja noch erwähnten, so geschah es mit einer Art Geringschätzung, womit man etwa von der Kunst sprechen möchte, Hirsenkörner durch ein Nadelöhr zu werfen. Die undankbare Schwierigkeit des Sonettes wurde beinahe, und zwar in Sonetten selbst, zum Sprichworte. Kurz, man hielt die Kunst des Sonettes für nicht viel besser, als die Kunst der Anagrammen, Logogryphen, Akrostichen, Chronogrammen und Räthsel. Allein mir däucht denn doch, man sprach davon nur wie der Fuchs von den Trauben, indem der Vorwurf des Zwanges und der Unbehülflichkeit mehr dem Dichter, als der Form und unserer Sprache gebühret. Ein gutes Deutsches Sonett kann demjenigen, der nur einiger Maßen Ohr hat, seiner Sprache mächtig ist, und ihren Knoten, deren sie freilich, leider! genug hat, auszuwei-

*) S. T. Mercur. 1776. Zweites und drittes Vierteljahr.

chen verstehet, nicht viel schwerer seyn, als jedes andere kleine gute Gedicht von diesem Umfange; und wenn es gut ist, so schlägt es mit ungemein lieblichen Klängen an Ohr und Herz. Das hin und her Schweben seiner Rhythmen und Reime wirkt auf meine Empfindung beinahe eben so, als eine von einem schönen, anmuthigen, bescheidenen jungen Paare schön und mit bescheidener Anmuth getanzte kleine Menuett, und in dieser Stimmung halte ich es für sehr wahr, was Boileau sagt:

Un sonnet sans défaut vaut seul un long poëme.

Es ist aber, glaube ich, nicht allein alsdann gut, wenn seine mechanischen Regeln, die nach Boileau *) Apoll aus Bizarrerie für dasselbe erfunden und festgesetzt haben soll, auf das genaueste beobachtet werden, wiewohl man, pour pousser au bout tous les rimeurs, und um die Unberufenen abzuwehren, wohl thut, dieselben auf das genaueste beizubehalten. Sondern vornählmlich alsdann ist das Sonett gut, wenn sein Inhalt ein kleines, volles, wohl abgerundetes Ganzes ist, das kein Glied merklich zu viel, oder zu wenig hat, dem der Ausdruck überall so glatt und faltenlos, als möglich, anliegt, ohne jedoch im mindesten die leichte Grazie seiner hin und her schwebenden Fortbewegung zu hemmen. Es

*) Poëtique. Ch. II. v. 83. seq.

muß aus der Seele, es muß von Zunge und Lippen gleiten, glatt und blank, wie der Aal, welcher der Hand entschlüpfend auf dem bethauten Grase sich hinschlängelt. Wenn man versuchte, das gute und vollkommene Sonett in Prose aufzulösen, so müßte es Einem schwer werden, eine Sylbe, ein Wort, einen Satz aufzugeben, oder anders zu stellen, als alles das im Verse stehet. Ja, sogar die überall äußerst richtig, voll und wohl tönenden Reimwörter müssen nicht nur irgend wo im Ganzen, sondern auch gerade an ihren Stellen, um des Inhalts willen, unentbehrlich scheinen. — Und ist denn das etwa nicht schwer genug? — Allerdings! Allein dem Meister der Kunst doch nicht so gar viel schwerer und zwangvoller, als jedes andere kleine Lied. Darf denn dieses etwas andres seyn, als gleichsam ein Hauch, leicht aus der Brust empor gehoben und von den Lippen weggeblasen, nicht aber heraus gewürgt, gehustet, geräuspert, gekrächzet, geröchelt? — Wie weit ich meinen eigenen Forderungen Genüge geleistet, das ziemet mir nicht zu entscheiden. So viel aber darf ich behaupten, daß mein junger vortrefflicher Freund, August Wilhelm Schlegel, dessen großem poetischen Talente Geschmack und Kritik, mit mannigfaltigen Kenntnissen verbunden, schon sehr früh die gehörige Richtung gaben, nach jenen Forderungen ohne Anstoß Sonette verfertigt hat, die das eigensinnigste Ohr des Kenners befriedigen müssen. Ich kann

mich nicht enthalten, mit einem derselben diese Vorrede zu würzen, und mich zugleich dadurch zu rechtfertigen, daß ich das Wort der Weihe, in meinem ganzen Leben das erste, an diesen Lieblingsjünger, dessen Meister ich gern heissen möchte, wenn solche Jünger nicht ohne Meister fertig würden, nicht wider die Gebühr verschwendet habe:

Das Lieblichste.

Sanft entschläft sich's an bemoosten Klippen,
Bei der dunkeln Quelle Sprudelklang.
Lieblich labt's, wann Gluth das Mark durchdrang,
Traubensaft in Tropfen einzunippen.

Himmlisch dem, der je aus Aganippen
Schöpfte, tönt geweihter Dichter Sang.
Göttlich ist der Liebe Wonnempfang
Auf des Mädchens unentweihten Lippen.

Aber Eines ist mir noch bewußt,
Das der Himmel seinen liebsten Söhnen
Einzig gab, die Wonne milder Thränen,

Wann der Geist, von Ahndung und von Lust
Rings umdämmert, auf der Wehmuth Wellen
Wünscht in Melodieen hinzuquellen.

Das Sonett ist übrigens eine sehr bequeme Form, allerlei poetischen Stoff von kleinerm Umfange, womit man sonst nichts anzufangen weiß, auf eine sehr gefällige Art an den Mann zu bringen. Es nimmt nicht nur den kürzern lyrischen und didactischen sehr willig auf, sondern ist auch ein schicklicher Rahmen um kleine Gemählde jeder Art, eine artige Einfassung zu allerlei Bescherungen für Freunde und Freundinnen. —

Noch geziemet sich hier ein Wort der Entschuldigung wegen des Verzuges dieser schon so lange angekündigten neuen Auflage. Meine Absicht war gut, ob ich sie gleich nicht erreichet habe. Ich wollte nicht allein einer ziemlichen Anzahl poetischer Bruchstücke in meinem Pulte die Vollendung, sondern auch den bereits vorhandenen Gedichten einen höhern Grad der Vollkommenheit zu geben suchen, um hernach mit desto mehr Gemüthsruhe von der Muse des Gesanges ganz Abschied nehmen zu können. Allein das Clima, die Lage, die Leibes- und Seelenstimmung, worin ich mich befand, waren Producten dieser Art nicht günstig; und vergebens hoffte ich von einem Jahr in das andere im Buche des Schicksals das Blatt umzuschlagen, worauf Verbesserung geschrieben stände. Der Anfragen und Anmahnungen, welche indessen entweder herzliches Wohlwollen, oder leere Höflichkeit, bisweilen auch wohl Unbescheidenheit, an mich ergehen

ließen, wurden mir denn doch zuletzt zu viele. Ich mußte mich daher entschließen, wenigstens das hiermit zu geben, was sich bis hierher kümmerlich hatte durchwintern lassen. Ich bin nun zwar längst nicht mehr eitel genug, mir einzubilden, als ob das Zurückbleibende ein erheblicher Verlust für das Publicum sey. Indessen gibt es doch wohl immer noch gute Freunde und Freundinnen, denen es leid darum ist, und welche ihre Ansprüche darauf im Herzen behalten. Diese muß ich bitten, mich nun nicht weiter zu fragen, von mir nichts mehr zu fordern, nichts mehr zu erwarten. Es kann Lagen und Stimmungen geben, in denen Einem dergleichen, anstatt zu schmeicheln, nur zur Last fällt. Zwar will ich mich nicht selbst schon der absoluten Ohnmacht des Alters anklagen, wiewohl ich allerdings über den Johannistag des Lebens hinaus bin, und das Beispiel der alsdann verstummenden Nachtigall die Dichter zu erinnern scheinet, daß sie ihren im Lenz ersungenen Ruhm in dem schwülen Nachsommer, oder kalten, feuchten Herbste nicht wieder versingen sollen. Auch will ich mir nicht etwa das lächerlich vornehme Ansehen geben, als ob der Umgang mit der jugendlichen, Geist und Herz erhebenden Schönen unter der Würde eines gesetzten Mannes sey, der auch wohl außer dem noch Eins und das Andere gelernt hat, und auszurichten im Stande ist. Denn schien mir jemahls etwas des Spottes, der Verach-

tung werth, so war es jener dünnethuende Bettelstolz, womit mancher Titulado sich beigehen ließ, auf die Leyer Apollon's, die er wohl gar selbst in seiner Jugend gespielt, hernach aber mit dem Schreiberkiele vertauscht hatte, als auf eine Kinderklapper herab zu blicken. Die Ergreifung dieses gemeinen Lehr- und Nährkieles ist zwar keinesweges auch dem allerhochadeligsten Göttersohne zu verargen, wenn allerlei Leibesbedürfnisse ihn endlich aus der Gesellschaft der schönen Pierinnen vertreiben. Aber deßwegen nun von ihren göttlichen Gaben, und den edeln Vortheilen, welche diese zur Bildung des Geistes und des Gemüthes gewährten, wie von den Pfeffernüssen der Frau Pathe zu sprechen, das ist eine Thorheit, die, glaube ich, nur in dem gelehrten Deutschlande Mode ist, und in England, Frankreich und Italien, wo man mehr auf Geistes- als Faustwerke hält, vermuthlich laut ausgepfiffen werden dürfte. Vor einer solchen Thorheit wird mich mein Bißchen Vernunft und Einsicht in den Werth der Menschen und ihrer Beschäftigungen hoffentlich auf immer bewahren. Wenn ich den Umgang mit meiner göttlichen Freundinn für die Zukunft nicht eben verschwöre, — denn wer wollte das thun? — aber doch zu meiden mich bestrebe, so geschieht es lediglich um deßwillen, damit während der Zeit, da die Herren und Damen sich, wie es ihnen selbst zu sagen beliebt, an meinen Liedern ergetzen, nicht ich selbst in

mancher Rücksicht mich allzu unergetzlich befinden möge. Dergleichen wäre nun zwar nicht zu besorgen, wenn alle Dinge im werthen Deutschen Vaterlande so stånden, wie sie unmaßgeblich stehen sollten. Denn alsdann würde z. B. ein von dem Publicum geliebter Schriftsteller, sey er nun Dichter, oder Prosaist, quem Deus nec mensa nec Dea dignata cubili est, die besten Jahre seiner Geisteskraft und Thätigkeit auf die Vollendung einiger vorzüglichen Kunstwerke, die aber auch nun desto mehr Unterricht und Vergnügen, desto mehr Ehre seinem Volk und Zeitalter gewährten, nicht zu seinem selbsteigenen Nachtheile verwenden. Vielmehr würde er, da diese Werke vermuthlich sehr gern gelesen und häufig gekauft werden würden, sich dadurch eine kleine, sichere und ihm wohl nicht zu mißgönnende Rente auf die unscheltbarste Weise erworben haben. Diese wäre vielleicht hinreichend, ihn gegen manche Unannehmlichkeiten zu schützen, welche die Energie seines Geistes schwächten und sein Leben verbitterten, ohne daß er weiter genöthigt wäre, irgend einer sterblichen fürstlichen oder unfürstlichen Seele zur Last zu fallen. Allein es soll weise, gerechte, dankbare und großmüthige Staatsvorsteher in Deutschland geben, denen vermuthlich ein weit höheres Maß von Einsicht und Beurtheilungskraft, als unsern philosophischen und juristischen Matadoren, vermuthlich ein unendlich feineres moralisches Gefühl, als den Edel-

sten unseres Volks zu Theil geworden ist. Diese sollen nicht der Meinung seyn, daß ein Werk der Literatur auch alsdann noch seinem Verfasser oder Verleger eigenthümlich gehöre, wann es in das Publicum zu jedem beliebigen Gebrauche, außer zum Nachdrucke, ausgegangen ist. Eben dieselben sollen auch nicht dafür halten, daß es die gelehrten, geist- und herzreichen, geschmackvollen, beredten Schriftsteller in Prosa und Versen sind, welche dem Verstande Licht, dem Herzen Rechtschaffenheit und Adel, der ganzen Empfindsamkeit Stimmung zu den schönsten und edelsten Melodieen, den Sitten Glätte, Geschmeidigkeit und Anmuth, allen Leibes- und Geisteskünsten Vollkommenheit und Schönheit verleihen. Sie sollen es sich nicht träumen lassen, daß jene Schriftsteller es sind, welche den Fürstenthronen Festigkeit und Glanz, den Staaten Reichthum, Macht und Ehre, und überhaupt dem ganzen menschlichen Geschlechte mehr Heil und Segen zur Vollkommenheit und Glückseligkeit in dieser und jener Welt gewähren, als ihre Kriegsscharen mit aller Gewalt wieder nieder zu säbeln, ihre Feuergewehre nieder zu donnern im Stande sind. Nun, wem glauben sie denn wohl sonst dieses Alles, wem glauben sie es verdanken zu müssen, daß sie nicht mehr über Wilde und Barbaren, sondern über aufgeklärte, edle, gesittete, milde und getreue Völker herrschen, die sie nicht mehr für jeden wirklichen, oder vermeintlichen Frevel, nicht

mehr für jede Thorheit sogleich von Land und Leuten verjagen, unter denen sie ohne Leibwache, mit und ohne Überrock, sicher vor Gift und Dolch, umherwandeln, essen, trinken, und bei ihren Weibern oder Mätressen schlafen können? — Welche Frage! Wem anders, als — den Nachdruckern? Christian Gottlieb Schmieder'n und Consorten!

Diese sind ihnen die wahren Verbreiter der Aufklärung, der Tugend, des guten Geschmackes, der feinen Lebensart und Sitten. Es kann daher gedachten weisen, gerechten, dankbaren und großmüthigen Staatsvorstehern nicht einfallen, den Schriftstellern, oder deren rechtmäßigen Verlegern ihr laut angeschrienes Eigenthum durch allgemeine, beständige, wirksame Gesetze zu sichern, oder die Schriftsteller, als Schriftsteller *), für die Wohlthaten, so sie ihnen und ih-

*) Sie werden doch wohl nicht das für Belohnung schriftstellerischer Verdienste halten, wenn sie etwa einen großen Geist und Gelehrten zu einem Amt anstellen, wo er für die ihm oft kärglich genug gereichte Leibesnahrung und Nothdurft zu ihrem und des Staates besondern Privatnutzen arbeiten muß, daß ihm der Athem ausgehen möchte. Es gibt freilich Schmeichler genug, die so etwas für Mäcenaten-Thaten ausschreien, so wie es auch nicht an durchlauchtigen, hochgeborenen und excellenten Pfauen und Straußen fehlet, die das für wahr halten. Allein ein edler und tapferer Mann muß, Kraft der ihm zuständigen menschlichen, Europäischen und Deutschen Bürgerfreiheit, die er für sich, seine Mitbürger und

ren Staaten erweisen, zu belohnen. Was sage ich belohnen? Es kann sie bei jener Denk- und Sinnesart auch nicht

---

Nachkommen mit Gut, Blut und Leben zu behaupten immer bereit seyn soll, sich nie scheuen, klare und offenbare Wahrheit zum allgemeinen Heil auch den ersten Staatsdienern vorzupredigen, wenn es gleich schon oft genug von Andern vergeblich geschehen seyn sollte. Ein wiederhohlter Tropfenfall höhlt doch endlich auch Felsen aus. — Praeterea censeo, Carthaginem esse delendam, — sprach Cato, der Censor, Kraft der Befugniß und Sitte Römischer Senatoren, so oft er in der Staatsversammlung auch über ganz andere und fremde Gegenstände gestimmt hatte; und endlich stürzte das wiederhohlte Wort Carthago. Man braucht aber ganz und gar nicht ein Mitglied im Rathe der Archonten zu seyn, um über Gesetz- und Regierungsmängel des Staates, dessen Bürger man ist, ein freies, offenes und Deutsches Censeo sagen zu dürfen, was auch Sultans- und Bassen-Politik dagegen einwenden möchte. Alle National-Schriftsteller sollten es zur Sitte machen, ihre Schriften, besonders diejenigen, die für ein größeres Publicum bestimmt sind, unabläßig und so lange mit einem ähnlichen Censeo zu besiegeln, bis endlich die Hyder Nachdruck vernichtet wäre. Habe ich diese Worte wider den Beifall der Weisen, der Gerechten und Edeln meines Vaterlandes niedergeschrieben, so werde mir wie einem Verbrecher das Haupt abgeschlagen! Vereinigen sich aber ihre tausend und abermahl tausend Stimmen mit der meinigen, so blicke dereinst eine bessere Nachwelt mit Verdruß und Mitleiden auf ein Zeitalter zurück, da eines Jeden, und nur das Eigenthum des gleichsam in den Stand der schutz- und hülflosen Natur zurückgeworfenen Schriftstellers nicht unverletzlich und heilig war. — Soll er etwa nun auch das Naturgesetz ausüben, und den Nach-

einmahl ein Gefühl der Scham anwandeln, das Brot, welches die Schriftsteller, ohne ihr durchlauchtiges, hochgeborenes und excellentes Zuthun, sich durch sich selbst, durch ihre nach langem, schweren und mühsamen Fleiß endlich vollendeten Werke erworben haben würden, dem ersten dem besten Hunde Preis zu geben, der seine Hütte unter dem Thron ihrer Weisheit, Gerechtigkeit, Dankbarkeit und Großmuth aufschlägt. Weil denn nun aber die Umstände so beschaffen sind, und eine Änderung so bald nicht zu erwarten stehet, was bleibt dem Schriftsteller übrig? Soll er sich etwa bei dem aufklärenden, Tugend und Geschmack verbreitenden Nachdrucker als Ballenbinder verdingen? Besser stände er sich dabei unstreitig, als bei der Schriftstellerei, wenn ohne diese auch nur immer etwas zu bündeln und zu schnüren wäre. Oder soll er, anstatt die Blüthe seines Lebens und seiner Kraft einem oder zwei vortrefflichen, vollendeten, dauernden National-Werken aufzuopfern, jede Messe mit Alphabeten von Mittelmäßigkeit oder Erbärmlichkeit beschicken? Denn nur die Engel Gabriel und Raphael sind vermuthlich im Stande, das Vor-

drucker niederschießen, niederbohren, wo er ihn trifft? Daß das unter solchen Umständen erlaubt seyn müsse, getraue ich mir auszuführen; und nur ein Muster menschlicher Inconsequenz soll es wagen, mich widerlegen zu wollen. Denn nach eben demselben Rechte brechen Staaten und Völker einander die Hälse.

treffliche in der Poesie, Philosophie, Geschichte jedes halbe Jahr in so starken Ballen zu liefern, daß bei der Gefahr des Nachdruckes der Aufwand an Öhl, Holz und Schreibmaterialien daran gewonnen werden mag. Da es nicht Jedermanns Sache ist, seine Ehre vor Welt und Nachwelt auf jeder Messe für ein Paar Louisd'or Trankgeld feil zu biethen, so wird es weit gerathener seyn, sich in dunkler Stille zur geringsten Handarbeit, zum Abschreiben, zum Abelehren, ja, zum Graben selbst zu entschließen, als auf Werke der Homere, der Sophokles, der Plato, der Xenophon, der Tacitus, der Montesquieu, der Gibbon, der Klopstocke, Wielande und Kante sich zu verwenden. In der Erwartung, meine armen Gedichte, deren ich gewiß ungern und sehr verschämt so nahe bei jenen großen Nahmen erwähne, je mehr sie das Publicum etwa ergetzen möchten, desto eher von den genannten erhabenen Wohlthätern unserer Nation unter gnädigster Protection bestmöglichst verbreitet zu sehen, mache ich denn also hiermit, unter Verzichtleistung auf Gerechtigkeit, Dank und Großmuth, welche nicht mir, sondern Schmieder'n und Consorten gebühren, dem werthen Publicum meine demüthige Verbeugung, und greife von nun an — zum Spaten. Es ist nun freilich bei so bewandten Umständen nicht möglich, daß ein lern- und lustbegieriges Publicum noch zwei andere ähnliche Bände, oder was sonst eine mangel- und

verdrußlose Lage hervorbringen möchte, erhalte. Wenn das aber auch Iliaden und Theodiceen wären, so ist doch offenbar ein solcher Verlust eine wahre Kleinigkeit gegen den halben oder ganzen Gulden, den Ihre Majestäten, Durchlauchten, Hoch= und Hochwohlgeborenen Excellenzen, und ein ganzes wirthschaftliches Publicum an dem nächst bevorstehenden gnädigst privilegirten Nachdrucke gewinnen werden. Ein solcher Gewinn ist es schon werth, die National=Wohlthäter Schmieder und Consorten dankbar zu verehren und zu segnen. Amen.

Göttingen, im Aprill, 1789.

Nachschrift.

Wegen des schwankenden Schreibegebrauchs in manchen Wörtern kann es wohl kommen, daß auch ein Schriftsteller, der seine Sprache und die Genauigkeit bis auf den Buchstaben liebt, aus Mangel an Aufmerksamkeit in Ungleichheiten verfällt. Die hauptsächlichsten solcher Wörter, an denen mir das begegnet seyn mag, will ich hier so anführen, wie ich sie durchgängig geschrieben zu haben wünsche: Nachtfeier, Weihe, Fluth, Gluth, Myrte, sammt, geboren, gebar, verloren, verlor, Herde, Müschchen, Büschchen, Tischchen, Fischchen. (So ekelhaft es sonst ist, die Verkleinerungs-Sylbe gen geschrieben zu sehen, da sie chen ausgesprochen wird, so wollte es mir doch einst nicht in's Auge, sie auch nach dem sch chen zu schreiben. Allein ich gebe meine willkürliche Ausnahme auf.) Sprize, Schale, vortrefflich, gibt, gib, mahl in allen Zusammensetzungen, Phantasie, Kreatur, schwer, erschweren, abenteuerlich, Heide, Bahre, bescheren, höhnisch, zweifeln, Scham, Sprichwort, quer, schwül, euern, knirrschen, weidlich, Weitzen, Schmerbauch, däucht, Küssen, coussin, die Sylbe miß in allen Zusammensetzungen, Käfich, allmählich, galoppiren, Hahnrei, sammtene, Witwe. — Dieß scheinet vielleicht allzu ängstliche Mikrologie; allein es geschieht, um

Manchen zu erinnern, daß man auf so etwas zu achten habe.

In dem Gedichte, „Der große Mann,„ ist in dem Verse:

Und aller Wesen Kraft ihm lehrt,

das ihm weder ein Sprach- noch Druckfehler, sondern ein durch unsern großen Sprachkenner Adelung autorisirter Versuch, dem Verbo lehren seinen Dativ der Person wieder zu geben, den ihm unwissende Lateinische Sprach-Pedanterei, einer der vernünftigsten und weitreichendsten Analogieen, so wohl unserer, als jeder andern Sprache zuwider, seit Jahrhunderten entrissen und vorenthalten hat. Denn hundert Jahre Unrecht ist nicht eine Stunde Recht. Zwar ist es kaum der Mühe werth, mit demjenigen zu hadern, der dennoch steif und fest auf seinem: „lehre mich diesen Kunstgriff,„ das heißt richtig übersetzt: „belehre mich, der ich dieser Kunstgriff bin,„ zu halten geneigt bleibt. Es ist indessen schon genug, wenn diese Anmerkung nur so viel bewirkt, daß die unwissende Weisheit künftig kein Hohngeschrei darüber erhebe, wenn ein echter Deutscher, stärker von der allgemeinen vernünftigen Analogie, als von der grundlosen Ausnahme angezogen, auch, „lehre mir diesen Kunstgriff„ spricht und schreibet. Der Zug hierher ist und bleibt, Trotz Allem, was uns die Schulmeister hierüber einschärften, immer so mäch-

tig, daß, wenn nur diesen erst das Maul gestopft ist, vielleicht in der nächsten Generation kein Mensch mehr, als höchstens ein Poet um des Reimes willen, noch „lehre mich„ sagen wird.

II.

Kritische Blätter.



1.

Briefwechsel mit Boie über die Lenore.

Mit Anmerkungen von Voß *).

1.

Gelliehausen, den 19. Aprill, 1773.

Gott grüße Sie, mein liebster Boie!

Warum sind Sie nicht gekommen? Wieder brav geschwärmt? O, was haben Sie, Schmetterling, gegen mich Packesel es gut!

Ich habe alle meine Poeterei vergessen. Es will nichts mehr klingen und klappen; und arm an Gedanken bin ich auch. O Himmel! mein herrliches Rühmchen wird in der Blüthe verwelken. Da hab' ich zwei Liedlein gemacht, ein Minneliedlein und ein anderes Liedlein. Mir däucht, sie sind an manchen Stellen etwas lendenlahm. O, ich habe mich fast zu Schanden gegrämt, daß ich so gar nichts mehr kann, und unsere Brüder im Apoll nehmen zu, wie die Mast-

*) S. Morgenblatt für gebildete Stände. Dritter Jahrgang. Tübingen. 1809. Num. 241 — 5.

D. H.

kälber. Das Minnelied ist Miller'n dedicirt. Gleicher Gestalt werd' ich bald eine Romanze an Hölty, und so Jeglichem von seiner Art etwas dediciren.

Die Epistel an Sie ist auch jetzt auf der Werkstatt. O ich armer Mensch, wenn ich nur nicht so viel Arbeit, Verdruß und Grillen hätte!

Ich habe eine herrliche Romanzen-Geschichte aus einer uralten Ballade aufgestört. Schade nur, daß ich an den Text der Ballade selbst nicht gelangen kann *)! Leben Sie wohl, und grüßen Sie die Brüder!

Bürger.

N. S. Diese beiden Stückchen können Sie, Herr Repräsentant, in der Bundesversammlung vorlesen.

---

*) Die Geschichte der Lenore hatte Bürger von einem Hausmädchen erzählen gehört. Die Erzählerinn, die er in der Folge Christine nennt, wußte aus dem alten Liede nur die Verse:

Der Mond, der scheint so helle,
Die Todten reiten schnelle.

Und die Worte des Gesprächs: „Graut Liebchen auch?„ — „Wie sollte mir grauen? Ich bin ja bei dir.„ — Wir haben dem Liede in allen Gegenden von Deutschland umsonst nachgeforscht. Was man im Wunderhorn dafür ausgibt, scheint nicht älter, als die Pfarrerstochter von Taubenhain, die aus der Bürgerischen verdorben ist, und ein Paar Lieder nach Hölty und Overbeck. Sprache und Versbau ist modern.

2.

Gelliehausen, den 22. Aprill, 1773.

Hier, lieber Repräsentant, empfangen Sie eine Romanze, oder wenn Sie lieber wollen, eine Ballade *). Sie kommt frisch aus der Werkstatt, und gefällt mir bis jetzt meisten Theils noch so ziemlich. Es kommt nach und nach wieder mit mir in den Gang. Mein Köcher ist noch voll von goldenen Pfeilen. O Himmel! wär' ich jetzt noch unter euch in Göttingen! Ich wollt' euch allzusammen aus dem Sack und in den Sack singen. Ach! daß ich so manche Stunde der feurigsten Weihe ungenutzt vorbeistreichen lassen muß! Daß Ihr Herren in Göttingen so viel macht, das dank' euch Herodes! Aber hier! Hoc opus, hic labor est! —

Nun hab' ich eine rührende Romanze in der Mache, darüber soll sich Hölty aufhängen. —

Wollen Sie denn nicht bald kommen, und den Frühling grüßen? Er wacht in Gärten nnd Fluren gar wonniglich auf; nur in meiner Seele nicht recht. O, wenn er

*) Es war der Raubgraf. Bürger stand an, ob er Ballade die scherzhafte, und Romanze die rührende Erzählung des Volksliedes nennen sollte; oder umgekehrt. Boie rieth zu dem Letzteren.

darin, ungetrübt von Wolken des Verdrusses, erwachte, wie wollt' ich dann singen! Leben Sie wohl, und grüßen Sie die Brüder!

Bürger.

3.

Gelliehausen, den 6. Mai, 1773.

Ist der Sohn der Maja noch nicht eingetroffen? Unfehlbar hat er einen Flügel auf der Reise zerbrochen. So arm ich auch jetzt bin, will ich dennoch abonniren. Melden Sie mir nur, wie hoch? Auf den Montag soll das Geld da seyn.

Aber, Menschenkind, warum schicken Sie mir nicht sonst etwas? Sie könnten ja immer mit Muße und Bequemlichkeit etwas für mich einpacken, und es in die Schnaps-Boutique legen; dann fänd' es doch Mephistophiles, wann er vorkäme, und Sie nicht zu Hause träfe.

Bevor Sie mir nichts schicken, sollen Sie auch meine überköstliche Ballade Lenore, und ein Minnelied, das süßer, als Honig und Honigseim ist, nicht haben. Traun! diese zwei Stücke sind so stattlich, daß man wohl darauf pochen kann.

Bei meiner armen Seele! Sie können Ihre Begriffe gar nicht zu der Vortrefflichkeit dieser Stücke erheben. Und Herr, damit Sie nur sehen, daß es keine Rodomontaden

sind, so will ich Ihnen von jedem Stücke die erste Strophe, und das sind doch die schlechtesten, herschreiben.

Lenore.

Lenore weinte bitterlich,
Ihr Leid war unermeßlich;
Denn Wilhelm's Bildniß prägte sich
In's Herz, ihr unvergeßlich.
Er war mit König Friedrich's Macht
Gezogen in die Pragerschlacht,
Und hatte nicht geschrieben,
Ob er gesund geblieben.
Der rc.

Minnelied.

In dem Himmel ist die Fülle
Hochgelobter Seligkeit.
Gerne, wär' es Gottes Wille,
Tränk' auch ich aus dieser Fülle
Bald Erquickung für mein Leid,
Für rc.

Herr, das ist euch eine Ballade, das ist ein Minnelied, die sich gewaschen haben! Und ganz original! Ganz von eigener Erfindung! Wahrlich! es sind Kinder, welche von Herzen kamen, und zu Herzen gehen.

Wenn bei der Ballade nicht Jedem es kalt über die Haut laufen muß, so will ich mein Leben lang Hans Casper heißen.

Wenn Sie mir nun nichts schicken, so kriegen Sie die zwei herrlichen opuscula nie zu sehen. Und wenn's mir noch so hart ankommen sollte, so sollen sie doch unter'm Schloß bleiben, und nicht ausgehängt werden.

Wonach man sich zu achten.

Signatum Gelliehausen, den 6. Mai, 1773.

G. A. Bürger.

4.

Göttingen, den 8. Mai, 1773.

— — — — — — — — — — — — —

Aber nun, mein Herr, Ihre Ballade, Ihre anderen schönen Sachen! Wir sind Alle sehr, sehr neugierig, und ich insbesondere. Aber weh Ihnen, wenn Sie's nicht außerordentlich gut gemacht haben! Sie haben uns in's Angesicht Hohn gesprochen, und die kritische Geißel ist schon aufgehoben, und wartet Ihrer. Weh Ihnen, wenn nicht Alles per excellentiam gut ist! — —

Herrliche fliegende Blätter sind in Hamburg herausgekommen über Deutsche Art und Kunst. So bald, als

ich sie habe, und gelesen habe, sollen Sie sie auch bekommen.

Hier ist eine Ode, die Klopstock ganz neulich gemacht, und noch ein Zettelchen von Miller, das ich bald wieder haben muß. — — In vierzehn Tagen ist Herder hier, mit einer jungen Frau. Sie haben mich unendlich lüstern gemacht nach der Leonore, dem Liede und Allem. Um des Himmels willen, täuschen Sie mich nur nicht länger. Adio!

Boie.

5.

Gelliehausen, den 10. Mai, 1773.

Hatt' ich Ihnen neulich geschrieben, daß ich eine so herrliche Ballade Lenore gemacht hätte? — Da muß ich mich häßlich verschrieben haben, mein liebster Herzens-Boie! — Ich will erst eine machen, die so vortrefflich seyn soll. Ha ha! he he! hi hi! ho ho! hu hu! Aus allen Vocalen muß ich lachen, daß mir doch mein Kniff gelungen ist, und ich einige Manuscripte auf die Art Ihnen abgelockt habe. Sie erfolgen hier wieder zurück. Klopstock's Ode ist vortrefflich und sehr erhaben. Es herrscht der Geist der hohen heiligen Andacht darin. Von Miller's Minneliedern däucht mir ist das letzte vorzüglich minniglich.

Jetzt, mein lieber Boie, wacht mir doch das Gewissen

auf, daß es unrecht ist, Sie so wegen der Ballade zu necken. Sie existirt! Aber Sie bekommen sie heut noch nicht, weil sie noch unter der Feile kreischt. Ich möchte gern, daß sie so untadelig, als möglich, unter Ihre Augen träte. Denn Ihr kritischen Bullenbeisser mögt eure Zähne gewaltig drauf gewetzt haben. So überköstlich, als ich geprahlt habe, (ich muß es nur gestehen,) wird sie nicht seyn. Ich mußte prahlen, um etwas zu lesen zu kriegen. Aber ein schlechtes Stück ist es doch, traun! auch nicht. Mir behagt sie bis jetzt noch ganz artig. Also, Ihr Leutchen, lass' ich mich aus den Wolken meines Selbstlobs wieder hernieder in das Thal der Bescheidenheit. Rächet also meinen vorigen nothgedrungenen Übermuth an meiner armen Ballade nicht. Denn sie ist jetzt mein Schooßkind. Ein Ströphchen, und zwar das zweite, will ich Ihnen indessen zu dem ersten noch zum voraus zu kosten geben.

2.

Der König und die Kaiserinn,
Des langen Haders müde,
Erweichten ihren harten Sinn,
Und machten endlich Friede.
Und jedes Heer mit Sing und Sang,
Mit Paukenschlag und Kling und Klang,

Geschmückt mit grünen Reisern,
Zog heim zu seinen Häusern.

3.

Und überall und überall,
Gedrängt auf allen Wegen,
Zog Alt und Jung dem Jubelschall
Der Kommenden entgegen.
Gottlob! rief Kind und Gattinn laut,
Willkommen! manche frohe Braut.
Ach! aber für Lenore'n
War dieser Gruß verloren.

4.

Sie frug den Heerzug auf und ab,
Und frug nach allen Nahmen;
Doch die erwünschte Kundschaft gab
Nicht Einer, so da kamen.
Als nun der Zug vorüber war,
Zerraufte sie ihr Rabenhaar,
Und warf sich auf die Erde
Mit wilder Angstgeberde.

Praeter propter können Sie hieraus den Ton errathen, welcher, wie ich mir schmeichele, in der Folge noch populärer

und balladenmäßiger ist und seyn wird. Der Stoff ist aus einem alten Spinnstubenliede genommen. Vale!

Bürger.

Noch eins! Ich gebe mir Mühe, das Stück zur Composition zu dichten. Es sollte meine größte Belohnung seyn, wenn es recht balladenmäßig und simpel componirt, und dann wieder in den Spinnstuben gesungen werden könnte. Ich wollte, ich könnte die Melodie, die ich in der Seele habe, dem Componisten mit der Stimme angeben!

Ich nehme noch ein Blatt, mein trauter Boie, weil ich noch nichts von Herder'n gesagt und gefragt habe. Von wannen kommt er, und wohin fährt er? Wo hat er die schöne junge Frau her? Wird er lange in Göttingen bleiben? Und welchen Tag wird er ankommen? Gern möcht' ich ihm auch meinen Bonsdies machen.

Nun Vale! zum zweiten Mahl. Schicken Sie mir die fliegenden Hamburgischen Blätter. Ich will dagegen Sie auch mit meinen opusculis so kurz, als möglich, hinhalten.

Bürger.

6.

Gelliehausen, den 17. Mai, 1773.

— — — — — — — — — — — — —

Wann werden Sie uns besuchen? Es blüht hier ein

paradiesischer Lenz um uns her. In meinem Leben hab' ich den Frühling so schön noch nicht gesehen. Er entzückt und begeistert mich so sehr, daß ich kein Wort singen und sagen kann. Deßwegen ist auch meine Ballade noch nicht zu Stande. Geduld! Geduld! Was lange währt, wird gut. Vale!

Bürger.

7.

Gelliehausen, den 27. Mai, 1773.

— — — Lenore nimmt täglich zu an Alter, Gnade und Weisheit bei Gott und den Menschen. Sie thut solche Wirkung, daß die Frau Hofräthinn *) des Nachts davon im Bette auffährt. Ich darf sie gar nicht daran erinnern. Und in der That, des Abends mag ich mich selbst nicht damit beschäftigen. Denn da wandelt mich nicht minder ein kleiner Schauer an. Wenn Sie solche unsern Göttingischen Freunden zum ersten Mahl vorlesen, so borgen Sie einen Todtenkopf von einem Mediciner, setzen solchen bei einer trüben Lampe, und dann lesen Sie. So sollen Allen die Haare, wie im Macbeth, zu Berge stehen.

Bürger.

*) Die Hofräthinn Liste. Siehe Bürger's Leben von Althof. S. 36. Eben daselbst, S. 114, wird Bürger's Gespensterfurcht bezeugt.

8.

Gelliehausen, den 18. Junius, 1773.

Hier, liebster Boie, kommt die Nachtfeier wieder zurück. Mit dem Umschmelzen, wenigstens wenn's von einigem Belange seyn soll, will's so nicht recht mehr gehen. Der Ton dieses Stücks ist mir schon so fremd geworden, tönt mir schon so weit hinten in der Ferne, und so dunkel, daß ich kaum noch darüber urtheilen und entscheiden kann. — Der, den Herder auferweckt hat, der schon lang' auch in meiner Seele auftönte, hat nun dieselbe ganz erfüllt, und — ich muß entweder durchaus nichts von mir selbst wissen, oder ich bin in meinem Elemente. O Boie, Boie, welche Wonne! als ich fand, das ein Mann, wie Herder, eben das von der Lyrik des Volks, und mithin der Natur, deutlicher und bestimmter lehrte, was ich dunkel davon schon längst gedacht und empfunden hatte. Ich denke, Lenore soll Herder's Lehre einiger Maßen entsprechen *). Aber Schirach! — und alle das luftige Gesindel seines Gelichters? Ja, die werden

*) Den Ton der Ballade hatte Bürger mit seinen Göttingischen Freunden weit früher aus Percy's Relicks aufgefaßt. Herder's Aufsatz in den fliegenden Blättern erhöhte des gleich empfindenden Dichters Begeisterung, daß er seine Lenore schneller und so vollendete.

sie anstarren, wie die Kuh das neue Thor, werden das Hohngelächter des Wahnsinns und des Unverstandes aufschlagen. *) — —

Mit nächstem sollen Sie Lenore'n haben, und vielleicht noch etwas ganz Neues. Adio!

Bürger.

9.

Göttingen, den 28. Junius, 1773.

— — — — Ich freue mich nicht wenig, daß Sie so von Herder's Buche durchdrungen sind. That ich nun nicht wohl, daß ich Sie zwang, es zu kaufen? Wann wird aber Lenore fertig? In acht Tagen bin ich fest entschlossen, zu ihm zu reisen. (Sagen Sie Er. nichts davon; ich will allein seyn!) Dann muß ich sie mit haben, und ihm doch zeigen. Ich lege eine alte Romanze, (leider nicht ganz!) bei, die seine Frau mir geschickt hat. Verwerfen Sie sie mir ja nicht. — —

Boie.

10.

Am 8. Julius schrieb Bürger einen jubelnden Brief über Götz von Berlichingen. Darin meldet er:

*) Jener Mann lärmte damahls in einem kritischen Magazin.

Dieser Götz von Berlichingen hat mich wieder zu drei neuen Strophen zur Lenore begeistert. Herr, nichts weniger, in ihrer Art, soll sie werden, als was dieser Götz in seiner ist. Aber in zwei Monathen wird sie noch nicht fertig. Hu! wie wird mich der Unverstand darüber anblöken! Aber der kann mir — — —! Frei! frei! Keinem unterthan, als der Natur! —

Bürger.

11.

Gelliehausen, den 12. August, 1773.

„Gottlob, nun bin ich mit meinem schweren Horatio fertig!„ rief weiland Caspar Gottschling. —

Gottlob, nun bin ich mit meiner unsterblichen Lenora fertig! ruf' auch ich in dem Taumel meiner noch wallenden Begeisterung Ihnen zu. Das ist dir ein Stück, Brüderle! — Keiner, der mir nicht erst seinen Batzen gibt, soll's hören. Ist's möglich, daß Menschensinne so 'was Köstliches erdenken können? Ich staune mich selber an, und glaube kaum, daß ich's gemacht habe. Ich zwicke mich in die Waden, um mich zu überzeugen, daß ich nicht träume. Wahrlich! cose dette mai ne in prosa ne in rime. Ich muß mir selbst zurufen, was der Cardinal von Este Ariost'en zurief: Per dio, Signor Burgero, donde avete pigliate tante coglionerie?

Ei! Ihr Gesellen dort, wie tief werdet Ihr die Hüthe davor abnehmen müssen! Ich schick' es aber hier noch nicht mit, sondern bring' es binnen acht Tagen selbst mit. Denn keiner von euch Allen, er declamire so gut, er will, kann Lenore'n auf's erste Mahl in ihrem Geist declamiren, und Declamation macht die Halbschied von dem Stück aus. Daher sollt Ihr's von mir selbst das erste Mahl in aller seiner Gräßlichkeit vernehmen. Dann sollen Sie die Genossen des Hains in der Abenddämmerung auf ein einsames etwas schauerliches Zimmer zusammen laden, wo ich, unbesorgt und ungestört, das Gräßliche der Stimme recht austönen lassen kann. Der jüngste Graf soll, wie vor Loth's seligem Weibe, davor beben. Denn

J have unfold a tale, whose lightest word
Will harrow up jour souls, freeze jour joung blood,
Make jour two eyes, like stars, start from their spheres.
Your knotty and combined locks to part,
And each particular hair to stand on end,
Like quills upon the fretful porcupine.

Ihr sollt Alle mit bebenden Knieen vor mir niederfallen, und mich für den Dschinkis-Chan, d. i. den größten Chan in der Ballade erklären; und ich will meinen Fuß auf eure Hälse, zum Zeichen meiner Superiorität, setzen. Denn Alle,

die nach mir Balladen machen, werden meine ungezweifelten Vasallen seyn, und ihren Ton von mir zu Lehn tragen. Ihr luftiges Gesindel dort! ich will euch zeigen, qui siem? Ihr meint, ich könnte nichts mehr machen, wie ich habe munkeln hören? — Bonsdies! Meine Wurzel ist noch nicht abgehauen, treibt noch herrliche Sprossen, und wird ihrer noch viele treiben. Alle Zungen auf Erden und unter der Erde sollen bekennen, daß ich sey ein Balladen-Adler, und kein Anderer neben mir.

Solltet aber Ihr, luftiges Gesindel, oder Einige unter euch, so insolent seyn, und eure Kniee nicht beugen wollen, so will ich's mit der Lenore, wie die Sibylle mit ihren neun Büchern bei'm Tarquin machen. Ein Drittel davon will ich gleich verbrennen, und wenn Ihr dann vor den übrigen zwei Dritteln noch nicht niederfallen wollt, so soll auch das zweite Drittel in's Feuer. Vor dem letzten Drittel fallet Ihr gewiß dann mit großem Geheul nieder. — Adio!

Bürger.

12.

Göttingen, den 12. August, 1773.

— — — Es ist jetzt ein Franzose hier, der auf Deutschen Geist, Deutschen Witz herumreiset *), von Ew. Wohl-

*) Cacault, der Übersetzer von Ramler's Oden.

geboren gehört hat, und Ihnen gern die Kniee des Herzens beugte, wenn Sie nicht immer in ihrer Höhle lägen *). Der Almanach ist über halb fertig, und von Ihrer Ballade, Ihrer Epistel an meine Wenigkeit hört und sieht man nichts. Ich citire Sie hiemit, sub poena praeclusi et perpetui silentii, innerhalb acht Tagen allhier zu erscheinen, und öffentlich zu zeigen, weß Geistes Kinder sie sind.

Boie.

13.

Gelliehausen, den 14. August, 1773.

— — — Diese Woche denk' ich noch gewiß zu kommen, und Lenore'n zu bringen. — Der Franzose thut sehr wohl, daß er auch Uns seine Kniee beugen will. — Wir nehmen die Ehre, als wohlverdient, in hohen Gnaden an. Er könnte aber wohl eher zu Uns kommen, als Wir zu ihm. Dieß Letztere läuft wider Unsere hohe Adler- oder vielmehr Condor-Würde. Denn der Titul eines Adlers scheint Uns jetzt zu klein zu seyn; daher Wir uns denn den eines Condors

---

*) Anspielung auf die Göttingische Bardenfabel, die aus der Vorrede der letzten Ausgabe von Hölty, (Hamburg, 1804,) bekannt ist.

des Hains beigeleget *). Indessen meint Freund Sprengel, daß ich mich, wegen der Lenore, lieber für einen Parra, (d. i. der Leichenvogel der Römer,) halten sollte.

O Boie, wenn Sie mir einen recht großen Gefallen thun wollen, so schicken Sie doch ja die Almanachsbogen allzusammen. Es wird dieß der Epistel sehr zuträglich seyn. — Vale!

Bürger.

14.

Den 6. September, 1773.

Um's Himmels willen, theurer Boie, warten Sie mit der Lenore noch bis auf den Donnerstag. Sie wird und wird gewiß fertig. Und ich hänge mich auf, wenn sie nicht dieß Mahl mitgedruckt wird. Nehmen Sie doch lieber einen Bogen mehr. Der Besuch hat mich verhindert. Wenn ich nun nur vier Stunden in meine Gewalt bekommen kann,

*) Den Übermuth dieses und des vorigen Briefes strafte der Hainbund in einem strengen Erlaß. Dagegen trotzte der Condor mit einer Verfügung, die so anfing: „Wir, von und durch Uns selbst Condor und Selbstherrscher aller Haine und alles Gefieders auf Erden rc. entbiethen denen Eulen, Rohrdommeln, Wiedehopfen und Rohrsperlingen des alten Gemäuers und Dorn- und Schilfgesträuchs zu Göttingen Unsere Condorliche Ungnade.„

so soll's gar nicht fehlen. Ich will die Nacht zu Hülfe nehmen. Wenn sie auf den Donnerstag nicht kommt, so schließen Sie in's Henkers Nahmen die Bude zu. Aber bis dahin bitte ich Sie fußfälligst, warten Sie. Vale!

Bürger.

15.

Gelliehausen, den 9. September, 1773.

Hier ist endlich Lenore! Ich habe das, was vorher im Anfang erzählt war, dialogirt, weil mir jenes zu schleppend, dieß aber dem raschen lebendigen Ton des Stücks angemessener schien. Aber, Himmel! wie schwer ist mir der Dialog geworden! Und doch ist er mir noch nicht recht. Ich weiß zwar nicht, warum? Aber ich fühl' es. Lassen Sie es indessen nur einmahl erst abdrucken, und schicken Sie mir vorher den Bogen; dann wird's mir wohl in die Augen fallen. Fragen Sie auch die Andern um Rath. Ich wollte, Sie convocirten ein Concilium, und nähmen das Stück recht fleißig und collegialiter in Untersuchung. Aber die Untersuchung muß nicht allgemein seyn, sondern in's Detail gehn. Auch hab' ich die liebe Zeit von aller eurer Weisheit, wenn Ihr mir nicht, bei aufstoßendem Fehler oder Mangel, das Fleckchen zeigt, wo ich eurer Meinung nach hätte hintippen sollen. Einige Stellen, wo ich Ausdruck und Versification

verbessert haben möchte, hab' ich mit diesem Zeichen ☉ bemerkt. Vale!

Bürger.

Apropos! Wenn Ihnen und Consorten der Dialog zwischen Mutter und Tochter nicht gefallen sollte, so geb' ich anheim, ob man ihn nicht gar weglassen könnte? Und zwar folgte dann auf die Strophe:

Und taumelte zur Erde
Mit wilder Angstgeberde,

gleich die zwölfte Strophe, welche dann so gelesen werden müßte:

Nun wüthete Verzweifelung
Ihr in Gehirn und Adern.
Sie hub mit Gottes Fürsehung
Vermessen an zu hadern;
Zerschlug den Busen, und zerrang
Die Hand bis Sonnenuntergang,
Bis auf am Himmelsbogen
Die Sternenheere zogen.

Quid vobis videtur? Alsdann wäre vielleicht nichts Mattes und Überflüssiges im ganzen Stücke mehr.

Bürger.

(In Bürger's Leben von Althof wird S. 39 gesagt: „Die so berühmt gewordene Lenore äußerte ihre volle Wirkung zuerst in dem poetischen Zirkel zu Göttingen, dem nichts davon verrathen worden war. Als sie vorgelesen wurde, und Bürger bei der Stelle:

Rasch auf ein eisern Gitterthor
Ging's mit verhängtem Zügel.
Mit schwanker Gert' ein Schlag davor
Zersprengte Schloß und Riegel,

mit seiner Reitgerte an die Thür des Zimmers schlug, sprang Friedrich Stolberg in vollem Schrecken vom Stuhle auf.„ — Die bisherigen Briefe zeigen, daß Bürger den Göttingischen Freunden nicht nur einzelne Strophen mittheilen ließ, sondern auch das Ganze zur Beurtheilung empfahl. Erst nach dem Abdruck hörten ihn mehrmahls besuchende Freunde das Gedicht vorlesen; einst, da ich selbst dabei war, in seinem Gartenhause. Fensterladen und Thür waren verschlossen; bei der gedachten Stelle ward auf einen Schlag des draußen stehenden Rhapsoden die Flügelthür geöffnet. Ich weiß nicht, wie es Andern ergangen ist. Uns ward das Gräßliche durch solche Zurüstungen nicht vermehrt.

Boie's kritischer Brief, auf welchen der folgende sich bezieht, ist verloren.)

16.

Gelliehausen, den 16. September, 1773.

Einige Veränderungen zur Lenore hab' ich gemacht. Die übrigen mögt Ihr selbst machen. Ihr Herrn, das ist keine Kunst, daß Ihr bloß sagt, das und das taugt nicht. Das seh' ich oft, leider Gottes! selbst wohl. Aber anders machen sollt Ihr! Und das wird einem Fremden oft leichter, als dem Verfasser selbst. Bei einigen ist es geschehn. Wir wollen also Pünctchen für Pünctchen durchgehen. Zuvor aber noch etwas Allgemeines! Die tiefe Frau, welche unter Rabner'n noch studirt hat, und, ehe sie nach Göttingen gekommen, ihren Vers verstanden hat, soll die Nase gewaltig gerümpft haben. Dergleichen nun sind mehrere. Alle beaux esprits à la mode, die ein Collegium über den Batteux gehört, oder etwa Gellert's Fabeln, den Hagedorn und Jacobi gelesen haben, und sich nun zu Kennern und Kunstrichtern sattsam qualificirt halten, die Alles über den ihnen bekannten Leisten schlagen, und nicht begreifen können, daß es außer diesem noch hundert andere stattliche Leisten in rerum natura geben könne, alles dieß Gesindel wird Maul und Nase aufsperren, und ein entsetzliches Zetergeschrei anheben. Wehe mir! wenn ein Journalist von

dieser Faßon zuerst in's Horn stößt. Wie, wenn er parodirt:

Haho! haho! ha hop hop hop!
Der Unsinn reitet im Galopp.
Bald wird das Tollhaus volle;
Wie dichten die Dichter so tolle!

Mein liebster, liebster Boie! was meinen Sie, wenn so ein Kritikaster anhebt, werde ich mit meinem besten Stücke nicht das Mährchen des Landes werden? — Es geht zwar Jedem so, der eine neue Bahn betritt; und wie ist's nicht Klopstock'n gegangen, dem wir doch Alle nicht werth sind die Schuhriemen aufzulösen. Aber es ist doch ärgerlich. — Sollte man dem nicht durch einen tüchtigen Trumpf zuvorkommen können? Wie, wenn man zum Motto drüber setzte:

Deß spott' ich, der's mit Klüglingsblicken
Richtet, und kalt von dem Batteux triefet.

Oder, wie, wenn man im Register die Note anhängte: „Vor den Kennern, auch vor den bloßen Natursöhnen fürchtet sich der Verfasser dieses Stücks nicht sonderlich; aber vor den Kunstrichtern und beaux esprits à la mode ganz entsetzlich.“ —

So weit hatt' ich gestern geschrieben. Über Nacht,

Freund, bin ich des heiligen Condorgeistes voll gewesen, und habe drei so herrliche Strophen zugemacht, daß Ihr vor Freude mit den Flügeln klappern werdet. Es kam kein Friede in meine Gebeine die ganze Nacht, und selbst im Traume dichtete ich. Eure Idee, die weite Reise anzudeuten, konnte schwerlich besser hineingewebt werden. Aber, Leutchen, nun bitt' ich euch auch, helft mir noch zu einigen kleinen Veränderungen, die mir schlechterdings nicht glücken wollen. Wohlan! laß uns eure Kritiken durchgehen.

Str. 3. Gottlob rc. Wenn's nicht anders seyn kann, so nehmen Sie Weib und Mutter.

Str. 4. Nicht Einer, so da kamen. Wenn die Ellipse zu stark ist, so nehmen Sie die vorgeschlagene Veränderung. Statt taumelte zur Erde, will Cramer lieber und warf sich behalten, weil es mehr eine eigenmächtige Handlung seyn muß. Und er hat wohl Recht!

Str. 6. Das Schleppende von: Und er erbarmt sich unser, wird vermieden werden, wenn man liest: Gott, Gott erbarmt sich unser!

Str. 9. Kein Öhl rc. Diese Verse haben nicht gefallen wollen. Sie sind freilich wohl zu spitzfindig und witzig. Allein die hohe Verzweifelung ist allerdings witzig. Meinethalben mögen sie wegbleiben. Ich weiß aber kein anderen. Man kann allenfalls die: Bei Gott ist kein

Erbarmen! O weh ꝛc. wieder nehmen. Denn die Verzweifelung, und jeder hohe Affect ist arm an Ausdrücken, und wiederhohlt ein und eben dasselbe öfter.

Str. 11. Bei Wilhelm nur ꝛc. Lesen Sie: Bei ihm, bei ihm ꝛc.

Str. 15. Lies: Herzliebster! erst herein geschwind! — Herzliebster, zu erwarmen.

Str. 17. Komm, komm! ꝛc. Lies: Herzliebchen, komm, der Mond scheint hell ꝛc. Das: Wir und die Todten ꝛc. tadeln Sie, däucht mir, mit Unrecht. Denn es soll eine Zweideutigkeit seyn. Das Mädchen muß denken, daß wir und die Todten zweierlei sind. Sie versteht es so: Wir reiten schnell, wie die Todten. Zugleich liegt mystisch in dem Wir und die Todten, daß der, welcher es sagt, ein Todter selbst mit ist. Das Hurrah! kann hier durchaus noch nicht stehn. Bevor sie nicht wirklich schon im vollen Reiten sind, hat dieser Ausruf keine Statt. Über dieß sagt der Geist hier eine Persuasion, nähmlich: O ja, wir wollen schon noch hinkommen, denn der Mond scheint hell, und wir reiten schnell, wie die Todten. Heißt es hier gleich Hurrah! so sagt er ja beinahe offenbar, ich bin ein Todter, und reite schnell. Das muß er aber nicht! Beherzigen Sie dieß.

Str. 19. Statt: Und Liebchen, lies: Herzliebchen schürzte ꝛc. — Weil Sie doch das Haho! nicht leiden mögen, ob ich schon hier den Fuhrmannsruf nicht, sondern einen Reiterruf höre, so lesen Sie in dieser Strophe: Und als sie saßen, hop! hop! hop! Ging's fort ꝛc. *) Was ich aber mit den beiden letzten Zeilen: Der volle Mond schien ꝛc. machen soll, weiß ich nach meinem neuen Einschiebsel noch nicht. Sed videamus infra! Nach dieser 19. Strophe schieben Sie ein:

Zur rechten und zur linken Hand,
Vorbei vor ihren Blicken,
Wie flogen Anger, Heid' und Land!
Wie donnerten die Brücken! —
„Graut Liebchen auch? Der Mond scheint hell!
Hurrah! die Todten reiten schnell! —
Graut Liebchen auch vor Todten?„ —
„Ach, nein! Doch laß die Todten!„

Nun weiter:

Was klang ꝛc.

Str. 22. Statt Haho! ꝛc. lies: Und immer wei-

*) So steht's im Almanach. Später brachte der Dichter ein neues Getön hinein: Und hurre hurre, hop hop hop!

ter, hop! hop! hop! Ging's fort ꝛc. Nach dieser Strophe schieben Sie ein:

Wie flogen rechts, wie flogen links
Die Hügel, Bäum' und Hecken!
Vorbei im Nu des Augenwinks
Die Dörfer, Städt' und Flecken!
„Graut Liebchen auch? Der Mond scheint hell!
Hurrah! die Todten reiten schnell!
Graut Liebchen auch vor Todten?„ —
„Ach! Laß sie ruhn, die Todten!„

Wenn die dritte Zeile nicht populär genug wäre, so wiederhohlen Sie die erste noch ein Mahl: Wie flogen rechts, wie flogen links ꝛc. Wird sich nicht übel ausnehmen. Oder: Wie flogen links, und rechts und links. Wahrlich! dieß scheint das Beste. Ja! Ja! dieß müssen Sie durchaus nehmen.

Str. 24. Statt Haho! ꝛc. lies: Und weiter, weiter, hop! hop! hop! Ging's fort ꝛc.

Nach dieser Strophe schieben Sie ein:

Wie flog, was { unten / rund der } Mond beschien,

{ Weit hinten / Wie flog es } in die Ferne!

Wie flogen oben überhin
Der Himmel und die Sterne (†)!
„Graut Liebchen auch? — der Mond scheint hell!
Hurrah! die Todten reiten schnell! —
Graut Liebchen auch vor Todten?„ —
„O weh! Laß ruhn die Todten!„

†) Ist diese Stelle nicht stark und groß? Bei einem menschlichen Ritte wäre sie wohl zu übertrieben; aber bei einem Geisterritt, wo in einer Stunde hundert Meilen zurück gelegt werden, ist sie trefflich. Ich thue mir nicht wenig drauf zu Gute.

Leutlein! was sagt Ihr zu diesen Einschiebseln? Sind sie nicht überköstlich? Und konnte eure Idee vollkommener ausgedrückt werden? Ich muß für euern mir gegebenen Wink von Herzen danken. Im übrigen bin ich mit Ihren Vorschlägen zufrieden; als z. E. Statt Juchhei! Sieh da! Sieh da! rc. Aber, statt gurgle, ist singe zu schwach. Der Geist muß eine eigene gräßliche Sprache führen, und das Gurgeln klingt mir gräßlich. Eben weil kein anderer lebendiger Mensch so spricht, so muß ein Gespenst so sprechen. Auch muß der Küster, der ein Gespenst ist, nicht singen, sondern gurgeln. Beherzigen Sie dieß; und dann machen Sie, wie Sie wollen. Ich bin ganz und gar auf meine Meinung nicht erpicht.

Aber nun, Freund, was machen wir mit den Zeilen: Der volle Mond schien helle; Wie ritten die Todten so schnelle? Die können nun gar nicht bleiben. Und doch martere ich mich vergebens, andere an die Stelle hinzuschaffen. Sollten etwa die nun Platz finden: Durch Korn und Dorn und Wälder, — Durch Wiesen, Thal' und Felder! — Gar sonderlich auch nicht. Kurz, ich weiß mir hier weder zu rathen, noch zu helfen. Himmel! Ihr Adler dort, sind eurer so viel, und euer Nahme heißt Legion! Könnt Ihr mir denn allzusammen mit nichts unter die Arme greifen? Ich dächte, Ihr müßtet es können. Die Idee, welche darin liegen muß, ist schneller Ritt, oder doch, was auf's Reiten sich bezieht: vom Pferde, vom Sporn, oder von so etwas. Versucht es doch! Ihr werdet ja so viel in meine Seele dichten können. Wenn's auch nur taliter qualiter ist *). Einige unvollkommene Stellen werden nicht so bemerkt werden. Ist doch das Meiste, das Größte, das Ganze gut. Opere in longo fas est obrepere somnum. Und Lenore ist doch wirklich ein longum epos. Der Henker! Zwei und dreißig Strophen nunmehr! — O, wenn ich das Werklein nur erst gedruckt sähe! Leben Sie wohl,

*) Es heißt nun: Daß Roß und Reiter schnoben, Und Kies und Funken stoben. Ich weiß nicht mehr, wessen Veränderung.

mein lieber Boie, und thun Sie als ein Vater an meinem Kinde! Vorjetzt muß ich die Hand abziehen; ich bind' es nun auf Ihre Seele. Vale faveque!

Bürger.

17.

Göttingen, 18. September, 1773.

— — — Ich bin in sehr hohem Grade von der Lenore entzückt; Alle, die sie hören, sind's. Lachen Sie der Kunstrichter, und seyn Sie ruhig. Hab' ich Str. 3 durch Kind und Mutter den rechten Mittelweg getroffen? Str. 4 ist zwischen taumelte und warf sich Alles getheilt. Mit der Angstgeberde ist Keiner recht zufrieden; aber wir wissen nichts bessers. Str. 8. Hieß es nicht vorher: Deß hat er nimmermehr Gewinn! und ist das nicht besser? Str. 9 ist mir Nacht und Graus noch etwas anstößig. Str. 11. Wiederhohlt der Schmerz auch Worte, die nicht vorher da waren? Hölle... Doch, — ich habe wohl Unrecht. Str. 12. Einigen scheint die Verzweifelung unnöthigerweise ausgemacht. Vielleicht wär' es nicht übel, wenn uns der Dichter ein Bißchen in Lenore'ns Kämmerlein gucken ließe. Die Scene ist so gar nicht angegeben. Außen heißt's hernach. Wo ist innen? Man weiß nicht recht, wo

die Worte der Verzweifelung ausgestoßen wurden. Str. 14. Wider das Herzliebster hab' ich noch was. Vielleicht, weil ich an Wilhelm gewöhnt war. Ich sehe wohl, Sie wollten den Nahmen nicht so oft wiederhohlen. Str. 15. Erst herein. Ich hätte fast lieber das alte 'rein, herein. Str. 16. Klirrt der Sporn, will Einigen nicht recht behagen, und scheint des Reims wegen da. Ich weiß doch nicht. . . — Str. 19. Da ist nun das Schlimmste. Wie sollten die Verse voll werden? Wir haben Alle versucht. Keiner kann. Nur der Dichter der Lenore selbst kann sie recht machen. Ich kann nicht helfen. In einem Liedchen flickt wohl noch ein Fremder ein glückliches Zeilchen herein; in einem so originalen Stücke schwerlich. Hier ist das Resultat unsrer Berathschlagungen. Die drei neuen Strophen sind vortrefflich, den schönsten im Stücke gleich, erfüllen auch ihren Zweck vollkommen. Der Gang des Stücks ist lebendiger, interessanter dadurch geworden. Wie aber, wenn wir doch das: Der Mond scheint hell . . . schnell, das im Munde des Reiters nicht recht klingt, heraus nähmen, (ersetzen wollen wir schon,) und es an der alten Stelle ließen:

— — — — Galopp.
Die Todten reiten schnelle,
Der volle Mond schien helle.

Nun fortgefahren folgen die neuen Strophen sehr natürlich. Die Todten ritten sag' ich nicht, weil Lenore nicht todt ist. Es ist nun gleichsam eine Anmerkung des Dichters, die Geschwindigkeit des Ritts begreiflich zu machen. Der Mond erhellt nun die Scene, und der volle Mond gehört ja ohne dieß mit in das Gespenster-Appareil. Wenn nur die letzte Zeile nicht ein Bißchen schleppte. Das Hurrah! büß' ich auch ungern ein. Wie ersetzen wir aber nun? Wieder aus der alten Ballade: „Graut Liebchen?„ — „Nein, ich bin ja bei dir!„ Und nun fortgefahren:

„Graut Liebchen auch vor Todten?
Graut Liebchen?„ — „Sollte grauen mir?„

Oder:

„Graut Liebchen auch?„ — „Wie sollte mir?
Ich bin, mein Wilhelm, ja bei dir.„ —

Ich geb' Ihnen nur die rohe Idee. Sie werden schon was draus machen, wenn sie gut ist. — Nun noch, Str. 28, scheint uns der Übergang zu rasch. Eine neue Strophe könnte sie einleiten, wieder die Scene mehr bezeichnen. Str. 27 spricht so der Reiter; Str. 28 wieder. Doch, ich fordere wohl zu viel. Wo ich nicht widersprochen, sind wir mit Ihren Änderungen und Rechtfertigungen ganz zufrieden. Wider den ganzen Schluß ist kein Wort zu erin-

nern. — — Es ist spät. Ich will bis morgen früh aufhören; vielleicht fällt mir da noch was ein. — — Aber doch noch eins. Str. 26. Das Prasseln scheint uns nicht das rechte Wort, aber wir suchen vergebens das rechte; rasseln auch nicht. Die Geister prasseln nicht. Das husch mahlt vortrefflich. Hinten nach gefahren vielleicht; aber wo kriegen wir nun den Reim? — — Guten Morgen! Ich weiß nicht gleich was mehr. Und vor der Predigt muß der Bothe aus dem Thor, sonst kommt er erst um Mittag, und das ist zu spät. Adio!

Boie.

18.

Gelliehausen, Morgens, 19. September, 1773.

Sieh da! Sieh da! Ihr Bothe mit der Lenore. O, wie haben Sie mich ergetzt! Indessen für Lenore'n würd' es, glaub' ich, vortheilhafter gewesen seyn, wenn ich sie gestern schon bekommen hätte. Ich war in sehnlicher und begeisternder Erwartung, und siehe! als sie außen blieb, ward Alles wieder schlaff. Wir wollen sehn, was noch dran zu thun ist. Zum Henker! müßt Ihr denn auch immer Recht haben. So wahr der Herr und meine Seele lebt! ich dacht's lange, daß zwischen die 11. und 12., auch zwischen die 27. und 28. Strophe etwas angeschoben werden müßte.

O heiliger Condorgeist, laß dich doch diese Nacht wieder auf mich herab. Vale!

Bürger.

19.

Gelliehausen, den 20. September, 1773.

Kurz, ich habe weder gestern noch heute Zeit gehabt, was zu emendiren. Meine Hand ist lahm von allem Schmieren, und an der Brust ist mir ganz übel von allem Sitzen. Spr. und Cr. sind da; vielleicht schicke ich morgen noch etwas durch diese.

Str. 3. Kind und Mutter ist gut. Str. 4. Meinetwegen taumelte, oder warf sich. Statt der Angstgeberde nehmen Sie wüthender oder schrecklicher. Str. 8. Meinethalben: Deß hat er nimmermehr Gewinn. Str. 9. Was fehlt dem Nacht und Graus? Str. 11. Ich finde nicht, daß die Recapitulation unrecht ist. Ich dachte, eine Strophe zwischen zu schieben, daß Lenore wäre nach Haus transportirt worden; finde es aber in der That unnütz. Es würde weiter nichts, als langgedehnte Kauerei und Erzählung seyn, die nichts Interessantes hätte. Immerhin mag man die Scene, wo die Worte der Verzweifelung ausgestoßen werden, nicht wissen. Was liegt dran, zu wissen, ob die Scene unter freiem Himmel, oder in der Kam-

mer ist? Das macht nichts zur Sache. Auch ist Lenore unstreitig, da es nun nachtschlafende Zeit ist, in ihrer Schlafkammer; und warum soll man dem Leser den Transport hierher sagen? Das kommt mir vor, als wie: Den Ersten erhoben sich Ihre Kaiserliche Majestät nach Wetzlar; den Zweiten brachen sie von da wieder auf, und erhoben sich nach . . .

Str. 11 muß es heißen:

> Bei ihm, bei ihm ist Seligkeit,
> Und ohne Wilhelm Hölle.

Sonst kommt ist, ist, zu oft. Herzliebster ist, däucht mir, recht balladisch und gut. Str. 15. Nicht 'rein. Str. 16. Klirrt der Sporn, habt Ihr Alle, so viel eurer tadeln, brevi manu, Unrecht. Nicht des Reims, sondern der Sache wegen ist's da. Man muß sich in den Spornen eines Gespenstes eine magische Kraft vorstellen. Alles erinnert ihn, zu eilen, der Rappe, der Sporn fängt von selbst an zu klirren, als wär' er begierig, wieder zu stacheln. Ach! ich merke, Ihr seht und begreift die tiefe Vortrefflichkeit noch nicht allenthalben.

Was soll ich aber mit den beiden Zeilen Str. 19 anfangen? Ich weiß bis jetzt noch nichts. Vielleicht morgen durch Er. Glaubt mir, es würde immer noch am besten seyn:

Der volle Mond schien helle;
Wie ritten die Todten so schnelle!

Ich weiß nicht, ich habe mir dieß nicht erkünstelt, sondern gleich Anfangs hat mir's vorgeschwebt, daß es so seyn müßte. Der jüngste Graf Stolberg hatte accurat mein Gefühl. —

In dem Folgenden aber: Graut Liebchen auch, denke ich doch immer, Meins muß bleiben. Denn es wird mit dem: Nein, ich bin ja bei dir, ein Mahl nichts, und zweitens ein Widerspruch gesagt. Soll sie alle drei Mahl sagen: Nein, mich graut nicht? Und doch sagt sie das zweite Mahl: Ach! laß sie ruhn, und zum dritten: O weh! laß ruhn die Todten, wodurch sie bekennt, daß sie sich allerdings und immer mehr fürchtet. Str. 28 ist freilich der Übergang zu rasch, und der Reiter spricht zu schnell auf einander; aber noch weiß ich nicht zu helfen. Morgen, oder gar nicht.

Str. 26. Prasseln oder rasseln hab' ich freilich nur aus Noth damahls genommen. Eigentlich wäre in der vierten Zeile wühlet das rechte Wort:

Im dürren Laube wühlet.

Aber woher der erste Reim?

Ward hinten nach gefühlet?

Geht auch nicht. Also etwa so:

Ward hinten nach gehöret, —
Das dürre Laub durchstöret, oder
Durch dürre Blätter fähret.

Aber fähret ist doch auch nichts; müßte fährt heißen.

Lesen Sie doch Str. 3: Und überall all überall. Das ist rechte gute expressive Volkssprache. —

Fähret geht, Str. 26, doch wohl an. Denn man sagt: Der Wind fähret, wo er will, du hörest sein Sausen rc. *).

Wenn nichts anders morgen kommt, so macht es, wie ich hier meinen Willen erklärt habe. Es muß ja gerade nicht Alles exquisit seyn, sonst bliebe ja gar nichts zur zweiten Edition übrig. Vale! — Das heißt geschmiert!

Bürger.

20.

Gelliehausen, den 27. September, 1773.

Nun fange ich nach und nach an, für Lenore'ns Schicksal ruhig zu werden. Denn Griechen und Ungriechen be-

---

*) Aus Luther's Bibel schöpften mehrere unsrer Vorzüglichen ihr edleres Deutsch, welches von Manchem, der nur die heutige Umgangssprache versteht, Undeutsch gescholten wird. Auch für die Sprache beten wir: Erhalt' uns, Herr, bei deinem Wort!

wundern sie. Sie schweift jetzt schon auf dem Eichsfelde bei dem Eichsfeldischen Adel umher. Ich recitirte sie vorige Woche in Sennickerode, und hatte das Vergnügen, daß jede Stelle, die ich bewundert haben wollte, schon bei'm Hersagen mit Verzuckung und applaudirendem Ausruf bemerkt wurde. Alle diese Beispiele werden mir Bürge dafür, daß Bewegung drinnen ist. Auch muß Natur und Deutlichkeit genug für das Volk drin seyn, weil sie gleich, ungeachtet der Sprünge und des abwechselnden Dialogs, ganz verstanden wird. Nächstens will ich nun auch die Probe bei unsrer Christine *) machen. Vor Keinem fürcht' ich mich nun noch, als vor den Batteusianern, oder den tiefen Leuten, die unter Gellert und Rabener studirt haben. Vale!

Bürger.

Mein Dichterruhm hat das ganze Eichsfeld bereits durchdrungen, und die dortigen Beamten, z. E. Herr von Z., fangen auch an, aus Eifersucht Verse zu machen, die aber kein Mensch bewundern will. Seht, Herr Boie, wie berühmt wir werden!

Bürger.

---

*) S. die Anmerkung zum ersten Briefe.

21.

Gelliehausen, den 11. October, 1773.

Kund und zu wissen männiglich, insonderheit, denen es zu wissen vonnöthen, daß ich wieder ein rasches muthiges Gefieder ausgebreitet habe. Es hat scharfe Fänge, einen gierigen Schnabel, und sein Geschrei verräth nicht wenig innerlichen Grimm. So bald ihm noch einige Schwungfedern gewachsen seyn werden, soll's zu euch fliegen *).

Bürger.

*) Der wilde Jäger, den der muthige Dichter hier ankündigt, ward durch häusliche Unruhen gehemmt, und erhielt nicht die Frische der ersten Begeisterung.

2.

Rechenschaft über die Veränderungen in der Nachtfeier der Venus.

(Ein Fragment *).

Die neue Auflage meiner Gedichte, die unter andern unverschuldeten Ursachen sich auch aus einer, welche aus dieser Nachtfeier hervor leuchtet, bisher die längste Zeit verspätet hat, wird viele und beträchtliche Veränderungen, ja, von manchen Stücken fast gänzliche Umbildungen enthalten. Diese veranlassen mich zu einem Wagestücke, das in dem Umfange, in welchem ich es auszuführen gedenke, vielleicht ganz ohne Beispiel ist. Ich will eine ausführliche kritische Rechenschaft über diese Veränderungen ablegen; ich will Urtheile, die über mich und meine poetischen Werke ergangen sind, nach ihrem Werthe oder Unwerthe prüfen; ich will unbefangen, als wäre die Rede von einem Dritten, melden, was ich von meinem Genie, von meinem Geschmacke, von meiner Kunstfertigkeit, und von meinen Producten selbst

*) Aus der Handschrift.

D. H.

halte. Außer einem Versuche des verewigten Gellert ist mir nichts Ähnliches bekannt. Von dem Ernste, von der Achtung und dem Beifalle, womit man diese Probe aufnimmt, wird die Vollendung des gegenwärtigen Versuches abhangen.

Die nächste Absicht meines Unternehmens ist nun freilich etwas eigennützig; dennoch schmeichle ich mir, daß sie keinen Vorwurf verdiene. Ist es denn einem empfindenden Wesen zu verargen, wenn es auf eine erlaubte Weise unangenehme Gefühle von sich abzuwehren suchet? Und ist es etwa kein unangenehmes Gefühl, gleichgültige, oder gar unzufriedene Gesichter da zu erblicken, wo man auf Freude rechnete, und, um diese zu erwecken, gutmüthig seine besten Kräfte anstrengte? Ganz gewiß ist es sehr hart, einen der humansten und edelsten Wohlgenüsse durch Unwissenheit, durch Unverstand und Geschmacklosigkeit, oder gar durch bösen Willen verbittert zu fühlen, und man darf wohl dagegen Vorkehrungen machen. Dieß ist der Fall, in welchem ich mich befinde. Mir drohet Mißvergnügen, wenn ich ihm nicht durch freundliche so wohl, als strenge Belehrung zuvorkomme.

So häufig auch Schriftwerke bei neuen Ausgaben, in der Absicht, sie zu verbessern, umgeändert werden, so ist dieß Unternehmen doch bei keiner Gattung so mißlich, als bei

Gedichten, besonders solchen, die vielen Menschen bekannt, und vollends gar lieb geworden sind. Verschlimmerungen, deren Möglichkeit eben nicht sehr fern von der Hand liegt, sind natürlich schon vermöge des Begriffes verwerflich. Noch näher liegt die Möglichkeit bloßer Veränderungen von gleichem Werthe mit den vorigen Lesearten, die ebenfalls auf kein Glück, ja vielleicht gar auf gleiche Verwerfung mit den offenbaren Verschlimmerungen rechnen dürften, weil sie dem Leser die unnöthige und zwangvolle Mühe verursachen, des Alten sich zu entschlagen, und etwas Neues in das Gedächtniß zu fassen, welches gleichwohl nicht besser ist, mithin jene Mühe nicht belohnet. Dieser Umstand ist sogar Schuld, daß auch die wahren und unwidersprechlichen Verbesserungen sehr oft, wenn nicht mit entschiedenem Unwillen, doch wenigstens nicht mit demjenigen Wohlbehagen aufgenommen werden, welches sich ihr Urheber versprach, und billig versprechen durfte.

Diese unglückliche Erscheinung tritt noch näher, wenn sich, außer der natürlichen Trägheit, auch noch die eben so natürliche Eigenliebe der Menschen mit in das Spiel mischt. Dadurch, daß sie einem Gedichte einmahl ihren vollen Beifall geschenkt, daß sie es unvermerkt auswendig gelernt, und auf diese Weise ihrem Geiste angeeignet haben, kommt es mit ihnen nach und nach dahin, daß sie es gleichsam für

Geist von ihrem Geiste halten, worin sie einen Theil ihres Selbst mit lieben, und welchem irgend ein Leid zuzufügen, von ihnen fast eben so hoch aufgenommen wird, als ob es ihnen unmittelbar selbst widerführe. — So können auch fremde, nur angenommene und erzogene Kinder endlich eine Zuneigung erwecken, die derjenigen gleich kommt, welche die Natur den Herzen leiblicher Ältern einflößt; und es gehört schon viel Unbefangenheit, Geistesstärke und Selbstverläugnung dazu, solche angenommenen Kinder von andern Personen, ja, selbst von ihren natürlichen Ältern, wenn schon gerechter Weise, ohne Mißbehagen züchtigen zu sehen.

Diese durch häufige Erfahrungen bewährte Betrachtung hätte, wie es scheinet, mich bestimmen sollen, mit manchem meiner Gedichte weit säuberlicher, als geschehen ist, zu verfahren, und lieber die Maxime des Pontius Pilatus zu befolgen: „Was ich geschrieben habe, das habe ich geschrieben!„ Ich kann voraus wissen, daß ich es kaum irgend Jemanden, am wenigsten aber den Recensenten ganz recht gemacht habe. Denn ob ich gleich, was die Letzten betrifft, die Urtheile derselben, so viele ihrer mir nur zu Gesichte gekommen sind, und selbst die unbesonnensten und geschmacklosesten derselben auf das sorgfältigste erwogen, und darnach, oft selbst in Fällen sehr einleuchtender Unnöthigkeit, was nur immer möglich gewesen, zu verbessern gestrebt habe, so

ist doch wohl kein einziges Urtheil vorhanden, von dem ich nicht hätte Ausnahmen machen müssen. Nun haben die Recensenten gemeiniglich, und zwar schon Kraft des mit Herrschsucht, mit Dünkel, mit Überweisheit, mit Eigensinn geschwängerten Dunstkreises, in welchem sie ihr Wesen treiben, die Unart der Staatsgewalthaber an sich, daß sie sich mehr anmaßen, als ihnen von Natur- und Staatsrechts wegen zukommt, und jeden ihrer Einfälle gern durchgesetzt wissen wollen. Die Gunst also, die ich mir durch zehn befolgte Erinnerungen erworben haben möchte, dürfte leicht durch eine einzige nicht befolgte wieder verscherzt werden. Hiernächst bin ich auch zu den meisten Veränderungen nicht eben durch schriftliche oder mündliche Recensionen, sondern durch mein eigenes wohl erwogenes Urtheil verleitet worden. Wehe mir vollends, wenn diese ein Stück, wie z. B. die Nachtfeier, betreffen, ein Stück, das Ramler gefeilt, das man so oft schon vortrefflich genannt hat!

Dennoch hat weder das Beispiel des Pontius Pilatus, noch der häufige und dringende Rath meiner Freunde, an den nun einmahl mit Beifall gekrönten Gedichten nichts mehr zu verändern, noch endlich ihre mir drohende Unzufriedenheit etwas bei mir fruchten wollen. Der Wunsch, Allen Alles, ja, selbst der, nur einem Einzigen von diesen Allen Alles recht zu machen, wird auf Erden nie erfüllt wer-

den. Warum sollte ihm denn also der Künstler einen andern Genuß aufopfern, der sich ihm, innerhalb der Grenzen der Möglichkeit, weit näher, weit erreichbarer darbiethet? Der Künstler, welcher der Schönheit und Vollkommenheit nachstrebt, richte sich daher minder nach dem großen Schwarme der sich so oft widersprechenden Kunstbeurtheiler, als vielmehr nach den Forderungen der Kunst selbst, so wie er sie nach genauer Erwägung erkannt zu haben glaubet, damit er, wenn auch sonst Niemanden, doch wenigstens sich selbst so weit befriedige, als es ihm seine Kräfte und die Schwierigkeiten so wohl des Stoffes, als der Form gestatten. Fehlt auch gleich alsdann noch immer sehr viel an voller Erreichung, indem das göttlich erleuchtete Auge des wahren Künstlers viel weiter blickt, als seine Hand reicht, so tröstet er sich darüber doch eben so leicht, als wir Alle uns trösten, daß wir nicht Sonne, Mond und Sterne bereisen können. Jene Befriedigung seiner selbst in möglichster Annäherung zu dem, was er für schön und vollkommen achtet, ist eigentlich der reinste und edelste Genuß, den die Kunst ihren Getreuen am Ziele ihrer Laufbahn, und auch dann noch zum süßen Lohne gewähret, wann ihnen längst alles Zujauchzen der Menge zur losen Speise geworden ist. Sie ist der Himmel, sie ist die Seligkeit des Künstlers auf Erden.

Vorzüglich also und bestmöglichst mich selbst, Andere

hingegen nur so weit zu befriedigen, als meiner eigenen Zufriedenheit dadurch kein Abbruch geschiehet, ohne jedoch ihren Erinnerungen ein williges und aufmerksames Ohr zu versagen, das scheint mir der rathsamste Weg, den ich zu betreten habe. Bin ich an Genie und poetischer Urtheilskraft nur nicht allzu kurz gekommen, so führt dieser Weg hoffentlich weiter, als irgend ein anderer; und wenn ich gleich auch hier nicht Alles erreiche, was Allen gefällt, so erreiche ich doch wohl noch das Meiste von dem, was billig Allen gefallen sollte, wenn anders nicht ihr Privat-Geschmack im Wege stände.

Das Wohlgefühl dieser Selbstbefriedigung kann jedoch Theils durch kritische Chicane, Theils durch dünkelhafte Überweisheit, Theils durch eine gewisse Geschmacksgimpelei, die seit einiger Zeit sehr häufig in unsern ästhetischen Recensionen piept *), verkümmert werden, nicht bloß, weil

*) Unstreitig die treffendsten Ausdrücke für die Sache, welche aber eben diese Gimpelei bald wieder anzupiepen nicht ermangeln dürfte. Denn sie piept Alles an, was ihr noch nicht vorgekommen ist. Hier wird sie vermuthlich das bekannte Pieplied von Bürgerischen Kraftausdrücken, die das Schönheitsgefühl zurück scheuchen, anstimmen. Sonderbar! Ich weiß gar nicht, wie man gegen etwas so Vortreffliches, als Kraft ist, eingenommen seyn kann, man müßte denn anders ein schwacher Geschmacksgimpel seyn, der sich vor der Kraft zu fürchten hat.

dadurch die Selbstliebe des Künstlers gekränkt, sondern auch bei vielen Lesern sein Wunsch vereitelt wird, die Freuden der Kunst zu vervielfältigen. Von allen drei Feindinnen ist eigentlich die letzte die widerwärtigste. Denn die Chicane ist kaum im Stande, sich so sehr zu verbergen, daß der Künstler und das Publicum sie nicht bald für das erkennen sollten, was sie ist; und alsdann wirkt sie entweder gar nichts, oder sie setzt in Unmuth und Zorn. Diese Affecten von der wackern und rüstigen Art sind behaglich, weil sie ein Vermögen zum Bewußtseyn bringen, den Chicaneur, wenn man sonst will, bei Gelegenheit so kräftig wieder zu treffen, daß er mit Ach und Weh heim, oder in irgend eine neue Bücherei läuft, und bei fest verriegelten Thüren durch irgend ein Luftloch heraus über das böse Herz des aufgebrachten Künstlers die Vorübergehenden anjammert. Die dünkelhafte Überweisheit erregt ebenfalls nur Affecten, in welchen man sich wohl fühlt: Verachtung, Spott und Hohnlache. Aber die piepende Geschmacksgimpelei übertrifft alles Entsetzliche, was dem besonnenen Künstler sein Geschäft verleiden kann. Denn diese hat gemeiniglich irgend ein ästhetisches Koch- und Schmeckebuch gelesen, nnd versteht nichts anders zu kochen und zu schmecken, als was ihr vorgekocht und vorgeschmeckt, und versteht es auch unter allen Umständen auf keine andere Weise zu kochen und zu schmecken, als

wie es ihr vorgekocht und vorgeschmeckt worden ist. Von dem Horazischen descriptas servare vices operumque colores versteht sie eben so wenig, als sie von dem wichtigen und wahren Ausspruche des großen Römischen Kunstrichters Quinctilian: Omnia verba sunt alicubi optima, etwas weiß. Sie beurtheilt eine Ballade, wie eine Nachtfeier, und eine Nachtfeier, wie eine Ballade; sie gimpelt und piept nach Schönheit, wenn es auf Schärfe, Kraft und Macht und Drang durch Mark und Bein ankommt; und da, wo reine, schlichte Form Alles ausmacht, da piept sie nach Schminke und Kräuselei. Der im Kampfe begriffene Athlet soll die Bewegungen des Menuett-Tänzers, und der Menuett-Tänzer oft wieder die Schnörkel des Gauklers machen. Nirgends versteht sie sich auf das:

Sed nunc non erat hic locus.

Das Schlimmste ist, wenn diese Geschmacksgimpelei mit der Miene der Ehrlichkeit, der Bescheidenheit, der Wohlmeinung, u. s. w. auftritt, ja sogar wirklich ehrlich, bescheiden und wohlmeinend, wiewohl aus Geistesschwäche gemeiniglich zugleich etwas überweise ist, so daß sie, wenn sie ihre Armseligkeiten hergepiept hat, mit der seligsten Selbstgenügsamkeit von dem kritischen Tribunale herunter steigt. Denn was soll man mit ihr machen für das ärgste aller Gefühle, das sie Einem zubereitet hat, für den unaussprechlichsten

Ekel? Da sie eine Persona miserabilis ist, so kann und darf man sie doch unmöglich prügeln, wie die Chicane, noch verachten, verspotten und auslachen, wie die Überweisheit. Auch findet wegen ihrer Geistesschwäche und eben daher größern Portion von Eigenliebe gar keine antikritische Belehrung Statt. Sie hat immer noch etwas weit Armseligeres zurückzupiepen, gerade wie Bigotterie und Aberglaube, wenn man ihnen Vernunft predigen will. O Gimpelei, Gimpelei! Ich bitte dich, recensire mich nie. Thut Ihr es lieber mit vereinten Kräften, Chicane und Überweisheit!

Meine Bitte wird aber wohl nichts fruchten. Die Chicane weiß es zwar wohl, was sie ist; aber nicht so die Überweisheit und die Gimpelei. Denn diese halten sich für die Göttinn der Kritik selbst. Und wenn ich gegen sie ungeduldig werde, so heißt es: „Herr Bürger kann die Kritik nicht vertragen;„ wenn Herr Bürger gleich nur den Unfug ihrer Currende-Knaben nicht vertragen kann. Sie werden also wohl alle drei gegen mich aufstehen. Um mir nun nicht meine Freude an der Zufriedenheit anderer unschuldigen und unbefangenen Leser gar zu sehr verkümmern, um mir nicht Dinge vordociren zu lassen, die ich längst besser gewußt, reiflich erwogen, und für unzulänglich befunden hatte, mir aus Schwierigkeiten heraus zu helfen, um ihnen den Stoff, zu necken, zu klügeln und zu piepen so viel,

als möglich, zu benehmen, um ihnen ihr Geschäft etwas schwerer zu machen, als sie es sich selbst zu machen gewohnt sind, darum entschloß ich mich zu dieser Selbst=Kritik und Rechenschaft über mein Verfahren. So weit und nicht weiter reicht meine eigennützige Absicht. Verdient sie gleich kein Lob, so verdient sie doch auch keinen Tadel.

Weit stärker aber reitzte mich doch noch eine andere, die auf Dank Anspruch machen darf, wenn gleich meine Kräfte nicht hinlänglich seyn sollten, sie zu erreichen. Ich wünsche, einen nützlichen und wichtigen Zweig der poetischen Kritik ausführlicher zu bearbeiten, als in irgend einer unserer kritischen Zeit= und Lehrschriften bisher geschehen ist, nähmlich die Kritik des Kleinen und Einzelnen in Ansehung der Diction, des Verses und des Reimes zum Behuf einer künftigen Deutschen poetischen Grammatik, die noch nirgends in gehöriger Vollständigkeit vorhanden ist. Woher mag wohl der fast allgemeine und überwiegende Hang der Philosophen und Kunstrichter rühren, nur immer über den ästhetischen Stoff, z. B. des Schönen, des Erhabenen, des Naiven, des Rührenden, des Lächerlichen, u. s. w. zu vernünfteln? Wenn darüber scharfsinnig, bestimmt und deutlich philosophirt wird, so hat das freilich als Geistes=Motion seinen guten Nutzen; allein für die Kunst und deren Ausübung wird wenig oder nichts dadurch gewonnen. Denn alle

jene Gefühle können dem Künstler und Kunstbeurtheiler durch keine Dogmatik eingeflößt, ja, es können auch nicht einmahl die schon vorhandenen dadurch ausgebildet werden. Doch, dem sey, wie ihm wolle. Warum wird denn dabei die Lehre von der Form, wobei eigentlich und vornähmlich ein Lernen Statt findet, so sehr vernachlässigt? Gibt etwa die Behandlung der ersten Gegenstände ein vornehmeres Ansehen? Oder geschieht es deßwegen, weil es leichter und bequemer ist, zu neun und neunzig phantastischen Abhandlungen z. B. über das Schöne, das Erhabene, u. s. w. die hundertste zusammen zu phantasiren, und sich dadurch das Ansehen eines tiefsinnigen Forschers zu erwerben, — als den Jünger der Musen durch das große und mannigfaltige Wort- und Sylbengebieth durchzuführen, und ihm die Kunst des vollkommenen poetischen Ausdrucks in hundert bis auf das Kleinste und Feinste zergliederten Beispielen beizubringen, dafür aber vielleicht zum Dank ein Sylbenstecher zu heißen? Ich verkündige aber allen denen, die es noch nicht wissen, hiermit ein großes und wahres Wort: Ohne diese Sylbenstecherei darf kein ästhetisches Werk auf Leben und Unsterblichkeit rechnen!

Wer die Lehre von dieser Sylbenstecherei gründlich und vollständig aufstellt, der leistet den schönen Redekünsten gewiß weit mehr Nutzen, als alle jene vornehmen Herren mit ihrer vornehmen Philosophie, die so häufig nur durch die

hohen und luftigen Regionen der Allgemeinheit hinschwebt, und sich selten, vermuthlich, um die Unbrauchbarkeit ihrer Theoreme nicht zu verrathen, zur Anwendung auf das Besondere und Einzelne herabläßt. Noch überwiegender wird der Nutzen der Sylbenstecherei seyn, wenn die vornehmen Herren, anstatt aus bestimmten Begriffen und Gedanken etwas Festes und Haltbares aufzubauen, nur vermittelst tönender Wörter und Redensarten, die das Ohr, nicht aber den Verstand füllen, der Phantasie ein gestaltloses durch einander fließendes blaues Dunstwerk vorgaukeln, das, wenn man auch mehr, als drei Mahl darnach ausgreift, dennoch die Hand leer läßt,

Par levibus ventis, volucrique simillima somno.

In keinem einzigen Zweige der Literatur ist dieß so häufig der Fall, als in dem ästhetischen, und längst ist mir daher diese phantastische Philosophie, worin das Verständliche selten neu, und das Neue selten verständlich ist, zum wahren Ekel geworden. — Doch, es ist Zeit, daß ich mich zu meinem Geschäfte wende.

*

Die Nachtfeier der Venus ist mein erstes Gedicht; das erste nähmlich von denjenigen, die durch den Druck bekannt geworden sind. Ich habe zwar schon weit früher Lieder gedichtet, allein niemahls eins für werth achten können, dem

Publicum vorgezeigt zu werden. Keins meiner Gedichte hat von seinem ersten Entstehen an, bis zu seiner nunmehrigen Vollendung, so große und mannigfaltige Veränderungen erlitten, als dieses, obgleich das bekannte dem Catull zugeschriebene Römische Original demselben zum Grunde liegt, dessen wüstes, verworrenes, dunkeles, chaotisches Wesen jedoch jeden Bearbeiter zu einer neuen Gestaltung auffordert. Die erste rohe Gestalt, in welcher es aus meinen Händen hervorging, hat mit der gegenwärtigen, so wie mit dem Originale, kaum etwas mehr, als die Überschrift gemein. Jene verwandelte sich indessen schon vor dem ersten Abdrucke so weit in eine bessere, daß Ramler, welchem mein Freund Boie dieses Gedicht in Abschrift mitgetheilt hatte, es der Mühe werth halten konnte, dieselbe weiter zur Schönheit auszubilden. Mit den Ramlerischen Umbildungen erschien die Nachtfeier, ich weiß nicht wie, zuerst im Deutschen Mercur vom Jahre 1773, und kurz darauf, wenn nicht mit allen, dennoch den meisten Ramlerischen Lesearten im Göttingischen Musen-Almanache für das Jahr 1774, den Boie damahls besorgte. Zum dritten Mahle ließ sie Ramler in seiner Lyrischen Blumenlese vom Jahre 1774, und wenn ich nicht irre, mit noch einigen neuen kleinen Umänderungen abdrucken. Ich stand damahls noch in denjenigen Lehrlingsjahren, in welchen man die ältern, allge-

mein anerkannten Meister der Kunst, wie Ramler war, nicht bloß für das, was sie sind, nähmlich für menschliche, mithin dem Irrthume unterworfene, und allenfalls noch wohl zu übertreffende Meister, sondern für allwissende und unfehlbare Götter zu halten geneigt ist. Nicht nur ihre neuen Vorschläge scheinen uns dann über jede Einwendung erhaben zu seyn, sondern wir vergessen sogar die triftigsten Bedenklichkeiten gegen unser eigenes Machwerk, wenn ihr Urtheil es auch nur stillschweigend gut geheißen hat. Man wird sich daher nicht wundern, wenn ich so wohl damahls, als noch mehrere Jahre nachher, die Ramlerischen Umänderungen für das reinste, gediegenste, auf keine Weise mehr goldener zu machende Gold hielt, besonders, da sie meine eigenen ersten Lesearten in der That so weit übertrafen, daß ich einige derselben noch in dieser neuesten Umbildung dankbar mit benutzt habe. Diese heilige Ehrfurcht, die, wie mir däucht, dem jüngern, wenn gleich mit Genie begabten, doch gemeiniglich noch sehr urtheilslosen Künstler, gegen den verdienstvollen ältern, weder übel ansteht, noch übel bekommt, hielt bei mir, als ich 1778 die erste Sammlung meiner Gedichte herausgab, fast gänzlich, und bei der zweiten Ausgabe im Jahre 1789 größten Theils noch an. Wenn ich aber nunmehr, und bei Anlegung der letzten Hand, die doch wohl endlich den ihr von Natur und Schick-

al bestimmten höchsten Grad der Geübtheit und Fertigkeit erlangt haben muß, einen Grad, der wohl wieder abnehmen, aber nicht mehr wachsen wird, wenn ich nunmehr der näher erkannten Kunst und ihren Gesetzen mehr Ehrfurcht schuldig zu seyn glaube, als auch den größten Meistern, so kann es Niemand, und am allerwenigsten Ramler übel finden, wenn ich mir etwas gegen ihn erlaube, welches er sich selbst von je her gegen alle Dichter ohne Bedenken erlaubt hat. Er veränderte viele ursprüngliche Lesearten der Dichter, ein Unternehmen, das eben so oft vertheidigt, als gemißbilligt worden ist, und daher wohl eben so viel für, als wider sich haben mag; er veränderte sie, weil er sie zu verbessern glaubte. Ich aber verändere wieder die Ramlerischen Verbesserungen, weil ich aus Gründen darthun zu können glaube, daß diese Verbesserungen noch nicht die besten waren.

Je mehr der Köhlerglaube meiner Jugend abnahm, desto rascher, wenn mich nicht meine ganze ästhetische Urtheilskraft triegt, erhob sich mein Gedicht zu höhern Stufen der Vollendung. Schon auf seiner niedrigern hatte man es mehrmahls für ein Muster der Verskunst und des Deutschen Wohlklanges ausgegeben; und selbst Diejenigen, die den Werth meiner meisten übrigen Gedichte tief genug herab zu setzen strebten, glaubten doch, von diesem mit Ach-

tung reden zu müssen. Diese Umstände, und das vorzügliche Gelingen einiger Stellen, ein Gelingen, welches mein Urtheil zu jeder Zeit und in jeder Stimmung befriedigte, erregten in mir einen kühnen und anmaßenden Gedanken, der, wenn ich ihn gestehe, mir vor dem Stuhle der Kritik einen harten Stand machen wird. Dennoch soll mich das nicht abhalten, ihn offenherzig zu gestehen, weil ich überzeugt bin, daß die Nachtfeier nicht das geworden wäre, was sie nun ist, wenn er mich nicht begeistert hätte. Ich dachte, wenn das ganze Gedicht durchaus so vollendet wäre, als anfänglich in einigen Stellen, so könnte es wohl für die Deutsche Vers- und Reimkunst, in Rücksicht auf eine, dem innern poetischen Geiste unabbrüchige, strenge prosodische Richtigkeit, auf Euphonie und Harmonie, eben das seyn, was der berühmte Kanon des Polyklet für die Bildnerei gewesen seyn soll. Ich war kühn genug, zu glauben, daß der unaufhörliche Wechsel einer lebendigen Sprache, wie die Deutsche ist, so wenig im Stande seyn würde, an dem Werthe dieses Gedichtes in geraumer Zeit etwas zu vermindern, daß vielmehr dasselbe, so weit es nähmlich in Deutsche Diction und Vers-Mechanik vermittelst ewig schöner Gedanken und Bilder hinein griffe, vermögend seyn müßte, die Sprache auf diesem gegenwärtigen Puncte mehrere Jahrhunderte hindurch fest zu halten, und allem Wechsel dersel-

den Schranken zu setzen *). Nicht etwa Aussicht auf eine Lob- und Ehrenmusik mit Trompeten und Pauken und ein

*) Da wegen dieses Wechsels die neuern Dichter ungleich schlimmer daran sind, als die alten Griechischen und Römischen Classiker, indem die Kränze jener noch von einer Verwelklichkeit bedrohet werden, welche diese dadurch glücklich überstanden haben, daß die Gestalt ihrer todten und gleichsam einbalsamirten Sprachen auf immer dauernd geworden ist, so sollten jene sich um so mehr bestreben, zur Darstellung der vollkommensten ästhetischen Ideen das Richtigste, Reinste, Edelste und Wohlklingendste, was zu ihrer Zeit nur immer in der ganzen Sprache sich findet, auszuwählen, damit durch die innigste Verbindung des Stoffes mit der Form Eins in dem Andern seine desto längere Erhaltung fände. Der Wein müßte verderben, so bald er in ein anderes Gefäß gegossen, und das Gefäß müßte zerspringen, so bald es seines Inhalts beraubt würde. Wenn in diesem Stücke geleistet wird, was möglich ist, so können die Dichterwerke einer lebendigen Sprache auf sehr lange Zeiten hinaus das ihnen drohende Schicksal abwenden. — Daß die Werke eines Opitz, (laßt uns ehrlich bekennen, was wahr ist!) und anderer frühern Dichtergenies nicht füglich mehr genossen werden können, das rührt weniger von dem Sprachwechsel her, als davon, daß sie so wohl in Ansehung des Stoffes, als der Form, bei weiten nicht Alles thaten, was sie auch schon zu ihrer Zeit, und nach der damahligen Beschaffenheit der Sprache hätten leisten sollen und können. Dieß mag denen, welche das Lob eines solchen alten Herren, ohne ihn näher zu kennen, wie die Wilden ihre Tobakspfeife, von Mund zu Mund umher gehen zu lassen gewohnt sind, ein unverschämtes Paradoxon scheinen; allein ich getraue mir, es mit hundert Stel-

dreimahliges Lebehoch der Recensenten, sondern der Wunsch, mir selbst und andern Freunden des Richtigen und Schönen

---

len aus Opitz'en zu erweisen. Ich bin versichert, daß Trotz allem künftigen Wechsel der Sprache die vortrefflichen und vollendeten Dichterwerke unserer Zeit nicht in einem so kurzen Zeitraume ungenießbar werden können, als es die Opitzischen geworden sind. Vollkommene Gedanken und Bilder reissen auch den Sprachausdruck, ohne welchen sie nicht bestehen können, wenn nicht in die Ewigkeit, jedoch durch lange Jahrhunderte mit sich fort.

Noch Eins will ich den Auserwählten Apollon's wohlmeinend rathen: daß sie auch ihre schönsten, reichsten und erhabensten Ideen zwar in eine richtige, reine, edle und wohlklingende, aber doch dabei so viel, als möglich, allgemeine, gangbare, mehr lebendige Mund- als conventionelle Büchersprache kleiden; in eine Sprache, die am wenigsten rauscht, prunkt, schimmert und auffällt. Ich habe dieß, leider! nicht immer gethan und auch nicht thun können, weil Vers und Reim bisweilen nicht zulassen, was man wohl hätte leisten mögen. Dafür haben mir aber auch die nachahmenden Lyrumlarumleyermätze von je her sehr übele Dienste erwiesen. Denn diese greifen nach nichts eher, als nach dem Auffallenden der äußern Schale, um den Kern ewig unbekümmert. — Wenn man das, was ich hier rathe, so viel, als möglich, leistet, so wird ein solches Gedicht zwar nicht so hoch und laut bejubelt werden, weil es Trotz seiner materiellen Vortrefflichkeit, ähnlich einer Iphigenia von Göthe, in seiner Form so schlicht und anspruchlos ist; allein es wird dem heimlich reichen Manne im einfachen Kleide gleichen, vor welchem zwar nicht so viele Hüthe gezogen werden, als vor dem Prahler, welcher aber auch eben daher weit minder der Gefahr ausgesetzt ist, so leicht bestohlen, so häufig be-

einen reinern und ungestörtern Kunstgenuß zu verschaffen, besonders aber, um jüngern Künstlern gleichsam eine Stimmflöte, von nicht zu kleinem und auch nicht zu großem Umfange, in die Hände zu geben, wonach sie ihre oft so unreinen Instrumente stimmen könnten, reitzten mich mit jedem Tage mehr, jenen Gedanken, wenn irgend möglich, zu realisiren.

Ein solcher Kanon, wenn er überhaupt möglich ist, kann, wie man leicht sieht, nur die tadellose Richtigkeit und Schönheit der Form betreffen. Ein Kanon für den Stoff würde ein thörichter Einfall seyn. Das Gebieth der ästhetischen Ideen ist unendlich und unübersehbar. Wenn der Dichter auch mit noch so herrlicher Beute aus demselben zurück kehrt, wer kann jemahls sagen, daß er nicht eine noch herrlichere hätte mitbringen können? Das Gebieth der Formen aber ist schon mehr begrenzt, und kann, ungeachtet seiner Größe und Mannigfaltigkeit, doch eher durchwandert und übersehen werden. Es erstreckt sich nicht weiter, als der Umfang der Sprache, die Bildbarkeit des Verses, und die Möglichkeit des Reimes, vermittelst welcher man poe-

---

schmarotzt, und um Geldleihen von Solchen angegangen zu werden, die dergleichen nicht anzulegen verstehen. Möchte dieß doch der Fall mit meiner Nachtfeier seyn!

tisch darstellt. Das ist nun zwar immer noch bis zum Schwindeln groß und weitläuftig; allein hier ist es doch, wenn es gleich nicht immer geschieht, dem rüstigen und unverdrossenen Meister der Kunst möglich, an ein Ziel der Vollkommenheit zu gelangen, wo endlich aller Tadel, der weise so wohl, als der überweise, der ehrliche, wie der chicanirende, von Rechts wegen schweigen muß. Im Gebiethe der ästhetischen Ideen aber läßt sich in keinem einzigen Falle behaupten, daß Jemand das Ziel der höchst möglichen Vollkommenheit erreicht habe; denn es liegt überall im Dunkeln. Mit andern und eigentlichen Worten. Man kann nie behaupten, daß anstatt irgend einer wo aufgestellten ästhetischen Idee nicht eine noch schönere, reichhaltigere, vollkommnere stehen könne, wohl aber in den meisten Fällen, daß diese Idee, die nun einmahl dasteht, nicht grammatisch und prosodisch richtiger, nicht euphonischer und harmonischer, mit Einem Worte, nicht vollkommener ausgedrückt werden könne.

Daß die Nachtfeier der Venus dieses durchgehends so weit leiste, als Deutsche Sprach- Vers- und Reimkunst es nur irgend gestatten, das wage ich zwar nicht zu behaupten; denn wie oft ist man blind, wenn man noch so hell zu sehen glaubt? Allein so viel getraue ich mir zu sagen, daß die Nachtfeier in dieser Rücksicht vielleicht nur von we-

nigen Deutschen Gedichten dieses Umfanges erreicht, von keinem einzigen aber übertroffen werde. Wem diese Behauptung unverschämt vorkommt, wer mich recht herzlich gern deßwegen züchtigen und demüthigen möchte, der trete auf, und nenne mir sein, oder eines andern Deutschen Dichters Gedicht, welches die Nachtfeier in den oben erwähnten Eigenschaften übertreffen soll! Vielleicht darf ich sogar noch dieß hinzufügen, daß sie, so lange unsere Sprache diejenige bleibt, die sie jetzt ist, auch nicht übertroffen werden könne, und daß damit der alle Ohren entzückenden Italienischen Sonorität vor der Hand nicht näher zu kommen sey. Ich hoffe, jeder Vers wird die strengste Prüfung der poetischen Grammatik aushalten, ohne gleichwohl in Ansehung des lebendigen poetischen Geistes, der den todten Buchstaben beleben muß, gerechten Vorwürfen ausgesetzt zu seyn. Daß aber das Gute hier und da nicht noch besser seyn könne, wie dürfte ich das zu behaupten mir anmaßen? Denn absolut vollendete Werke irgend einer Art hervor zu bringen, ist einem endlichen Wesen nirgends verliehen, und der, welcher sie verlanget, weiß, auf das gelindeste gesprochen, selbst nicht, was er will. Auch so, wie das Werk nunmehr beschaffen ist, darf ich es wohl in dem Tempel der Deutschen Musen aufstellen, ohne mich und das Vaterland zu entehren. Nun zur nähern Rechenschaft über die neuesten Veränderungen.

*

Der Kehrreim *) hat mir, ohne die mindeste Übertreibung gesprochen, mehr Mühe, als das ganze Gedicht gekostet; und dennoch darf ich es nicht wagen, selbst vor eine gerechte und weise Kritik ohne Besorgniß damit zu treten. Von der Krittelei kann gar die Rede nicht seyn; denn vor dieser ist der göttlichste Gesang Apollon's selbst nicht sicher. Eins aber tröstet mich doch hierbei, nähmlich dieß, daß ich unverzagt alle Deutschen Dichter, Kunstrichter und Krittler auffordern kann, mir mit Rücksicht auf das Lateinische Original einen Kehrreim zur Nachtfeier auszusinnen, der über alle, auch gründliche Kritik erhaben wäre.

---

*) Refrain. Gefällt diese Verdeutschung nicht, so sind hier noch einige andere: Kehrsatz, Kehrum, Wiederreim, Wiedersatz, Wendereim, Wendesatz. Wenn leichte Verständlichkeit, auch ohne hinzu gefügte Erklärung, ein Hauptverdienst eines neu geprägten Wortes ist, so dürfte das oben gewählte den Vorzug haben, wiewohl man einwenden kann, daß ein Refrain, wie hier, auch aus mehrern Versen und Reimen, daß er aus einem oder mehrern reimlosen Versen, ja, sogar aus schlichter Prose bestehen könne; ferner, daß der Kehrreim so leicht an die gemeine Sprechart erinnere, welche ein ganzes Gedicht oft einen Reim nennt. Sollten die letzten Gründe jenen ersten überwiegen, so könnten wohl die mit Satz zusammen gefügten Wörter, z. B. Kehrsatz, ja, wer weiß, ob nicht gar der Kehrum, nach der Analogie von Kehraus, den Vorzug haben. Die Puristen mögen nun wählen.

Damit sich Niemand bemühe, mir die Eigenschaften vorzudociren, die eine Deutsche Nachbildung der unnachahmlichen Lateinischen Verse:

Cras amet, qui nunquam amavit;
Quique amavit, cras amet,

besitzen müßte, wenn sie vollkommen seyn sollte, so will ich sie selbst angeben. Es wird erfordert:

1. Die einfachste, schlichteste, nackteste Darstellung dieser vier, oder nur drei Haupt-Ideen, (denn die vierte ist nur eine Wiederhohlung der ersten,) in den eigentlichsten Ausdrücken, ohne allen poetischen Blumen- und Farbenschmuck.

2. Das ungezwungene, leichte, und daher so äußerst gefällige Spiel der wechselnden Gedanken- und Wortstellung in Satz und Gegensatz des Originals. Der Anfang des ersten Verses ist Beschluß des zweiten, und der Beschluß des ersten ist Anfang des zweiten mit einerlei Gedanken und Wörtern. Diese Stellung ist höchst charakteristisch, und daher eine Eigenschaft, die, wenn mich mein ästhetisches Urtheil nicht gänzlich triegt, fast noch wichtiger ist, als die erste. Eine Verdeutschung, die von diesem antithetischen Wechselspiele gar nichts ausdrückt, mag zwar andere Verdienste haben, aber ein Surrogat im Haupt-Charakter des

Originals kann sie nimmermehr seyn. Das Daseyn dieser beiden Eigenschaften darf gleichwohl

3. Weder an der grammatischen Richtigkeit und logischen Klarheit, noch an der poetischen Würde, Eleganz und Kraft des Ausdrucks etwas vermissen lassen.

4. Die Wortstellung muß natürlich, zwangfrei, und wenigstens nach poetischem Sprachgebrauche längst hergebracht;

5. Die Verse müssen vollkommen prosodisch richtig und fließend, die Reime rein, ungesucht und tonwechselnd, beide aber möglichst wohlklingend seyn.

Dieser Maßstab ist, wie ich mir schmeichele, richtig und vollständig; gleichwohl hat mir seine Verfertigung nicht zwei Minuten Zeit und Kopfbrechen gekostet. Seht, wohlweise Herren, so unaussprechlich leicht ist es, idealische Maßstäbe zu schnitzeln, mit diesen die Musenberge zu durchwandern, und dort Alles, — aber nur, leider! auch sich selbst — tief unter den Ansprüchen seiner vermeinten Hoheit zu finden. Versucht es nun, wohlweise Herren, zwei Jahre lang, nur vier kurze Zeilen vollkommen nach diesem Maßstabe zu verfertigen.

Man wird bald finden, daß von diesen Forderungen in der Ausführung Theils schlechterdings, Theils bedingungsweise etwas nachgelassen werden müsse. So mischen sich in Ansehung der ersten Eigenschaft bei der Deutschen

Nachbildung unumgänglich nothwendige Umstände mit in's Spiel, die schlechterdings einen Nachlaß erfordern. Diese Umstände sind, daß im Deutschen gerade noch ein Mahl so viele Verse und Versfüße, als im Lateinischen, und was das Ärgste ist, Verse mit Reimen ausgefüllt werden müssen. Den Beweis dieser Unumgänglichkeit wird mir ein für die Schönheiten des Rhythmus und der Harmonie gebildetes, oder auch nur empfängliches Ohr ungebethen erlassen.

Jene gedoppelte Anzahl von Versen und Versfüßen gehörig auszufüllen, sind die ganz nackten Hauptvorstellungen des Originals auf keine Weise hinreichend; und in gereimte Verse fügt sich ihre Nacktheit noch weniger. Es bleibt also dem Verdeutscher nichts übrig, als ihnen durch irgend eine Art von Einkleidung so wohl die erforderliche Fülle, als Geschmeidigkeit zu geben; und es wird nur darauf noch ankommen, daß diese Einkleidung so wenig gesucht, so wenig rauschend und schimmernd, kurz, so prunk- und anspruchlos, als der Körper selbst sey. Mit andern und eigentlichen Worten. Das herbei zu hohlende Zufällige muß dem Wesentlichen so nahe verwandt seyn, als möglich; so daß Einem gar die Frage nicht einfällt: Was willst denn du hier?

Von den übrigen Forderungen wird wenigstens bedingungsweise etwas nachgelassen werden müssen. Die Hauptbedingung ist hier: Wenn man das Eine will, so muß man

von dem Andern etwas fahren lassen. Will man also das antithetische Wechselspiel in Gedanken- und Wortstellung dem Originale so nahe gebracht sehen, daß in dieser Rücksicht fast nichts zu wünschen übrig bleibt, so wird man auf Eins und das Andere von den übrigen Forderungen, z. B. auf Tonwechsel, auf höhere Sonorität der Reime, u. s. w. Verzicht thun, will man aber von den obigen drei letzten Nummern durchaus nichts aufgeben, so wird man von der Eigenschaft unter Nummer zwei wenigstens die Hälfte, ja, vielleicht noch mehr schwinden lassen müssen. Denn so wenig die Sprache mit ihren Wörtern und Wortformen, als der Eigensinn des Verses und besonders des Reimes werden Alles in höchster Vollkommenheit mit einander vereinigen lassen. Da indessen die zweite Forderung hauptsächlich den Geist, die drei übrigen aber mehr den Buchstaben betreffen, so dächte ich könnte es nicht zweifelhaft seyn, was man lieber wollen sollte. Nun zur Prüfung der Lesearten nach den obigen Gesetzen.

Die Leseart der ersten Ausgabe meiner Gedichte lautete also:

Morgen liebe, wer die Liebe
Schon gekannt!
Morgen liebe, wer die Liebe
Nie empfand!

Die originelle Nacktheit der Ideen war hierin ziemlich erreicht. Denn das Bißchen Einkleidung in Liebe schon gekannt, und Liebe nie empfand, anstatt schon liebte, und nie liebte, will in der That wenig sagen. Nur wäre zu wünschen gewesen, daß, da es doch nun einmahl schon Einkleidung war, und seyn mußte, der Stoff dazu, seiner Simplicität unbeschadet, etwas ausgesuchter gewesen wäre. Denn Liebe schon kennen, und Liebe nie empfunden haben, sind doch gar zu gemeine, in allen Romanen und Liebesbriefen zu oft vorkommende Redensarten, deren matte Armseligkeit um so mehr auffällt, da sie hier etwas vorstellen zu wollen scheinen. Ich mag indessen bei dieser Bemerkung Recht oder Unrecht haben, welches ich gern dahin gestellt seyn lasse, so ist und bleibt doch so viel gewiß, daß in dieser Nachbildung auch nicht ein Schatten von jenem antithetischen Wort- und Gedankenwechsel des Originals vorkommt. Das Ohr, welches einen ungezwungenen und gefälligen Tonwechsel verlanget, wird durch den Gleichklang der beiden Hälften des ersten und dritten Verses, die sich mit Liebe endigen, durch den so genannten reichen, (eigentlich armseligen) Reim in Liebe auf Liebe, und endlich durch den verkürzten Rhythmus in der zweiten und vierten Zeile, der gegen das Ganze sehr übel absticht, merklich beleidigt.

Das rhythmische Ohr Ramler's fühlte den letzten Übelstand, so wie auch ich ihn längst gefühlt, und nur wegen mangelnder Gedankenfülle des Originals, dem ich möglichst getreu seyn wollte, für unvermeidlich gehalten hatte. Er stellte daher in der zweiten und vierten Zeile den gehörigen Rhythmus wieder her, und las nun folgender Maßen:

Morgen liebe, morgen liebe,
Wer die Liebe nie gekannt!
Morgen liebe, morgen liebe,
Wer die Liebe schon empfand!

Durch die Herstellung des vollen, vorher zu kurz abgebrochenen Rhythmus schien zwar das eben hierdurch noch matter gewordene schon gekannt und nie empfand, welches der im vorhergehenden Verse schon angefangene Satz, wie die Schlange den halb abgeschlagenen Schwanz, nachschleppte, etwas gehoben zu werden; allein alle übrigen, meiner ersten Leseart zur Last fallenden Mängel blieben nicht nur, sondern wurden sogar noch durch das nunmehr in vier kurzen Versen sechs Mahl tönende Liebe und durch das viermahlige morgen vermehrt. Auch geht durch die Wiederhohlung des Aufrufes: Morgen liebe, morgen liebe, die Ruhe, oder doch gemäßigte Lebhaftigkeit, die den

Kehrreim billig charakterisiren sollte, in eine ungehörige Unruhe, ja, in eine fast ungestüme Heftigkeit über.

Da mir die nackte Einfalt des Originals und sein antithetisches Spiel gar sehr, und vielleicht zu sehr auf Kosten der übrigen Eigenschaften, am Herzen lagen, so glaubte ich, in der zweiten Auflage meiner Gedichte die vorigen Lesearten folgender Gestalt verbessert zu haben:

Morgen liebe, was auch nimmer
Noch geliebet hat zuvor!
Was geliebt hat längst und immer,
Lieb' auch morgen nach wie vor!

Diese Umbildung hatte zwar das Verdienst, daß die Hauptgedanken des Originales ganz einfach mit ihren eigentlichsten Worten ausgedrückt, und mit der gesuchten Wechselstellung in einen Gegensatz gebracht waren. Morgen liebe, was nimmer geliebt hat! Was immer geliebt hat, liebe morgen! Das Vergnügen über die so nahe Erreichung dieser beiden ersten Haupteigenschaften verblendete mich eine Zeit lang gegen die sehr grobe Vernachlässigung fast aller übrigen. Welche abscheulichen Mißklänge in den pleonastischen und tautologischen Flickwörtern auch, noch, längst und immer, in der so nahe auf einander folgenden Ausdehnung und Zusammenziehung der Formen

geliebet und geliebt, deren erste den Ausdruck in de[r] meisten Fällen schlaff macht, ferner in der unnatürlichen Wortfolge des zweiten und dritten Verses, und endlich in dem reichen Reime vor auf vor!

Diese jedem auch nur wenig geübten Ohre so sehr auffallenden Gebrechen verursachten denn nun auch, daß diese Umänderung fast nirgends Beifall fand. Die Meisten zogen dagegen die Ramlerische, obgleich keinesweges über ihren gegründeten Tadel erhabene Leseart vor. Ein Beurtheiler wünschte sogar meine erste Leseart zurück. Diesem schien es aber ganz an einem rhythmischen Ohre zu mangeln.

Nach mehrern Versuchen der Umschmelzung, deren keiner mich auch nur einiger Maßen befriedigen wollte, kam endlich die wirklich erwählte Gestalt zu Stande, und ich hielt sie sogleich, vermittelst des ersten schnell vorahndenden Kunstgefühls, nicht nur für die beste von allen, welche das Reich der Möglichkeit darbiethen möchte, sondern auch für diejenige, gegen welche Niemand noch etwas einwenden würde. Das Erste hat nachher auch, wie ich glaube, bei jedem neuen Versuche die Erfahrung bestätigt; allein in Ansehung des Letzten sah ich mich bald gar schmählich betrogen. So schwer hält es oft, den Menschen auch nur eine Kleinigkeit recht zu machen, besonders, wenn man sie selbst auf

den kritischen Stuhl hinnöthigt, von welchem sie gemeiniglich nur Tadel herab sprechen zu müssen glauben.

Mit unbefangener Freude über meinen glücklichen Fund, nichts weniger ahndend, als bedenkliche Gesichter, sondern vielmehr ein herzliches Bravo erwartend, sagte ich diesen neuen Kehrreim einigen meiner Freunde und Bekannten vor. Gemeiniglich aber war kaum der letzte Ton von meinen Lippen verklungen, so rundeten sich die ihrigen, mir das letzte heut zu wiederhohlten Mahlen auf die bedenklichste Weise nachzulallen. — „Nun was ist denn da, sprach ich dann wohl verdrießlich, zu heut, heut, heuten? Beiderlei Formen, so wohl heut, als heute, sind im Hochdeutschen gleich richtig und gleich gebräuchlich.„ — „Ja, — ja, — hieß es dann, das mag wohl wahr seyn, aber es klinget doch etwas hart.„ — „Und was nennt Ihr denn hart, Ihr Herren? Härte, wie man den Begriff meines Wissens bisher genommen hat, und nehmen muß, Härte entsteht entweder nach einem Urtheile des Verstandes, oder des Ohres. Des Verstandes: Wenn Ihr einen Redesatz, oder ein Wort um modificirende und bestimmende Wörter, Sylben und Töne betrieget, welche die Logik und um ihretwillen die Grammatik erfordert, wodurch denn ein unangenehmer Mangel entsteht, der mehr oder weniger Dunkelheit verursacht. Nach dem Urtheile des Ohres entsteht Härte, wenn Ihr den

Wörtern ihre wahre und eigenthümliche Quantität raubt, wenn Ihr Wörter und Töne so wählt und zusammen stellt, daß sie schwer und unangenehm auszusprechen, schwer und unangenehm anzuhören sind. Welche von beiderlei Härten soll nun das heut an sich tragen? Nicht die Härte des Verstandes; denn der Begriff bleibt in beiderlei Formen, heute und heut, unverändert eben derselbe; beiderlei Formen sind gleich verständlich; beiderlei Formen sind gleich gewöhnlich; weder Logik, noch Grammatik finden auch nur das Mindeste zu erinnern. Hart für den Mund und für das Ohr könnt Ihr die Töne, aus welchen das heut besteht, eben so wenig nennen. Denn es fällt euch nicht ein, die Wörter freut, streut, scheut, erneut, beuth und viele andere, die sich auf eben diese oder ähnliche Töne endigen, für hart zu halten.„

Wenn die Hyperkritik sich durch Gründe in die Enge getrieben sieht, so pflegt sie dennoch lieber auch nach den schwächsten Vertheidigungswaffen noch zu greifen, als ihre Sache aufzugeben. So auch hier. Man berief sich am Ende auf sein widerstrebendes Gefühl, und suchte dieß aus der so nahen Zusammenstellung beider Formen zu erklären und zu rechtfertigen. Im Grunde aber entsprang dieß Gefühl, wenn es anders wirklich vorhanden und nicht bloß aus Haberechterei vorgegeben war, im Grunde entsprang

es wohl daher, daß die Herren sich nun einmahl an heute gewöhnt hatten, und nicht bedachten, daß wohl eben so viele, ja, noch mehrere Hochdeutsche sich dagegen an heut, oder selbst, wie es bei mir der Fall ist, an beiderlei Formen gleich stark gewöhnt haben, und sich selbiger, so wie sich's in einzelnen Fällen am besten fügt, bedienen.

Jenem angeblichen Gefühle glaubte ich anfänglich nichts weiter entgegen setzen zu können, als mein Gegengefühl, welches die Leseart gut hieß; und so blieb die Sache vor der Hand wenigstens unentschieden, da mein Gefühl sich ohne Grund nicht einer höhern Autorität anmaßen wollte. Denn ein Grund, aus dem mein Gefühl hauptsächlich entsprang, ein Grund, der mir das heut vorzüglich gefällig machte, und den ich unten anführen will, hatte sich noch nicht logisch bei mir entwickelt.

Man fand noch andere Gebrechen an meiner neuen Leseart. Man fand, gegen meine eigene Theorie des Wohlklanges, einen fehlerhaften Gleichklang der hervortönenden Sylbe eut in allen vier so wohl weiblichen, als männlichen Reimwörtern. Man fand Bedenklichkeiten gegen den plötzlichen Wechsel der Zeitformen des Verbi freuen, — gefreut, das Präteritum, und freute, das Imperfect; und nannte diesen Wechsel, wenn nicht ungrammatisch, doch unstylistisch. Auch die Auslassung des Hülfsverbi hat, nach

gefreut, glaubte man in der Fehlerrechnung nicht ganz übergehen zu dürfen.

Dennoch, und dieser Vorwürfe ungeachtet, hielt mein Gefühl noch immer an dieser Leseart, ob ich es schon nicht sogleich aus klaren Gründen rechtfertigen konnte. Allein der Verdruß, daß ich mit vieler Mühe nicht einmahl vier kurze Zeilen sollte zu Stande gebracht haben, an welchen nicht noch so viel und mancherlei zu benagen wäre, als man mich hier überreden wollte, verstimmte mich so sehr, daß ich die Leseart verwarf, und sogar den Gedanken aufgab, sie noch je einmahl wieder zur Wahl mit aufzustellen. Das Gebieth der Sprache ist groß, dachte ich, und du bist seiner nicht ganz unkundig. An Gewandtheit fehlt es dir auch nicht, dich oft durch Schwierigkeiten und Krümmungen durchzuwinden, wo hindurch zu gelangen dir Anfangs unmöglich schien. Lassen sich doch oft drei bis vier der unbändigsten Reime, die alle nach den entgegen gesetztesten Himmelsgegenden hinstreben, so bezähmen und zusammen koppeln, daß sie den Gedanken so zwanglos nach einer einzigen Gegend hintragen, als wären sie gar keines andern Weges kundig. Es muß, es muß sich noch eine andere Leseart finden lassen, die nicht so sehr zum Benagen einladet. So ging ich von neuen auf die Jagd aus, und brachte Dutzende von Kehrreimen zurück.

Unter diesen zeichnete sich einer aus, der, den gewählten abgerechnet, so wohl mir, als denen, die den gewählten zum Wahlkreise hinaus gezankt hatten, vor allen übrigen die meisten Vorzüge, die wenigsten wirklichen, oder vermeintlichen Mängel zu haben schien. Er lautet folgender Maßen:

Morgen liebe, was bis heute
Nie der Liebe Lust erkor!
Was der Liebe je sich freute,
Liebe morgen, wie zuvor!

Ich war entschlossen, diesen zu wählen, und nun nicht weiter so vergeblich auf neue und bessere Lesearten zu sinnen. Damit mir aber, wenn er gedruckt erschiene, die Freude nicht wieder, wie an dem vorigen, verdorben würde, so schrieb ich sogleich auf ein Blatt eine Rechtfertigung nieder, womit ich ihn vor das Publicum hinaus begleiten wollte. Es sey mir erlaubt, diese wörtlich hier einzurücken.

Zuvörderst aber fühle ich mich gedrungen, an dieser Stelle ein Wort zu Gunsten meiner Mikrologie zu sagen. Obgleich diese Blätter nur zum Unterricht und zur Unterhaltung wärmerer Freunde der poetischen Kunst, besonders junger Künstler bestimmt sind, so könnte es doch wohl seyn, daß sie hier und da auch andern Gelehrten in die Hände

fielen. Nun bescheide ich mich sehr gern von selbst, daß für manchen von diesen ihr Inhalt sehr unerheblich und langweilig seyn müsse. Dieß kann mir Einer selbst in's Angesicht sagen, ohne daß ich deßwegen nur im mindesten über ihn zürne, wenn er nur billig und bescheiden genug ist, sein Urtheil, das für ihn und seines Gleichen allerdings gilt, nicht zur absoluten Allgemeinheit ausdehnen zu wollen. Eine Anmaßung, die gleichwohl vielen sonst achtungswerthen Gelehrten zum gerechten Vorwurfe gereichet. Ich darf mir schmeicheln, daß es außer ihnen noch sehr viele Leser geben werde, denen es überaus interessant seyn muß, hier gleichsam in das Innerste der Werkstatt eines alten Künstlers geführet zu werden, ihn arbeiten zu sehen, und ihn, wenn auch hier und da ein wenig redselig, dennoch traulich, offenherzig und bei guter Laune über sein Kunstverfahren sprechen zu hören. Ob aber dergleichen Jemanden interessiren dürfe, ob es ihn mehr interessiren müsse, der Zergliederung eines Goldkäfers, als der eines Kehrreimes beizuwohnen, darüber ließe sich wieder viel Interessantes sagen, wenn es nicht gar zu weit von der Bahn führte. Nur eine einzige Bemerkung sey mir, weil wir doch nun einmahl jetzt nichts Wichtigeres treiben, im Vorbeigehen erlaubt. Man ruft aus den wissenschaftlichen und gelehrten Feldern sehr häufig, und, wie mir däucht, nicht ganz artig und bescheiden, die verachten-

den Vorwürfe der Nutzlosigkeit, der bloßen Belustigung, u. s. w. in das Gebieth der ästhetischen Künste, und was ihm angehörig ist, herüber. Unter dem Nutzen, worauf man den höhern Werth der so genannten ernsten und nützlichen Wissenschaften gründet, kann wohl nicht bloß der Umstand gemeinet seyn, daß durch sie gemeiniglich mehr, als durch manche schönen Künste, z. B. die Dichtkunst, zur Lebensnahrung und Nothdurft erworben werden könne. Denn sonst müßten die Künste der Sänger und Tänzer, die ihren Besitzern und Besitzerinnen oft fürstliche Reichthümer erwarben, im Werthe allen Wissenschaften und Künsten voran gehen. Verstehet man aber unter dem Nutzen etwas, was auf Wohlseyn der Menschen Bezug hat, so sehe ich nicht ein, wie man dieses Etwas den schönen Künsten absprechen, viel weniger, wie man ihr Geschäft bloß um deßwillen so tief unter das Geschäft der ernsten Wissenschaften herabwürdigen könne, weil sie unmittelbar nach einem Ziele hinstreben, welches die Wissenschaften ebenfalls, allein mittelbar und erst durch Umschweife zu erreichen suchen. Wollte man sich anmaßen, zu behaupten, daß die Art des Wohlseyns, welches die schönen Künste befördern, unerheblich und entbehrlich sey, o, wie leicht ließe sich dieser Vorwurf gegen die stattlichsten Wissenschaften erwiedern! Wie Vieles von dem, was im Felde der Wissenschaften, von den Entdeckungen am

Ringe des Saturns an bis zu den Entdeckungen an einem Milbenfuße herab, gerade am lautesten betrompetet wird, wie Vieles wirkt doch in der That kein anderes Wohlseyn, als die Befriedigung der Neugierde! Man kann sagen, ein neues schönes Gedicht, ob es gleich, nachdem es nun einmahl vorhanden ist, viele Menschen erfreut, ja, vielleicht an Geist und Herzen veredelt, konnte entbehret werden, ohne daß sich die Menschen deßwegen schlimmer befanden. Wie? Nicht auch die Entdeckung eines neuen Nebelsternes? Eines neuen Polypen? Eines bisher unbekannten Umstandes in der Republik Karthago? Einer bessern Art, Kohl und Rüben zu ziehen? — Doch, es soll hier nicht von Seiten der schönen Künste den Wissenschaften entgegen gehadert werden; ich wollte nur ahnden lassen, daß Stoff zum Gegenhader vorhanden wäre, wenn dieser Hader überhaupt sich geziemte. Eben derselbe Schöpfer, welcher die Gans erschaffen hat, die gute und dankenswerthe Gans, die so wohlschmeckende Braten, so große und inhaltsvolle Eier, so weiche und warme Federn zu Ruhebetten, so vielvermögende Schreibkiele liefert, eben derselbe Schöpfer hat auch die Nachtigall erschaffen, die von dem Allen nichts darbiethet, gleichwohl aber auf ihre Weise zum Wohlseyn vieler Menschen das Ihrige beiträgt. Wahrlich, es ziemet sich eben so wenig, daß die Gans der Nachtigall ein Verachtungslied

nachgacke, als dieser, daß sie jener eins nachsinge. — Ein Jeder suche sich in seiner Sphäre so viel Verdienst zu erwerben, als möglich, ohne das Verdienst des Nachbars neben sich niederzudrücken, oder zu verhöhnen. Wenn die schönen Künste auch sonst nichts adelte, so adelt sie doch die Humanität und Liberalität, womit sie so gern jedem Verdienst auch außer ihrer Sphäre begegnen. Die edle Königinn derselben, die Dichtkunst, wenn sie nicht, wie in der Fabel die honigsammelnde Biene durch den Übermuth einer Henne, aus ihrem Charakter heraus gereitzt wird, mit dem Stachel zu drohen, verherrlicht willig und unaufgefordert die Verdienste des Helden, des Staatsmannes, des Gelehrten; wenn gleich alle drei ihrer gar wenig achten. Schon hat die Dichtkunst einen Herschel und seine Entdeckungen gefeiert, und wird sie noch feiern; ob es gleich Herscheln noch nicht eingefallen ist, und auch nie einfallen wird, einen seiner neu entdeckten Sterne nach einem großen Dichter zu benennen. —

Wir sind gerecht; das seyd Ihr nicht!
Hoch steht Ihr; träumt es höher noch;
Wir ehren fremd Verdienst!

Klopstock.

Die Rechtfertigung meines neuen Kehrreimes, die ich auf die oben bemerkten fünf Grundlagen bauete, lautet folgender Maßen.

„Der Anfang: Morgen liebe, — cras amet, — fällt von selbst in die Hände, und schließt jede Änderung oder Verbesserung gänzlich aus. Aber der zweite Satz, — qui nunquam amavit, — kann mit Bestand der Regeln unter Nummer 3, 4 und 5 durchaus nicht eben so nackt und einfach im Deutschen dargestellt werden. Er erfordert also eine zweckmäßige Einkleidung und Erweiterung, wodurch ihm gleichwohl von seiner Allgemeinheit so wenig, als möglich, benommen wird. Der Satz: Wer nie geliebt hat, begreift alle möglichen Fälle unter sich, wie und warum er nicht geliebt hat. Vielleicht war er nur unbekümmert um die Liebe, nur gleichgültig gegen sie; vielleicht aber floh, verschwor, verabscheuete er sie, u. s. w. Vielleicht liebte er nicht, weil er keine Gelegenheit hatte, zu lieben, weil sich ihm kein Gegenstand darboth; vielleicht, weil er ein Vorurtheil gegen die Liebe hägte, vielleicht weil sein Herz gar nicht für die Liebe organisirt und gestimmt war, u. s. w.

Es kommt nunmehr darauf an, eine solche Modification und Erweiterung des Hauptgedanken und seines Ausdrucks zu finden, die keinen der vorhin bemerkten und unbemerkten Fälle des Wie und Warum ausschließt. Ge-

danke und Ausdruck: Wer, (oder vielmehr Was, um das weibliche Geschlecht nicht auszuschließen,) Was die Liebe nie erkor, scheinet dieß unter allen, der übrigen Umstände wegen nur möglichen Modificationen am besten zu leisten. Es erkor die Liebe nicht, entweder, weil sich keine Gelegenheit zur Auswahl der Liebe aus andern Gegenständen darboth, oder, weil es ein Vorurtheil gegen die Liebe hägte, weil es nicht für die Liebe organisirt war, u. s. w.

Allein zu dieser ganz einfachen Deutschen Modification müssen nun auch noch verwandte, einpassende Erweiterungs-Ideen herbei gezogen werden, wenn den übrigen Bedürfnissen, sonderlich des Verses, des Reimes, und des antithetischen Spieles Genüge geschehen soll. Nichts aber kann sich wohl nach meinem Gefühle natürlicher, ungezwungener, und in das Ganze einpassender darbiethen, als das: Was bis heute. Morgen soll etwas geschehen, was bisher, also bis heute nie geschehen ist. Also der erste Vers: Morgen liebe, was bis heute, scheinet in jeder Rücksicht unverbesserlich zu seyn, besonders, da das bis heute wegen seiner so genauen und innigen Anschmiegung an den Hauptgedanken ein Ansehen unentbehrlicher Nothwendigkeit gewinnet, welches durch den wichtigen Dienst, den es dem Bedürfnisse des Reimes leistet, noch mehr erhöht wird.

Was für den zweiten Vers an Wort- und Gedanken-

stoff übrig bleibt, bedarf nun wieder einer neuen Modification und Erweiterung, und zwar aus dreierlei Ursachen. Ein Mahl ist noch ein Versfuß auszufüllen. Zu den Worten: Nie die Liebe erkor, fehlt zwischen Liebe und erkor noch eine lange Sylbe, um den trochäischen Vers voll und richtig zu machen. Gesetzt, man könnte dieses mit dem geringsten Aufwande durch das Wörtchen noch bewerkstelligen, ohne daß es das Ansehen eines pleonastischen Füllsteines gewönne, und so lesen:

> Morgen liebe, was bis heute
> Nie die Liebe noch erkor!
> Oder: Noch die Liebe nie erkor!

so sind doch noch zwei triftige Ursachen übrig, die von dieser Simplicität des Gedanken und des Ausdrucks abzuweichen, und ihm eine andere Modification zu geben gebiethen, wenn er auch gleich dadurch etwas mehr Fülle und Schimmer erhalten sollte, als man ihm wohl wünschen möchte. Ein Mahl, kann ich denn wohl, ohne der Logik einen, obwohl kleinen, dennoch aber merklichen Zwang anzuthun, sagen: Was die Liebe nie erkor, oder erwählte? — Der Begriff des Wählens paßt sich nur zu mehrern Dingen Einer Art. Z. B. ohne logischen Zwang sage ich, sich ein Mädchen, sich eine Frau erwählen, weil Jedermann

weiß, daß es mehrere ihrer Art gibt. Allein die Liebe, von welcher hier die Rede ist, bin ich geneigt, mir als etwas Einziges zu denken, das seines Gleichen nicht außer sich hat. Wie kann also da ein Wählen Statt finden? Oder was für andere Gegenstände soll ich mir neben der Liebe denken, aus denen ich sie heraus wähle, da die Phantasie schlechterdings nicht angeregt und auf etwas hingewiesen wird? — Hiernächst, wenn ich auch nur flüchtig an die folgenden Zeilen und Reime der Stanze zum voraus denke, so fällt mir das Wort freute ein, welches in der Redensart, sich der Liebe freuen, sehr schicklich und ungezwungen sich wird brauchen lassen können. Bei fortgesetztem und genauern Nachdenken finde ich gar, daß die ganze Sprache kein einziges so richtiges und einpassendes Reimwort darbiethet, als nur dieses. Mit welchem andern sollte ich den Hauptgedanken, der an dieser Stelle stehen muß, so leicht und ungezwungen darstellen, als durch freute in dem Verse: Was der Liebe je sich freute? — Wenn nun aber ferner der antithetische Wort- und Gedankenwechsel des Originals in einer Deutschen vierzeiligen Stanze bewerkstelliget werden soll, so müßten die erste und die vierte, so wie die zweite und die dritte Zeile einander, so wohl der Materie, als der Form nach, genau correspondiren. Diese Correspondenz aber findet sich weder den Worten, noch den Gedanken nach zwischen den

beiden Modificationen, Liebe erkor, und der Liebe sich freute. — Die gedoppelte Correspondenz, so wohl des Inhalts, als des Ausdrucks, auf dem betretenen Wege zu Stande zu bringen, möchte wohl nicht nur äußerst schwer, sondern selbst unmöglich seyn. Aber der Gedanke der zweiten Zeile läßt sich allenfalls noch so modificiren, daß er dem in der dritten ziemlich ähnlich wird, und hiermit wird man wegen der unübersteiglichen Hindernisse, die der Kunst in den Weg gewälzt werden, zufrieden seyn müssen. Sage ich also:

Morgen liebe, was bis heute
Nie der Liebe Lust erkor!

so erhalte ich in der zweiten und dritten Zeile der Stanze, wenn gleich eben keine Correspondenz des Ausdrucks, dennoch eine ganz gute Correspondenz des Gedanken, worüber man allenfalls die mangelnde Wort-Correspondenz vergißt. Hiernächst bekomme ich in dem Begriffe Lust, der sich bei Erwähnung der Liebe, und vollends unter den Umständen, unter welchen dieser Kehrreim gesungen wird, gewiß sehr natürlich und ungezwungen darbiethet, ein Etwas, in welches der Begriff erkor sehr gut eingreifen kann. Denn der Lust gibt es, wie Jedermann bald einfällt, mehrere Arten, unter welchen eine Auswahl Statt findet; und

ier ehemahlige logische Gedankenzwang ist, wie mir däucht, durch die Lust hinlänglich gehoben.

Nachdem wir nun auf diese Weise, mit ziemlichem Glücke für die Schwierigkeiten der Sache, bis zur dritten Zeile gekommen sind, so fällt noch glücklicher die vierte wieder von selbst in die Hände. Die bei der zweiten und dritten Zeile so mühselig gesuchte, und doch kaum halb erreichte Correspondenz biethet sich hier in der größten Vollkommenheit ihres Wechselspiels in morgen liebe und liebe morgen von selbst dar; und da selbst das Original dieß letzte Wechselspiel nicht zu bewerkstelligen vermochte, so muß es der Übersetzung zu einer nicht unbeträchtlichen Entschädigung für dasjenige dienen, was sie zurück lassen mußte. Die des Verses und des Reimes wegen nöthige Erweiterung durch das wie zuvor schmiegt sich unstreitig dem Hauptgedanken eben so genau, so innig, so nothwendig scheinend an, als das bis heute der ersten Zeile.

Wenn ich nun noch ein Mahl die ganze Stanze:

Morgen liebe, was bis heute
Nie der Liebe Lust erkor!
Was der Liebe je sich freute,
Liebe morgen, wie zuvor!

vor Geist und Ohr vorüber wandeln lasse, und ihre Unvoll-

kommenheiten und Vollkommenheiten, in Rücksicht auf das Original, im Ganzen gegen einander abwäge, so finde ich zwar

1. In den Neben-Ideen bis heute und wie zuvor Erweiterungen der beiden Hauptsätze des Originals,

Cras amet, qui nunquam amavit,
Quique amavit, cras amet!

Allein, ohne der Simplicität etwas zu benehmen, fügen sie sich so innig an den Hauptgedanken, daß sie mit ihm gleichsam von Natur zusammen gewachsen, und also nothwendig scheinen. Zu diesen Erweiterungen kann auch das je in der dritten Zeile mit gerechnet werden. Allein dieß ist die nothwendige Ergänzung einer Vorstellung, die das Original des Metrums wegen in dem Worte unquam hatte zurück lassen müssen. Ich finde

2. In den Deutschen Modificationen, der Liebe Lust erkor, und der Liebe sich freute, zwar eine gewisse Fülle und einen Schimmer, wovon das Original nichts weiß. Allein jene Fülle artet doch gewiß eben so wenig in eine überlästige Corpulenz, als der Schimmer in einen zu grellen, unangenehmen Glanz aus. Übrigens wird durch dieß Bißchen Fülle und Schimmer, so wie durch die obigen Erweiterungen, für Rhythmus, Euphonie und Harmonie, nicht

minder auch für das antithetische Spiel sehr viel gewonnen.

3. Die antithetische Wechselstellung ist zwar nicht in der gewünschten Vollkommenheit gelungen, so daß die logische Urtheilskraft völlig damit zufrieden seyn könnte; allein sie ist doch so weit gelungen, daß sich die ästhetische daran begnügen kann. Dagegen aber sind

4. Alle übrigen Forderungen so weit erfüllt, daß die echte Kritik hoffentlich nichts mehr zu tadeln finden wird. Zwar möchte es noch scheinen, als ob die Wortstellung, der Liebe Lust, anstatt die Lust der Liebe, nicht natürlich genug wäre; allein wenn diese Stellung gleich der prosaischen Sprache eben nicht eigenthümlich seyn sollte, so ist sie doch in der poetischen nicht nur sehr gebräuchlich, sondern auch unentbehrlich."

*

So glaubte ich nun meinen neuen Kehrreim auf eine Weise verpanzert zu haben, die ihn gegen jeden Angriff sicher stellen müßte. Wer hätte denken sollen, ihn könnte noch ein einziger Streich so zu Boden strecken, daß mir selbst sogar alle Lust vergehen würde, ihm noch weiter beizuspringen! Dennoch geschah dieses. Die Tadler des vorigen waren zwar mit diesem, so wie auch mit seiner Rechtfertigung ziemlich zufrieden; allein ein neuer scharfsinniger und geschmack-

voller Beurtheiler bemerkte Folgendes. Die Liebe, so wie auch die Lust der Liebe sind Leidenschaften oder Affecten, mithin etwas Unwillkürliches, zu welchen sich, Trotz der Rechtfertigung, der Begriff des Wählens in erkor nicht paßt. Ich kann freilich Eine Art der Lust der andern bisweilen wohl vorziehen, und in so fern wohl sagen, daß eine Wahl Statt finde; allein wenn ich den Begriff einer wählbaren Lust hier unterlegen soll, so geht die ganze Delicatesse der Vorstellung, die hier herrschen soll, verloren. — Wahrlich, man kann kaum mehr Recht haben, als in diesem Stücke mein kritischer Freund. An die Lust der Liebe soll man hier nicht denken, deren Genuß ich auf einen gewissen bestimmten Tag aus andern Arten der Lust, z. B. der, auszureiten, zu tanzen, Punsch zu trinken, u. s. w. auswählen kann. Man sieht, daß ich den reinsten und edelsten meiner Liebesgesänge in keinem seiner Theile einer solchen, und so nahe liegenden Auslegung aussetzen konnte. Der neue Kehrreim wurde also unwiederruflich verworfen. Allein woher nun einen anderen nehmen? Unglücklicher Weise war der neue Beurtheiler auch ein Heutfeind.

Noch glaubte ich nicht an die Grenze der Möglichkeit gekommen zu seyn. Ich ging also auf das neue zur Jagd aus, und trieb endlich eine solche Menge von Lesearten zusammen, daß ich ihre Anzahl anzugeben mich schäme. Denn

jeder geschäftlosen Stunde, auf jedem Spaziergange neckte mich dieser unselige Kehrreim. Einige dieser Lesearten will ich jedoch am Ende so wohl zur Unterhaltung, als zur Belehrung noch anführen.

Lange däuchte es mir, ich könnte unmöglich eben so wenig die letzte Zeile der Stanze, als die erste, wegen ihrer so vollkommenen Tadellosigkeit aufgeben, und seufzte und suchte daher, wie Klopstock nach Sponda, durch das ganze Gebieth der Sprache nach einem schicklichen Or-Reime. Allein mein eigener Satyr nöthigte mich endlich durch gröblichen Spott, die eben so unnütze, als lächerliche Jagd aufzugeben. Er rief mir, was widersprechend scheinet, und doch wahr ist, den besten und zugleich schlechtesten Vers zu:

Nichts um Liebeslust sich schor.

So sehr kann an mancher Stelle ein einziges Wörtchen den vollkommensten Gedanken entadeln!

Von den neu zusammen gebrachten Lesearten gefiel die eine diesem, die andere jenem Beurtheiler. Ich sah nunmehr offenbar, wie vergeblich es wäre, auf übereinstimmende Zufriedenheit Anderer zu hoffen. Es war hohe Zeit, daß endlich mein eigenes Urtheil, das sich so nachgebend und demüthig bisher verhalten hatte, entschlossen durchgriff, und sagte: Wenn dieß gleich nicht so euch Allen gefällt, so sollte es billig so euch Allen gefallen. In einer heitern unbefangenen Stunde mu-

sierte ich noch ein Mahl alle meine Lesearten; und siehe! di
zu voreilig um der nichtigsten Einwendungen willen verwor-
fene behielt nach meinem Urtheile, nicht nur Treffer gege
Treffer und Fehler gegen Fehler erwogen, sondern auch deß
wegen den entschiedensten Vorzug, weil die übrigen alle, be
nicht größern Tugenden, mehr oder weniger wahre Fehle
aufzuweisen hatten, diese hingegen von allen vermeintlichen
Fehlern sich zu reinigen im Stande ist.

Keine von allen andern scheint sich so leicht, so unge-
zwungen, so natürlich, so einfach und doch so elegant vo
selbst zu ergeben, daß man gleich geneigt ist, zu sagen: Ja,
so mußte es, und anders konnte es nicht seyn. Allen übri-
gen sieht man mehr oder weniger die Mühe des Machwerks,
eine gewisse Operosität an, die Einem bald den Gedanke
eingibt: Es könnte doch wohl noch anders und besser seyn.
Keine hat so wenig von weiten Hergehohltes, als diese; jed
Modification, jede Erweiterung scheint mit dem bequemsten
Griffe aus der nächsten Nähe hergenommen zu seyn. Am
allerweitesten her ist die Modification, der Liebe sich
freuen; aber Himmel! wie nahe liegt sie nicht dennoch
jedem Vorstellungsvermögen zur Hand! Sie ist bei ihre
vollkommen befriedigenden Eleganz und Würde am wenig-
sten überfüllend und überschimmernd. Keine von allen ge-
fundenen Lesearten, ja, vielleicht keine von den noch wenigen

möglichen stellet, was in der That Hauptsache ist, das antithetische Wechselspiel des Originales in einem so hohen Grade der Vollkommenheit dar, daß wenigstens ich nicht sehe, was noch zu wünschen übrig bleibe. Die ihr vorgeworfenen Fehler sind so wenig Fehler, daß sie ihr vielmehr als Verdienste angerechnet werden müssen, weil sie auf das zweckmäßigste zur Vollendung jenes Wechselspiels dienen. Die Einwendung gegen das heut ist, wie ich schon oben grammatisch dargethan habe, die unstatthafteste Pieperei von der Welt. Es ist sogar hier nach meinem Gefühle von sehr guter ästhetischer Kraft. Ein Mahl, weil es die vierte Zeile mit der ersten in die möglichst vollkommenste Wort- und Gedanken-Correspondenz bringet, und in dieser Rücksicht dem oben gerühmten wie zuvor noch sehr weit vorzuziehen ist; zweitens, weil dieses männliche heut gegen das vorhergehende weibliche heute eben so tonspielend ist, als umgekehrt das weibliche freute der dritten Zeile gegen das vorhergehende männliche gefreut der zweiten. Heute gefreut! — Freute heut! — Ein artig wechselndes Tonspiel, völlig in dem spielenden Geiste des Originales! — Eben so wenig, als das heut, kann auch der vorgeworfene Gleichklang in den vier Reimwörtern ein Fehler seyn. Ich schmeichele mir, daß ich mehr, als Eine Probe in meinem poetischen Leben abgelegt habe, die mich berechtigt, ein gül-

tiges Wort mit zu sprechen, wenn von Wohl- oder Miß-
klang die Rede ist, und ob mir gleich in diesem Stücke noch
immer etwas Menschliches begegnen mag, so hat, däucht
mir, doch kein anderes Ohr sich zu schämen, wenn es sich
größten Theils nach dem meinigen richtet. Nun gebe ich
zwar sehr gern zu, daß an andern Stellen vier Gleichklänge
in den weiblichen und männlichen auf einander folgenden
Reimwörtern, wie hier das viermahlige eut, sehr fehlerhaft
seyn können. Mein Ohr ist auch in diesem Stücke so em-
pfindlich und eigensinnig, daß es, was gewiß bei wenigen
meiner poetischen Brüder der Fall seyn mag, schon mißver-
gnügt wird, wenn sich, anderer unvermeidlichen Umstände
halber, auch nur ein Gleichklang der Vocale in sonst den
Consonanten nach verschieden tönenden Wörtern einschleicht.
Höchst ungern erlaube ich mir z. B. eine Reimstellung, wie
diese: Thaten, Schar, bathen, war, wegen des vier-
mahligen a; denn eine Abwechselung, wie z. B. Thaten,
mir, bathen, dir, ist doch gewiß weit wohlklingender. —
Allein was auch nur immer eine gründliche und geschmack-
volle Stylistik über Mannigfaltigkeit und Abwechselung des
wörtlichen Ausdrucks vorschreiben mag, so macht sie dennoch
auch mit Recht hiervon Ausnahmen. Wenn es auf Gestalt,
Maß und Klang antithetischer Sätze ankommt, so erlaubt
nicht nur eben diese Stylistik, sondern sie gebiethet sogar,

Kraft des natürlichen Hanges der menschlichen Seele zu Symmetrieen, Gleichheit. Das ist nun gerade hier der Fall. Da es hier unläugbare Vollkommenheit ist, daß in Satz und Gegensatz einerlei Vorstellungen und einerlei Wörter, nur mit dem Unterschiede der Bejahung und Verneinung vorkommen, so ist nicht abzusehen, warum diese Einerleiheit sich nicht auch bis auf die Töne der Reime erstrecken dürfe. Dürfe? — Sie darf nicht nur, sondern es wird sogar ein höherer Grad der Vollkommenheit dadurch erreicht, daß diese Gleichheit zur Hebung der Antithese sich so ungesucht und von selbst einstellt. Gleichwohl schließt, was noch das Beste ist, diese Gleichheit nicht alle Verschiedenheit aus, die sich in dem männlichen und weiblichen Charakter der Reimwörter noch merklich genug offenbaret.

Die noch übrigen Vorwürfe des unstylistischen Wechsels der Zeitformen, gefreut und freute, und der Auslassung des Hülfsverbi hat, verdienen kaum noch in Betrachtung zu kommen, gesetzt, ich wollte sie auch als kleine Unregelmäßigkeiten gelten lassen. Allein auch dieß glaube ich nicht einmahl nöthig zu haben. Denn abgerechnet, daß nicht gut einzusehen ist, worauf sich denn wohl die stylistische Regel gründen solle, daß in zwei verschiedenen, ganz von einander unabhängigen Sätzen schlechterdings und überall eine Einheit der Zeitformen beobachtet werden müsse; abgerech-

net, daß sich gewiß in unsern besten classischen Schriftstel lern hundert Beispiele des Gegentheils finden lassen dürf ten, so scheinet hier in dem ersten Satze gerade das Perfect in dem zweiten aber gerade das Imperfect, so wohl logisch als grammatisch, am besten zu passen. Das **nie** scheinet die Vorstellung von dem gegenwärtigen Zeitpuncte der Rede zu entfernen, und immer weiter hinaus in die äußerste Vergangenheit zu reissen, da hingegen das **stets** sie wieder von dort zurück zu ziehen, und dem Zeitpuncte der Rede mit jedem Momente zu nähern scheinet. Da nun im ersten Falle die Vergangenheit als immer **längst vergangener**, im zweiten aber mit jedem Moment als **kaum vergangener** vorgestellt wird, so scheinet die erste Vorstellung am besten durch das Perfect, die zweite aber am besten durch das Imperfect bezeichnet zu werden.

Was endlich die Auslassung des Hülfsverbi betrifft, so ist diese selbst in der Prose, geschweige denn in der Poesie, so häufig, und wenn dadurch dem Verstande und dem Ohre so wenig, als hier, zu Leide geschieht, so erlaubt, ja, oft so zuträglich, daß sie in der Fehlerrechnung völlig zur Null wird.

Will man diese Rechtfertigung, so genugthuend sie mir auch scheinet, dennoch nicht ganz gelten lassen, will man, neben den Vorzügen der gewählten Leseart, noch immer so

viele Gebrechen entdecken, daß man sich seiner Zweifel gegen dieselbe nicht entschlagen kann, nun, so setze man einmahl, wo möglich, alle seine und meine Klügeleien bei Seite, man stelle sie jeder andern Leseart gegen über, und merke auf den ersten Eindruck. Dann sollte ich doch wahrlich kaum denken, daß sich auch nur eine einzige finden würde, welche sich eben so leicht, so ungezwungen, so gefällig unter das logische so wohl, als das ästhetische Urtheil schmiegte. — Hier ist versprochener Maßen ein Theil dieser Lesearten, worunter sich auch ein Paar befinden, die mir von Andern vorgeschlagen worden sind.

1. Morgen liebe, was bis heute
2. Süßer Liebe Lust verschwor!
3. Was sich süßer Liebe freute,
4. Liebe morgen, wie zuvor!

*

2. Noch der Liebe Lust verschwor!
3. Was sich längst (schon) der Liebe freute,

*

2. Stets der Liebe Lust verschwor!
3. Was sich stets u. s. w.

*

2. Nie der Liebe Treue schwor!
3. Was sich treu der Liebe weihte,

*

2. Nie der Liebe sich verschwor!
3. Was den Schwur der Liebe weihte,

*

2. Nie der Liebe Dienst erkor!
3. Was der Liebe Dienst sich weihte,

*

3. Was der Liebe Dienst erfreute,

*

1. Morgen liebe, was noch heute
2. Liebeleer den Tag verlor!
3. Was den Tag der Liebe weihte,

*

1. Morgen liebe, was bis heute
2. Nie sein Liebes (Holdes) sich erkor!
3. Was sein Liebes (Holdes) längst erfreute,

*

2. Lieb' und Lust des Lebens floh!
3. Was sich längst der Liebe freute,
4. Lieb' und leb' auch morgen froh!

*

2. Lieb' und frohes Leben floh!

*

2. Noch der Liebe Freuden floh!
3. Was sich schon der Liebe freute,
4. Sey auch noch der Liebe froh!

*

4. Sey der Liebe wieder froh!

*

4. Sey der Liebe morgen froh!

*

4. Sey der Lieb' auch morgen froh!

*

4. Liebe morgen wieder (eben) so!

*

2. Deine Lust, o Liebe, floh!
3. Was sich dein, o Liebe, freute,
4. Liebe sich auch morgen froh!

*

1. Morgen liebe sich, was heute
2. Noch der Liebe Freuden floh!
3. Was die Liebe heut erfreute,
4. Liebe sich auch morgen froh!

*

1. Morgen liebe froh, was heute

*

4. Liebe noch auch morgen froh!

*

4. Liebe morgen wieder froh!

*

1. Morgen liebe, was bis heute
2. Nie der Liebe Lust vernahm!
3. Was der Liebe je sich freute,
4. Liebe morgen sonder Gram!

*

2. Noch die Liebe nie entzückt!
3. Was die Liebe je (hoch) erfreute,
4. Liebe morgen neu (hoch) beglückt!

*

2. Nie an Liebe Lust gewann!
3. Was an Liebe je sich freute,
4. Liebe morgen und fortan!

*

4. Liebe morgen froh voran!

*

2. Nie an Liebe Lust empfand!
3. Was der Liebe je sich freute,
4. Liebe morgen neu entbrannt!

*

2. Nie der Liebe Lust durchdrang!
3. Was der Liebe je sich freute,
4. Liebe morgen sonder Wank!

*

2. Nie der Liebe Wonne trank!

*

2. Scheu der Liebe sich entrang!
3. Was sich nie der Liebe scheute,

*

1. Morgen liebe, wen bis heute
2. Nie der Liebe Glück erfreut!
3. Wen der Liebe Glück erfreute,
4. Fühle morgen es erneut!

Claudite jam rivos! — Mehr, als noch ein Mahl so viel Lesearten bleiben billig zurück. Auch verliere ich kein Wort weiter darüber, warum diese alle der gewählten billig nachstehen müssen. Künstler und Kunstfreunde, besonders die jüngern, mögen dieß selbst ausfündig zu machen suchen. Thun ihnen so wenig meine Grundsätze, als deren Anwendung auf den vorliegenden Fall, Genüge, so habe ich sie doch wenigstens in den Stand gesetzt, sich vielleicht eine ihnen behaglichere Leseart zu ihrem Privat-Gebrauche auszuwählen. Nur verbitte ich mir von nun alle fernere Krittelei, wenn man anders nicht im Stande ist, bessere Vorschläge zu thun, und ihre Vorzüge durch wohl erwogene Gründe einleuchtend zu machen.

Es wird übrigens selbst dem Alltagswitze überaus leicht

seyn, dieses Treibens und Hülfhohlens, dieses mehr als bogenlangen Geschwätzes über — einen Kehrreim von vier Zeilen zu spotten. Muß ich doch selbst darüber lachen, indem ich an jenen Tanzmeister und sein: „Que des choses dans un menuett!„ denke. Allein nicht so leicht, wenn ich nicht daran erinnere, möchte es seyn, sich daraus die sehr ernsthafte Maxime abzuziehen, daß es weit öfter, als man glaubt, nothwendig sey, gerade eben so, wiewohl freilich nur für sich im Stillen zu verfahren, wenn man mit seinen Schriftwerken etwas weiter denkt, als von einer Messe bis zur andern.

Ich wende mich nunmehr zu den Veränderungen der übrigen Theile des Gesanges. Da es weder zu erwarten, noch zu verlangen ist, daß die Leser alle vorigen Ausgaben jedes Mahl gleich bei der Hand haben, und ohne die vollständige Vergleichung der neuen Lesearten mit den alten diese Lectüre ziemlich verdrießlich seyn möchte, so muß ich, wiewohl ungern, einen beträchtlichen Theil des Raumes zur Aufstellung dieser verwenden. Unter 1. A. verstehe ich die erste Ausgabe meiner Gedichte von 1778, unter 2. A. die zweite von 1789, und unter R. Ramler's Lyrische Blumenlese von 1774. Die Abschnitte, welche der einfallende Kehrreim bildet, sind durch die drei Haupttheile des Ganzen, (die ich nicht kürzer und treffender, als durch die Nah-

men Vorgesang, Weihgesang und Lobgesang zu bezeichnen wußte,) fortlaufend mit Römischen Zahlen nummerirt. Diese treffen mit allen Ausgaben zusammen, ausgenommen, daß einige in der neuen Umarbeitung mehr Verse enthalten, und daß der letzte Abschnitt der vorigen Ausgaben in der neuen in zwei zerlegt worden ist.

I.

1. A.

Unter hellen Melodieen
Ist der junge Mai erwacht.
Seht, wie seine Schläfe glühen!
4. Wie ihm Wang' und Auge lacht!
Über kräutervollen Rasen,
Über Hainen schwebet er.
Kleine laue Weste blasen
8. Wohlgerüche vor ihm her.
Segenvolle Wolken streuen
Warme Tropfen auf die Flur,
Geben Nahrung und Gedeihen
12. Jedem Kinde der Natur.

2. A.

. . . frohen . . .
. . . Lenz . . .

Seht, wie Stirn und Wang' ihm glühen!
4. Wie sein helles . . . .
Über Saat und Kräuterrasen,
Hain und Garten schwebet er.
Sanfte Schmeichellüftchen blasen
8. . . . .
. . . .
. . . .
Labsal, Nahrung und Gedeihen
12. . . . .

Die Leseart der 1. A. hat auch R.

Warum wurden zuvörderst die hellen Melodieen in frohe verwandelt? — Weil mir das Beiwort hell mehr den Gegenständen des Gesichtes, als des Gehöres zu gebühren schien. Warum sind aber nun Wonnemelodieen daraus geworden? — Das Beiwort frohen macht durch seinen vermittelst der Aspiration fortgezogenen Ton in der ersten, und durch sein n in der zweiten Sylbe den Vers fast zu langsam für die muntere Frühlingsempfindung, in welcher der Gesang anhebt. Die Wonnemelodieen aber gleiten wegen des geschärfteren o und des fehlenden n hüpfender und fröhlicher dahin. — V. 2 habe ich Lenz dem Mai so wohl wegen der größern Allgemeingültigkeit, als

auch des bessern Klanges wegen vorgezogen. Da der Ton stark auf dieses Wort fällt, so ist es gut, daß es mit Consonanten endige, woran derselbe einen natürlichen und festen Widerhalt finde, der bei einem auf Vocale ausgehenden Worte fehlt, welches vor einem andern mit einem Vocal anfangenden Worte stehet. Die Vocale würden in diesem Falle zu sehr in einander heulen; so daß ein Declamator, der die Kunst versteht, das Mai erwacht nicht so gern aussprechen würde, als Lenz erwacht. — Die glühenden Schläfe, V. 3, schienen mir zu sehr ein Bild der Trunkenheit zu seyn, und das Lachen, V. 4, minder den Wangen, als dem hellen Auge zuzukommen. Ich glaubte daher, es wäre besser, bloß dieses lachen, und jene glühen zu lassen. Die Stirn kam hinzu, um das Bild vollständiger auszumahlen. Wenn es aber auch dadurch, wie ich doch nunmehr fast zweifele, gegen die Nebenvorstellung der Trunkenheit geschützt seyn sollte, so leidet es doch wohl keinen Zweifel, daß die neueste Leseart, die noch über dieß den Vorzug eines vollkommen richtigen und reinen Reimes hat, unendlich genialischer sey. Wonnemelodieen haben den Gott, wie aus süßen Träumen, erweckt; was Wunder, wenn Bilder neuer Lust vor seiner Phantasie schweben, denen sein Auge froh zulacht! Die Idee ist nun weit schöner, weit geistreicher, mit Einem Worte, ästhetischer.

Das Bild des Schwebens über kräutervollen Rasen und Hainen, V. 5 u. 6, schien mir zu fern von der Totalität zu bleiben. Ich suchte ihm daher in der 2. A. durch Hinzufügung der Saat und des Gartens mehr Ausdehnung und Fülle zu geben. Die kleinen lauen Wohlgerüche blasenden Weste, oder Winde, die, leider! auch Ramler gebilligt, hatten für mich längst etwas Possierliches, das keinesweges zur Würde des Ganzen paßte. Sie erinnerten an die kleinen pausbackigen Jungen, die auf allen geschmacklosen Tapeten, oder in den Ecken der Landkarten dicke Ströme von Winden ausblasen. Auch ist für Winde das Beiwort klein nicht schicklich. Ein Wind kann wohl gelinde, milde, sanft, schwach, stark, heftig, u. s. w. seyn, aber nicht füglich klein oder groß, welches sich auf körperlichen Umfang beziehet. Freilich mag man wohl öfters im gemeinen Leben von einem kleinen oder großen Winde, von einer kleinen oder großen Hitze, u. s. w. reden hören; allein was hört man nicht Alles im gemeinen Leben? Für personificirte Winde könnte zwar das Beiwort allenfalls passen; allein dann sind wieder die lauen Weste unschicklich. Ich verwandelte daher in der 2. A. die kleinen lauen Weste in sanfte Schmeichellüftchen. Allein nicht zu gedenken, daß auch so noch die Phantasie durch das Wort blasen auf jene possierliche Personification hin-

geleitet wird, so ist auch der Nahme Schmeichellüftchen allzu vollgestopft von Consonanten, um nicht einer reinen und metallenen Sonorität Eintrag zu thun. Auch setzt es der Diminutiv unter die Würde des Ganzen herab. Besser war es also, die Winde wieder herbei zu hohlen, diese mit ihren Flügeln wirken, und sie, anstatt der Wohlgerüche, Wohlgefühle, — ein Wort von neuer Zusammensetzung, von lieblichem Klange, und reichhaltiger Bedeutung, — wehen zu lassen. Auf diese Weise gewinnen wir auch ein schönes, prachtvolles, der Natur entsprechendes Bild von dem Alles, — Thal und Hügel, das ist, Ebenen und Anhöhen, — blau und golden überschwebenden Lenze, welches weit mehr sagt, als wenn man ihn bloß über einigen Gegenständen, ich weiß nicht, wie? schweben läßt. Nicht wenig haben auch die vier letzten Verse an Wohlklang und ästhetischer Ideenfülle gewonnen. Der 10. V. war wegen des drei Mahl so nahe auf einander folgenden f, — Tropfen auf die Flur, — sehr hart. Der Reim in streuen und Gedeihen war ebenfalls nicht der reinste. Der Segen der Wolken gewinnt jetzt mehr Umfang; er erstreckt sich nicht bloß auf die Flur, sondern auf Wiese, Hain und Flur; die Wirkung ist ausgedehnter geworden dadurch, daß er, außer Nahrung und Gedeihen, gleich zuerst auch Labsal gewähret; das tautologische geben nach streuen in der 1. A.,

so wie auch die etwas harte und dunkele Apposition im 11. V. der 2. A., sind vermieden. Die Darstellung im Großen ist nunmehr wahrer und der Naturerscheinung gemäßer. Die milden Winde wehen vor dem blau und golden schwebenden Frühlinge her, und erwecken Wohlgefühle in allen Wesen. Befruchtende Regenwolken ziehen ihm nach, und müssen ihm nachziehen, wenn seine Winde, sein blaues und goldenes Schweben nicht endlich zum Unsegen werden sollen.

Für echte und gerechte Kritik halte ich nunmehr diesen Abschnitt, so wohl in Ansehung des Stoffes, als der Form, bis auf eine Kleinigkeit, die sich aber ohne große Aufopferung kaum wegschaffen lassen dürfte, für vollendet. Diese Kleinigkeit ist aber so klein, daß sie, wenn ich nicht selbst darauf hinwiese, von den Wenigsten bemerkt werden würde. Es ist ein kleiner mechanischer Verstoß, zwar nicht eben gegen die Prosodie, wenn man anders die Strenge nicht bis auf das äußerste treiben will, aber doch immer gegen Eumetrie und Wohlklang. Da die Sprache selbst nur gar zu oft Anlaß dazu gibt, so dürften wohl wenige oder gar keine jambischen oder trochäischen Gedichte im Deutschen vorhanden und möglich seyn, worin er nicht vorkäme. Er verdienet daher auch wohl nur in einem Gedichte in Betracht zu kommen, das, wo möglich, ein Kanon vollkommener Form seyn soll; und jeder Dichter, der den Kanon zu erreichen

strebet, wird ihn überall, wo es nur irgend ohne größere Aufopferung geschehen kann, zu vermeiden suchen müssen. Dieser Fehler besteht in der Verlängerung des Artikels, der im Deutschen billig durchgehends kurz seyn sollte, den man aber in jambischen und trochäischen Versen alsdann lang zu machen sich für prosodisch berechtigt hält, wann er Substantiven von kurzen Vorsylben zur Bestimmung dienet. Diese erzwungene Production, ob sie gleich bei weiten keine von den ärgsten ist, behält für mein Ohr immer ihren Mißklang, welcher jedoch nach Beschaffenheit des Artikels und der Stellung mehr oder minder beträchtlich ist. So scheinen mir z. B. die Artikel dem und das die Production schon besser zu ertragen, als den und der; und diese wieder mehr, als die. Die Stellung im 12. Verse des obigen Abschnit-

— ∪ ∪ ∪ —

tes, — Kinde der Natur, da doch das Metrum — ∪ — ∪ — verlanget, scheinet mir so beschaffen zu seyn, daß der Mißklang, der aus der Verlängerung des Artikels der entstehet, sehr vermindert wird. Weit beträchtlicher würde er seyn, wenn ich einen trochäischen Vers, der billig immer mit einem starken Schlage, — ∪, anfangen sollte, mit der Natur anfinge. Es gab in den vorigen Ausgaben der Nachtfeier einige solcher Anfänge, welche stehen zu lassen ich mich nicht habe überwinden können.

Da ich übrigens ungern bemerkt habe, daß einige Kunstlehrer an einigen zusammen gesetzten und andern zweisylbigen Wörtern, deren letzte Hälfte etwas mehr Fülle, als gewöhnlich, hat, wiewohl die erste Sylbe den ganzen Ton auf sich zieht, wahre Spondäen, – –, zu haben, und daher z. B. einen Vers, wie den 11. im obigen Abschnitte, wegen des Wortes Labsal, für nicht rein trochäisch erklären zu dürfen wähnen, so sehe ich mich bei dieser Gelegenheit genöthigt, dieß für einen sehr großen Irrthum zu erklären. Wir haben im Deutschen durchaus keine spondäischen Wörter, und diejenigen, die man dafür ausgibt, sind wahre Trochäen, wie Moritz in seinem Versuche einer Deutschen Prosodie sehr wahr und gründlich dargethan hat. Wir haben im Deutschen keine echten Spondäen, als höchstens diejenigen, die wir durch Wortstellung hervor bringen. Wenn zusammen gesetzte Wörter, wie Großmuth, Allmacht, Mordstahl, Sehnsucht, Nachwelt, Chorlied, Wohllaut, u. s. w., ferner abgeleitete, wie furchtbar, zaghaft, Weisheit, Bächlein, Labsal, mühsam, Freundschaft, Reichthum, u. s. w., die wir zu vielen tausenden in der Sprache haben, Spondäen, und nicht vielmehr Trochäen wären, so hätte Klopstock, der sich auf Prosodie versteht, wie nur irgend Einer, nicht nöthig gehabt, so sehr nach Sponda zu seufzen. Ich gebe jedoch sehr gern zu, daß Trochäen der

obigen Art nicht überall mit Bestande des Wohlklanges so benutzt werden können, als etwa solche, wie Liebe, Wandel, Feuer, Schatten, u. s. w.

II.

1. A.

Lieb' und Gegenliebe paaret
Dieses Gottes Freundlichkeit;
Und sein Süßestes versparet
4. Jedes Thier auf diese Zeit.
Wann das Laub ihr Nest umschattet,
Paaren alle Vögel sich.
Was da lebet, das begattet
8. Um die Zeit der Blüthe sich.

2. A.

Eben so.

R. hat diese Stelle eben so, außer daß er, V. 5, für umschattet, beschattet lieset. Allein mein umschattet war wegen der Neuheit und Seltenheit des gleichwohl analogisch gebildeten Wortes, wegen seiner mehr ausmahlenden Bedeutung, und hauptsächlich deßwegen vorzuziehen, weil es den fehlerhaften Gleichklang mit dem Reimworte begattet im 7. V. vermeidet. Indessen die ganze Stelle bedurfte

aus verschiedenen Ursachen einer Umbildung, die, wie ich mi
schmeichele, nicht unglücklich gerathen ist.

V. 3 mißfiel mir sein Süßestes, Ein Mahl wege
der erzwungenen Production der letzten Sylbe, da das Wo
ein wahrer Dactylus, — ⏑ ⏑, ist, und hiernächst, weil es nich
Würde genug für den edeln Ton des Gedichtes hat. Es i
ein Ausdruck, der sich mehr für die populäre vertraulich
Sprech- und Schreibeart, als für eine höhere Gattun
schickt. Eben dieß ist auch gegen die Vorsylbe in verspa
ret und die Präposition auf zu erinnern. Es ist ganz ge
meine prosaische Sprechart. Das Thier macht gleichfall
hier keine sonderlich poetische Figur; und dann dies
Zeit! — Was für eine Zeit denn? Es war ja von ga
keiner Zeit, sondern von einem Gotte die Rede gewesen
Man kann sich freilich endlich an den zum Gotte personifi
cirten Lenz erinnern; allein wenn das auch geschiehet, so i
und bleibt es doch äußerst unschicklich, den Knall und Fa
wieder eine Zeit, diese Zeit zu nennen. Alle diese Un
schicklichkeiten sind hoffentlich in den schönen und wohlklin
genden Zeilen:

> Ihre Nektarfülle sparet
> Liebe für die Blüthenzeit,

vermieden. Bei dem Ausdrucke Nektarfülle muß ic
noch Folgendes bemerken. Ein jüngerer Freund, dem ic

die Nachtfeier nach ihrer Vollendung zur möglichst strengen Durchprüfung übergeben hatte, meinte, man könnte bei der Nektarfülle an etwas denken, was das Zartgefühl beleidigte. Ich finde dieses im mindesten nicht, wiewohl ich gern zugebe, daß eine unreine Phantasie, so bald auch in der edelsten und göttlichsten Sprache von Liebe gedacht und geredet wird, leicht auf unreine Nebenvorstellungen geleitet werden könne. Ich erinnere mich noch gar wohl, daß rohe Gesellen, als sie von diesem meinen lieblichsten, süßesten und doch zugleich edelsten Frühlings- und Liebesgesange noch weiter nichts, als den Titel: Die Nachtfeier der Venus, vernommen hatten, sich etwas nicht viel Besseres, als eine besungene Bordell-Scene dachten.

Der 5. V., Wann das Laub ihr Nest umschattet, — ist zwar von anmuthigem Inhalte; allein er hat dennoch um des Bessern willen, und wegen der Unvollkommenheiten, die er nach sich zog, aufgegeben werden müssen. Denn Ein Mahl hatte der Gedanke dadurch, daß bloß das Paaren der Vögel, eines kleinen Theiles lebendiger, der Liebe fähiger Geschöpfe, angeführt war, nicht, — wie soll ich es nennen? — nicht Enumeration, nicht Amplification genug, um mit dem recapitulirenden Epiphonema der etwas hyperbolischen, mithin unwahren Totalität:

Was da lebet, das begattet
Um die Zeit der Blüthe sich,

beschlossen werden zu können. Ich nahm in diesem großen Kopfe auf einem ziemlich dünnen und hagern Rumpfe einen Mißstand wahr, der schwerlich auch dem aufmerksamen Leser entgehen kann. Daher darf ich mir auch wohl schmeicheln, daß die neu hinzu gekommene Erweiterung:

Was auf Erden, was in Lüften
Lebensodem in sich hägt,
Wird von frischen Würzedüften
Zum Verlangen aufgeregt,

nicht unzweckmäßig und überflüssig werde befunden werden. Auf dieser Unterlage fußet auch die edle, die Grenzen der Natur und Wahrheit nicht so sehr überschreitende Steigerung:

Selbst die Sehnsucht, die erkaltet,
Die erstorben war, entglüht,

weit besser, als jene hyperbolische Totalität:

Was da lebet, das begattet, . . .

Hiernächst zweitens kam mir in der vorigen Leseart die Idee des Paarens schon bei der zweiten Erwähnung, geschweige denn vollends zum dritten Mahle in dem begat-

en, viel zu oft vor. Auch schien drittens das begat-
en, wenn gleich nur leise, das Zartgefühl zu streifen. End-
ch und viertens war mir der so genannte reiche Reim, —
ich auf sich, — zuwider, der meinem Ohre dadurch noch
nangenehmer wurde, daß dieses unbedeutende klanglose sich
o weit von seinen Zeitwörtern paaret und begattet,
vorauf es sich beziehet, getrennt, zwei Mahl an das Ende
es Verses, mithin jedes Mahl an die klangbedürftigste
Stelle geschleppt worden war. — Wenn man alles dieses
rwäget, und an ästhetischer Urtheilskraft nicht gänzlich ver-
vahrloset ist, so wird man hoffentlich eingestehen, daß die
neue Umbildung weit edler, schöner, reicher und wohlklin-
gender sey, als die alte ärmliche Leseart, und daß sonderlich
das süße melodische Tonspiel der letzten Zeilen:

> Wann die Knospe sich entfaltet,
> Wann die Hyacinthe blüht,

im Deutschen kaum übertroffen werden könne. Man wird
aber auch zugleich bedauern müssen, daß die höchste und
reinste Sonorität eines Deutschen Verses sich selten anders,
als durch Beihülfe eines fremden Wortes erreichen lasse.
Außer ihrem Wohlklange und der Anmuth ihres Inhaltes
haben diese letzten Zeilen vor dem aufgegebenen:

> Wann das Laub ihr Nest umschattet,

auch noch den Vorzug, daß sie weit klärer und bestimmte[r]
ausdrücken, was sie ausdrücken sollen, nähmlich die Zeit,
worin die Liebe so große Wirkungen äußert. Das Laub um-
schattet die Nester vom Frühlinge an bis in den Herbst, un[d]
doch paaren sich diese ganze Zeit über nicht die Vögel. Ma[n]
mußte sich also erst etwas hinzu denken, z. B. wann da[s]
junge, — das erste Laub ihr Nest umschattet, oder etwa[s]
dem Ähnliches, welches doch immer die Zumuthung eine[r]
unvollkommenen Darstellung war.

III.

1. A.

Schauet! Freudiger und röther
Bricht des Tages Morgen an,
Als im Anbeginn, da Äther
4. Mutter Tellus lieb gewann;
Da ihr Schooß von ihrem Gatten
Flore'n und den Lenz empfing,
Und des ersten Haines Schatten
8. Um die Neugebornen hing.

2. A.

Wonneseliger und röther
Bricht uns dieser Morgen an,

Als der Bräutliche, da Äther

4. . . . .

Da ihr Schooß vom Himmelsgatten

. . . .

. . . .

8. . . . .

R. hat die Leseart der 1. A.

Das Schauet! schien mir, ich weiß kaum selbst, warum? etwas Mattes und Ungehöriges zu haben. Vielleicht, weil nach meinem Gefühle alle Imperative, wenn sie durch das tonlose Flexions-e in zwei und mehr Sylben da aus einander gezerret werden, wo es ohne Härte vermieden werden kann, eine gewisse Schlaffheit bekommen, die dem Imperative nicht geziemen will. Ich muß freilich redet! reitet! u. s. w. sagen; allein in andern Fällen sage ich doch fast lieber: Sprecht, so viel Ihr wollt! — Jagt, was Ihr jagen könnt! Denn in sprechet! und jaget! scheint mir das Aufgeboth merklich zu erschlaffen.

Nun war wohl schon ein Aufgeboth zum Schauen in der obigen Stelle eben nicht erforderlich, da bloß eine in dem schauenden und hier redenden Subjecte verweilende Bemerkung verlautbart werden soll, die sich allenfalls mit einem Ausrufe des Affectes, z. B. einem Ha! — oder Eia!

wenn das hier edel genug wäre, — hätte äußern können.
Wäre aber auch das Aufgeboth zum Schauen nicht müßig,
so dürfte doch wohl ein straffes schaut! dem schlaffern
schauet! vorzuziehen seyn.

Die erste Veränderung dieses Verses in Wonneseliger und röther schaffte zwar das mißfällige Schauet! weg; allein durch seliger wurde ein prosodischer Fehler, der auch schon in freudiger lag, da beide Wörter reine Dactylen, — ◡ ◡, sind, nicht gehoben. Auch hat die Zusammensetzung in wonneseliger ein etwas tautologisches Ansehen, indem die im Sinne gehabte Bedeutung, wonach wonneseliger so viel, als wonnereicher heißen sollte, etwas dunkel seyn und nicht sogleich einleuchten möchte. Besser, glaube ich, ist also die neue Leseart:

Heller, goldner, rosenröther, —

lauter Beiwörter, die das Bild des Morgens bestimmt, schön und glänzend ausmahlen! — Anstatt des Tages Morgen, V. 2, mußte nothwendig das demonstrative dieser Morgen stehen, damit es sogleich klar würde, was für ein Morgen gemeint sey, nähmlich der, von welchem im Kehrreime die Rede ist, und welchem die Singenden entgegen sehen. — In dem Folgenden: Als im Anbeginn, ist der Ausdruck offenbar mangelhaft, und führt auf einen ganz falschen Sinn. Wie? Ist denn eben dieser Morgen, dem die Singenden

ẞt entgegen sehen, schon im Anbeginn, da Äther Mutter
ellus lieb gewann, angebrochen? Nein! Dieser, der schon
er Zeit nach von jenem verschieden ist, zeichnet sich auch
och durch eine weit größere Pracht vor demselben aus.
Das: Als im Anbeginn, wurde daher schon in der zwei-
en Auflage in: Als der Bräutliche verwandelt. Ein
iberaus paßlicher Begriff, wenn ihm nur nicht die dactyli-
che Beschaffenheit des Ausdruckes abermahls den gerechten
Abschied hätte zuziehen müssen. Der neueste: Als das
erste Licht, ersetzt seine Stelle auf das vollkommenste, ohne
den mindesten Vorwurf.

Irre ich, oder spielt V. 5 das Pronomen possessivum
in ihrem Gatten in der That eine ziemlich müßige,
matte und unpoetische Rolle? — Woher das? Vielleicht,
weil kaum vorher eben dasselbe Possessivum den Schooß be-
stimmte, und daher ein Gleichklang entstehet? — Viel-
leicht! — Mehr aber doch wohl um deßwillen, weil der kaum
erwähnte Gatte, der Äther, den bestimmten, nach ihm hin-
weisenden, individualisirenden Artikel, und, wenn ich recht
fühle, ein ästhetisches, ihn noch mehr hervor hebendes, cha-
rakterisirendes Beiwort verlanget. Das: von ihrem Gat-
ten, könnte leicht auch noch auf einen Andern, der ihr
Gatte gewesen wäre, hinweisen, und den Äther bloß zum
Liebhaber und zu weiter nichts machen. Wenigstens schließt

dieß ihrem einen Dritten als Gatten gar nicht aus. Ich setzte daher in der 2. A.: Als ihr Schooß vom Himmelsgatten. Allein bald fühlte ich, was für ein entsetzlich von Tönen vollgestopfter, und daher sehr schwerfällig sich fort bewegender Vers dadurch entstand. Die Zusammenziehung des von dem in vom war hier auch nichts weniger, als zweckmäßig. Der Gang des Verses mußte also nothwendig erleichtert werden; und dieß konnte sehr schicklich durch Hinwegwerfung des sehr entbehrlichen Schooßes geschehen. Denn es versteht sich wohl von selbst, daß die Kinder nirgends anders, als im Schooße empfangen werden. Auf diese Weise wurde Raum für das nothwendige von dem gewonnen. Aber auch die Zusammensetzung in Himmelsgatten ist dunkel, und wenn ich recht angeben sollte, was sie sagen soll, so würde ich in Verlegenheit seyn. Ich wollte erst hohen Gatten setzen; allein das erinnert an die hohen Häupter im diplomatischen Style. Jeder Ausdruck aber, dessen sich dieser und der Kanzellei-Styl bemächtigen und zu häufig bedienen, ist für die Poesie beinahe verloren. Das gewählte alte Wort hehr scheinet das einzige treffende für den Äther zu seyn, welches sich durch ein anderes so leicht nicht ersetzen lassen dürfte. V. 7 ist des ersten Haines Schatten in den ersten Maienschatten verwandelt, um die mehrmahligen Erwähnungen des

Haines in der Nachtfeier zu vermindern. — Der seltenere Ausdruck Neugeborne, V. 8, mag zwar stattlicher klingen, als der so gewöhnliche anspruchslose die schönsten Kinder, und ein poetischer Schalenbeisser möchte meinen, Wunder! was er daran verloren hätte. Allein er hat daran weiter nichts verloren, als eine ganz leere Schale; oder, wenn etwas darin ist, so ist es eher Würmerunrath, als sonst etwas Gutes. Der Ausdruck sagt im Grunde nichts, weil er Alles sagt. Neu geboren ist Alles, was vor kurzen aus Mutterleibe hervor gegangen ist, es mag auch übrigens beschaffen seyn, wie es will. Wohl aber sagen die schönsten Kinder etwas, und zwar etwas ästhetisch Gutes. Die Phantasie wird dadurch von allem ästhetisch Schlechten, das ihr bei den bloß Neugebornen vorschweben könnte, hinweg, und auf ein anmuthiges Bild hingeleitet.

Noch muß ich bemerken, daß die Reime röther und Äther zwar nicht zu den allerreinsten, aber doch gewiß unter den verzeihlichen Reimen unserer Poesie, welche sich unsere feinhörigsten Dichter erlauben, zu den verzeihlichsten gehören. Sollte es irgend einem Gimpel, der die Reime nicht mit den Ohren, sondern mit den Augen beurtheilt, anders vorkommen, so muß ich ihn erinnern, daß Äther nicht etwa wie Thäter oder Verräther, sondern gewöhnlich wie etwa Peter ausgesprochen wird. Wenn nun der

Declamator bei Aussprechung des **röther** den Mund nicht gerade bis zur Grimasse rundet, so wird der Unterschied der Töne kaum merkbar seyn.

IV.

1. A.

Als der erste Frühling blühte,
Wand, erzeugt aus Kronus Blut,
Göttinn Venus Aphrodite,
4. Bei gelinder Wogenfluth,
Sich allmählich aus des grauen
Oceans verborgnem Schooß,
Angestaunet von den blauen
8. Wasserungeheuern, los.

2. A.

. . . .
. . . .
Wand sich Venus Aphrodite
4. . . . .
Wunderlieblich aus des grauen
. . . . geheimen . . .
. . . .
8. . . . .

R. hat diesen Abschnitt so umgeändert:

Als der erste Frühling blühte,
Wand aus stiller Wasserfluth,
Wand sich Venus Aphrodite,
Cälus allerreinstes Blut,
Langsam aus des silbergrauen
Oceans geheimen Schooß, u. w. wie oben.

Zu der vorzüglich schönen, genialischen Umbildung und Erweiterung dieser so wohl bei mir, als bei Ramler, äußerst schlechten und fehlerhaften Stelle haben folgende einzelnen triftigen Ursachen Anlaß gegeben.

Zuvörderst dürfte es doch wohl unschicklich seyn, daß V. 1 von dem Blühen des Frühlings in eigentlicher Bedeutung, und vollends gar von dem Blühen eines ersten Frühlings, der also auf mehrere folgende seines gleichen hinweiset, die Rede ist, da er doch kaum vorher unter dem gleichbedeutenden Nahmen des Lenzes personificirt und individualisirt worden war. Hätte der Dichter etwa gesagt: Als der Lenz die Flur, — die Natur — zum ersten Mahle blühen hieß, oder etwas dem Ähnliches, so fiele jenes Bedenken weg, und der Gedanke hätte seinen gehörigen Bestand. Aber diesen kaum personificirten Lenz, oder Frühling selbst durfte der Dichter, ohne eine fehlerhafte Anakoluthie,

ohne eine der Einheit widersprechende Vermischung der tropischen und eigentlichen Bedeutungen, nicht blühen lassen, viel weniger durfte er ihn, den personificirten, individualisirten Gegenstand, zu einem ersten machen. Gesetzt aber, diese Rüge wäre zu scharf, welches ich doch wahrlich nicht glaube, da, wenn ein Schriftsteller, Prosaist oder Dichter, classisch seyn will, die Genauigkeit in Ausbildung so wohl des Gedanken- und Phantasie-Stoffes, als auch der Form, nie weit genug getrieben werden kann, so waren doch blühte und Aphrodite nicht die besten Reime. Sollte aber auch dieser Fehler eine verzeihliche Kleinigkeit seyn, wiewohl er es für einen Kanon kaum seyn darf, so ist es doch gewiß nicht der 2. V. bei mir, und noch viel weniger der 4. bei Ramler. Ich habe mir freilich den mythologischen Schnitzer in Kronus vorzuwerfen, den R. ganz richtig in Cälus verbessert hat; allein den höchst undelicaten, empörenden Umstand, der die Entstehung der Venus laut der Fabel veranlaßte, welcher durch meinen Ausdruck, erzeugt aus Kronus, oder vielmehr Cälus Blut, der Phantasie so fern entrückt blieb, daß er kaum bemerkt werden zu können schien, diesen Umstand hat R. durch seine Apposition, Cälus allerreinstes Blut, und sonderlich durch den vermittelst des aller aufgedunsenen Superlativ so nahe vor die Phantasie gebracht, daß er den Augen derselben unmöglich entge-

hen kann. Dieser Superlativ hat nicht so wohl das Ansehen eines ästhetischen Epithets, als vielmehr eines logischen Bestimmungswortes, so daß der Geist nicht mehr umhin kann, seine Aufmerksamkeit auf die Ursache dieser so ängstlichen, pünctlichen physiologischen Bestimmung hinzulenken. Und wenn er das thut, worauf stößt er alsdann in Cälus allerreinstem Blute? Wahrlich auf nichts Ästhetisches.

Ob sich die Beiwörter gelinde und still zur Wogenfluth schicken, daran dürfte ebenfalls zu zweifeln seyn. Eine Wogenfluth scheinet vielmehr eine heftige starke Bewegung der Wogen zu bezeichnen. Doch, dieß möchte allenfalls noch hingehen; aber unmöglich hingehen kann es, daß der Dichter einem männlichen Wesen, dem Ocean, einen Schooß beilegt, welchem sich die Liebesgöttinn entwindet. Besser geschieht dieses aus einem weiblichen, aus Amphitrite'ns Schooße. — Der Ausdruck, Göttinn Venus Aphrodite, V. 3 der 1. A., klingt ungefähr eben so poetisch, als der Professor Bürger in Göttingen. Das zweimahlige wand in der 2. A. taugt ebenfalls nichts. Womit verdient denn die Vorstellung des Loswindens diese Wiederhohlung? Sie geschah lediglich, um den Vers ohne Mühe zu füllen. Das ist aber ein armseliger Behelf eines faulen Versificators. Die Beiwörter des Schooßes, geheimen, verborgenem, waren sehr müßig und entbehrlich. Was kommt denn

hier auf die Vorstellungen der Heimlichkeit und Verborgenheit an? Nichts, gar nichts! Der Schooß des Oceans ist freilich geheim und verborgen; allein geheim oder offenbar, auf Venus Geburt hat das nicht den mindesten Einfluß. Jedes andere diesen Schooß charakterisirende Beiwort hätte eben so gut hier stehen können; und wenn so etwas Statt findet, so werden die Beiwörter zu Lückenbüßern.

Die des Reimes wegen von ihren Substantiven durch die folgenden Verse abgerissenen Beiwörter grauen und blauen verursachen einen Fehler, der nur höchst selten verziehen, niemahls aber gut geheissen werden sollte. In der Reihe der durch Wörter bezeichneten Vorstellungen gibt es einige, die durch keinerlei Art von Pause, selbst nicht durch die kleinste, ohne Übelstand getrennt werden können. Dahin gehören vornähmlich die Substantive mit ihren Bestimmungswörtern, die der Verstand auf das engste mit einander verbindet. Nun verlanget aber das Ohr nach jedem durchlaufenen Rhythmus seine Pause; und gesetzt, daß es seiner Forderung vergessen könnte, so würde es doch durch den Anklang des Reimes daran erinnert werden. Diese Pausen muß dem Ohre der Verstand entweder von selbst darbiethen, oder wenigstens aus Nachsicht bewilligen, wo er sich allenfalls eine kleine Trennung der Vorstellungen gefallen lassen kann; keineswegs aber darf sie das Ohr dem

Verstande abzwingen. Nun kann und wird der Verstand niemahls bewilligen, daß ein von ihm innigst verbundenes Ganzes getrennt werde, dergleichen das Substantiv mit seinen Bestimmungswörtern, nähmlich dem Artikel, dem Pronomen, dem Zahlworte und dem Adjective ausmacht.

Erlaubt und verzeihlich sind jedoch dergleichen Trennungen in einigen Fällen. Sie sind erlaubt, wenn mehrere Adjective einem Substantive zur Bestimmung dienen. Denn alsdann fallen zwischen die ersten von ihnen kleine Verstandespausen, und mit einem Adjectiv, nach welchem eine solche Pause eintritt, kann man den Vers allenfalls wohl schließen, und den folgenden Vers mit den noch übrigen Adjectiven, niemahls aber unmittelbar mit dem Substantiv anfangen. Das Letzte ist gleichwohl in dem obigen Abschnitte, V. 6, mit Ocean, und, V. 8, mit Wasserungeheuern auf eine unangenehme und verwerfliche Weise geschehen. — Verzeihlich möchte übrigens die Trennung alsdann seyn, wenn man ohne sie, nicht etwa bloß einen neuen, seltenen, schönen Reim, (denn so viel ist solcher wohl schwerlich werth,) sondern mit dem Reime auch einen schönen Gedanken schlechterdings aufgeben müßte. Aber dieser müßte doch sehr vortrefflich seyn. Denn man erkauft ihn doch immer durch einen Fehler; und überwiegt die Schönheit nicht diesen Fehler sehr merklich, so verbannet man lieber beide, und sucht

sich nach andern Schönheiten um, bei denen man keine Fehler mit in den Kauf zu nehmen braucht. Dem wackern, rüstigen, seines Stoffes, seiner Sprache, seines Verses mächtigen Dichter muß dieß fast niemahls unmöglich seyn.

In meiner obigen Stelle wird das Enjambement, wie es die Franzosen nennen, um so widerwärtiger, da es zwei Mahl hinter einander vorkommt, und die beiden Beiwörter grauen und blauen weder etwas vorzüglich Schönes in ihrem Klange, noch auch, wenn man dieß etwa nicht einräumen will *), in ihrer Bedeutung haben. Ich habe schon vorhin zu erkennen gegeben, daß mir ein ästhetisches Beiwort alsdann müßig, oder doch ziemlich unbedeutend zu seyn schiene, wenn man es mit vielen andern eben so gut ersetzen kann. Man überlege, ob dieß nicht der Fall mit den angeklagten sey. Sie verrathen zu sichtbar das Bedürfniß des Verses und des Reimes. R's Zusammensetzung silbergrauen mißfällt mir noch mehr. In der poetischen Welt dürfte wohl weder das Silber grau, noch das Graue silbern seyn; und wenn gleich hier und da von einem silbergrauen Haar die Rede ist, so bleibt doch

*) Völker von feinen, für Wohlklang gebildeten Ohren scheinen von unsern vollen und breiten Diphtongen au, eu, ei, ai eben keine Freunde zu seyn.

immer noch die Frage, ob diese Zusammensetzung schicklich, und ob silberweiß nicht eine schönere Vorstellung sey. Dem sey indessen, wie ihm wolle, so fühlt es sich leicht, daß diese Bestimmung nur zur Ausfüllung des Verses hinzu gekommen sey.

Auch die Auseinanderzerrung in angestaunet, V. 7, ist meinem Gefühle zuwider. Sie scheinet mir den Vers schlaff zu machen, und dem Ausdrucke die Congruenz mit dem Begriffe zu nehmen. Da die Grammatik, ob sie gleich die Flexions-Sylben zunächst in ihrer Vollständigkeit dargestellt wissen will, dennoch in vielen Fällen die Zusammenziehungen keinesweges verbiethet, sondern es dem Ohre und dem Geschmacke des Redenden oder Schreibenden überläßt, nach Beschaffenheit der Umstände Gebrauch davon zu machen, so würde ich in dem gegenwärtigen Falle außer dem Verse sicherlich angestaunt gesetzt haben. Denn das neulich von Hrn. Bartels, einem sonst einsichtsvollen und gelehrten jungen Manne, in Vorschlag und, leider! auch sogleich in Ausübung gebrachte Mittel, unserer Sprache durch Einschiebung der längst ausgestoßenen unbetonten Flexions-e Geschmeidigkeit und Wohlklang zu verschaffen, ist ein Einfall, womit Hr. Bartels vermuthlich allein bleiben dürfte. Wir haben dieser schändlichen unbetonten e, denen auch Adelung das Wort redet, ohnehin schon so viele in unserer Sprache,

daß es vielmehr verdienstlich seyn würde, ihrer noch einen guten Theil wegzuschaffen. Es fehlt uns freilich gar sehr an Vocalen; und kann Hr. Bartels deren auch nur wenige andere, als unbetonte e, herbei schaffen, so soll er mir ein sehr großer Apoll seyn. Hierzu scheinet aber keine Aussicht, ja, es scheint überhaupt nicht einmahl Hoffnung vorhanden zu seyn, daß unsere Sprache einen nur einiger Maßen beträchtlichern Grad der Geschmeidigkeit und des Wohlklanges, als sie jetzt hat, noch erlangen werde. Ein Schriftsteller, und besonders ein Dichter von feinem Ohre kann freilich durch Auswahl und Stellung der Wörter ein Großes leisten, allein die Wörter selbst und ihre Gestalt kann er doch nicht wider den Sprech- und Schreibgebrauch verändern, und wenn für einen nothwendigen Begriff gerade kein anderes, als ein in jeder Verbindung übelklingendes Wort vorhanden ist, so muß er sich dessen bedienen, er mag sich auch sträuben, wie er will. Wenn ich gerade die Vorstellung eines Seufzers brauche, was für ein Mittel bleibt mir übrig, dem schändlichsten Worte auszuweichen? Denn schändlich ist es doch offenbar, wenn man auch gleich keine sospiri oder soupirs daneben hält. Soll ich etwa ein unbetontes e einschieben, und Seufezer sagen? Nun wahrlich! damit möchte doch verzweifelt wenig gewonnen seyn.

Ein nicht unbeträchtliches Mittel, unserer Sprache mehr

Leichtigkeit, Geschmeidigkeit und Wohlklang, durch Hinwegschaffung einiger harten Consonanten und Consonanten-Verbindungen, zu erwerben, wüßte ich allenfalls; und dieses würde darin bestehen, daß man der natürlichen Geneigtheit des gemeinen sich selbst überlassenen Sprechgebrauches, gewisse auffallende Härten zu vermeiden, durch die Schrift zu Hülfe zu kommen suchte. Alsdann müßte aber unsern Deutschen Sprachmeistern wenigstens auf hundert Jahre hinaus Mund und Feder verbothen werden können, ohne daß man gleichwohl aufhörte, ästhetische Schriftwerke zu verfertigen. Diese Leute stiften neben dem wenigen Guten zugleich großes Unheil für die Vollkommenheit der Sprache. Wenn gleich die vernünftigsten und besten unter ihnen den ewig wahren und unläugbaren Satz anerkennen, daß nicht der Sprachlehrer, sondern der Sprachgebrauch Gesetzgeber sey, daß jener nicht für diesen die Gesetze zu machen, viel weniger sie ihm vorzuschreiben, sondern nur diejenigen bekannt zu machen habe, die der Sprachgebrauch für jetzt zu geben für gut befunden hat, so handeln sie doch fast alle ohne Ausnahme darin sehr folgewidrig, daß sie den Sprachgebrauch gleichsam zu nöthigen suchen, bei seinen einmahl gegebenen Gesetzen auf immer zu beharren, vielleicht bloß, damit ihre Sprachlehren nicht unbrauchbar werden. Das ist gerade eben so viel, als wenn

ein Rechtslehrer, der irgend ein Landrecht in ein Lehrbuch bringet, welches er zwar aus den für jetzt bestehenden Landesverordnungen zu schöpfen sich für verbunden erachtet, gleichwohl sich herausnehmen wollte, dem höchsten, von seiner Wenigkeit ganz unabhängigen Gesetzgeber zuzumuthen, daß er seine Verordnungen ewig unverändert lasse, damit nur sein Büchlein hübsch im Gange bleibe. Eine höchst unverschämte Zumuthung! Gleichwohl machen unsere Sprachlehrer sich ihrer bald mehr, bald weniger schuldig. Sie wissen, daß eine lebendige Sprache beständig sich verändert; sie haben quoad praeteritum nicht das mindeste dawider; sie richten ihre grammatischen Regeln hiernach ein, und erklären aus der ganzen Reihe von Veränderungen, die der Sprachgebrauch mit einem Worte, oder einer Wortform vorgenommen hat, gerade die letzte, wobei er noch gegenwärtig beharret, für richtig. Was ist z. B. richtiger, Mädchen, oder Mägdchen? Kein heutiger vernünftiger Sprachlehrer wird läugnen, daß man lieber Mädchen, als Mägdchen, sagen und schreiben müsse, ob dieses gleich ehedem richtiger war. Und warum? Weil es der Gebrauch so verordnet, welchem Mädchen mit Recht besser klinget, als Mägdchen. Es gab eine Zeit, da wohl Jedermann Jungfrau sagte und schrieb; damahls war Jungfrau allein und ausschließlich, jetzt ist aber auch Jungfer recht, und jenes ist

nur für die höhern und feierlichern Gattungen des Ausdrucks noch im Gange. Was ehedem vielleicht durchgängig Knopflauch hieß, heißt jetzt mit größerm Rechte Knoblauch. Man lieset jetzt nur höchst selten noch eilf, und hören thut man es fast gar nicht, sondern elf. Und so ist es mit unzähligen andern Wörtern ergangen. Nach wessen Vorschrift sind sie verändert? Wahrlich nicht nach der Vorschrift irgend eines Sprachlehrers, sondern des Sprachgebrauches, welchem jener Ehrfurcht und Gehorsam schuldig ist. Zuverlässig räumen dieses vernünftige Sprachlehrer ein; aber warum verwehren denn nun eben diese vernünftigen Herren dem Sprachgebrauche, quoad futurum noch ähnliche Veränderungen vorzunehmen? Was untersteht sich denn ein inconsequenter Mensch, es zu tadeln, wenn Jemand z. B. dem harten ohrfolternden fordern das weichere wohlklingendere fodern vorziehet, wie ich allerdings gefunden habe? Würde er nicht vollends wie ein Besessener schreien, wenn Jemand, einer überaus merklichen Neigung des Hochdeutschen Redegebrauches gemäß, für Kopf — Kopp, für klopfen — kloppen, für Pfropf — Propp, für Pflanze — Flanze, für nicht — nich, u. s. w. zu schreiben anfinge? Und doch muß wohl etwas Ähnliches ehedem ohne alles Geschrei Statt gefunden haben, weil wir sonst sehr viele harte Töne der ältern Sprache noch jetzt aussprechen und

schreiben müßten. Schriee nun der unsinnige Mensch nicht so scheußlich, so ist Hundert gegen Eins zu wetten, daß in noch nicht hundert Jahren die abscheulichsten aller Töne, wie z. B. pf, ganz und gar aus unserer Sprache, zu ihrem sehr großen Gewinne, verbannt seyn würden. Wahrlich, es ist ein höchst erbarmenswürdiger Anblick, zu sehen, wie krampfhaft ein solcher Grammatiker oft das Elendeste, was er einmahl in den Fäusten hat, umklammert, um es durchaus nicht fahren zu lassen, recht wie gewisse Christen, die sich lieber todt schlagen, als den Teufel nehmen ließen. Das Schlimmste hierbei ist, daß so leicht eine gewisse phantasirende Sprach-Philosophie, wie etwa die weiland Moritzische, bei der Hand ist, die auch den abscheulichsten Abscheulichkeiten oft auf eine sehr täuschende Weise das Wort zu reden verstehet.

Manche, wenn gleich nicht alle, ja, nicht einmahl die meisten alten Wörter und Wortformen haben so wohl in Ansehung der Bedeutung, als auch des Klanges, offenbare Vorzüge vor den neuern. Wagt es nun Jemand, dergleichen wieder herzustellen, so ist er immer in Gefahr, daß ihm irgend ein solcher grammatischer Ziegenbock entgegen meckert. Wir sagen jetzt von Thal in der Mehrheit die Thäler; ehedem sagte man unendlich wohlklingender die Thale.

Man versuche es nur, und schiebe im folgenden Verse von Stolberg:

In deinen Wonnethalen, Elysium . . .

den alten Thalen die neuen Thäler unter! Der müßte doch ein arges Fell vor den Ohren haben, der diese jenen vorziehen wollte. Gleichwohl habe ich gefunden, daß die Thale, statt der Thäler, in Recensionen bemeckert worden sind. Sollte man darüber nicht ungeduldig werden? Ist denn das recht, Ihr Herren? —

Ich weiß freilich wohl, was Ihr dagegen einwenden werdet. Ihr werdet sagen: Was dieser oder jener Einzelne, oder was einige Wenige aufbringen, ist noch nicht Sprachgebrauch, und deßwegen haben wir ein Recht, uns dagegen zu erheben. — Aber ich bitte euch, wie soll denn jemahls auch die vernünftigste und geschmackvollste Veränderung empor kommen, wenn Ihr immer mit der erhobenen grammatischen Keule bereit stehet, sie todt zu schlagen, so bald sie sich nur blicken läßt? Laßt sie doch ruhig ihr Heil versuchen! Vielleicht findet sie Gnade vor den Augen und den Ohren eines vernünftigen und geschmackvollen Sprachgebrauches. Ist sie nicht werth, angenommen zu werden, so wird sie bald von selbst ganz unschädlich wieder verschwinden, ohne daß es eurer Keule bedarf; da hingegen eure Keule so viel Gutes zurück schreckt, daß man es nur eurer Achtlosigkeit

verdanken muß, wenn sich dennoch hier und da etwas durchschleicht. Was habt Ihr denn wohl für Vorstellungen von dem Entstehen des Sprachgebrauches und seiner Veränderungen? Etwa eben so seltsame, als Adelung, wenn er den Schriftstellern die vorzüglichsten Verdienste um die Sprache abspricht? Wenn dieses ist, so muß ich, da ich doch einmahl von meinem Ziele abgeschweift bin, noch ein Wort weiter hierüber reden. Adelung sagt in seinem Buche über den Styl, einem Werke, welches für die ästhetischen Gattungen des Vortrags eben so großen Schaden, als für die logischen Vortheil zu stiften im Stande ist, mit dürren Worten: „Die Verdienste des Schriftstellers um die Sprache bestehen weder im Erfinden, noch Ausbilden, sondern bloß in einer größern Reinigkeit, und in einer sorgfältigern Auswahl, als der flüchtige und schnell vorüber gehende Ausdruck in den meisten Fällen gestattet.„ Die Gründe, womit er diese Behauptung unterstützt, scheinen sehr unzulänglich zu seyn, und keinesweges das zu erweisen, was sie erweisen sollen. Er sagt: Sprache ist das gemeinschaftliche Eigenthum der ganzen Gesellschaft. Sie folgt dem jedesmahligen Grade des Geschmacks und der klaren Vorstellungsart im Ganzen. Jedes einzelne Mitglied der Gesellschaft muß sich also dem jedesmahligen Zustande seiner Sprache gemäß ausdrücken, wenn es anders verstanden,

oder gern gehört, gern gelesen seyn will. Nun sind aber die Schriftsteller nur einzelne Glieder der Gesellschaft; also müssen sie sich dem jedesmahligen Zustande der Sprache gemäß ausdrücken. Sie dürfen also nicht schaffen und nicht ausbilden.

Was ließe sich nicht Alles hiergegen sagen? Daß man nicht sein eigenes kauderwelsches Deutsch reden und schreiben dürfe, wenn man anders verstanden und gern vernommen seyn will, das versteht sich von selbst. Aber gleichwohl liegt es am Tage, jede lebendige Sprache verändert sich von Jahr zu Jahr. Das wird schon nach manchem Jahrzehend merklich; noch merklicher aber nach Jahrhunderten. Wie ganz anders ist unser heutiges Hochdeutsch, als das zu Luther's Zeiten! — Nun, wo sind denn diese Veränderungen hergekommen? Nach A's Vorstellungsart hat sie der jedesmahlige Grad des Geschmacks und der klaren Vorstellungsart des ganzen Volkes hervorgebracht. Allein heißt denn das wohl etwas anders gesagt, als: Die gesammte Hochdeutsche Gesellschaft hat jede einzelne Veränderung einstimmig und aus voller Kehle sich zugeschrieen? Welche Behauptung! — Die Sache verhält sich aber unstreitig ganz anders. Eine jede Sprachveränderung muß sich ursprünglich von einem einzelnen Menschen, dieser sey, wer er wolle, herschreiben. Dieser Einzelne gibt gleichsam

den Ton an. Hernach aber kommt es, nicht etwa auf einen Grammatiker, sondern auf die klare Vorstellungsart und den Geschmack des größten Theils der Gesellschaft an, zu entscheiden, ob ein solcher neuer Ton verständlich und behaglich sey, oder nicht. Im ersten Falle wird die Neuigkeit ihr Glück machen, und geschwinde durch das ganze Volk gangbar werden; in dem andern aber wird das Gegentheil erfolgen. Die einzelnen Urheber solcher Veränderungen, und das erste Entstehen dieser, werden freilich höchst selten bemerkt. Ehe man sich's versieht, sind sie da; sie sind gangbar durch das ganze Volk, nicht anders, als ob das ganze Volk einstimmig sie hervor gebracht hätte.

Dieses Entstehen der Sprachveränderungen dürfte Adelung wohl nicht im Stande seyn, abzuläugnen. Allein er wird weiter sagen: Gut! Hierzu bedarf es aber nicht eben eines Schriftstellers. Dazu gehört nur ein Mann von einem solchen Grade der klaren Vorstellungsart und des Geschmackes, der mit der Vorstellungsart und dem Geschmacke der ganzen Nation im Gleichgewichte stehet. Ein solcher hat eben so viel Recht, die Sprache zu bereichern und auszubilden, als der Schriftsteller. — Ich antworte: Was das Recht betrifft, so bin ich vollkommen damit einverstanden. Hier ist aber nicht die Rede von dem Rechte, sondern davon, wer öfter, wer allgemeiner, wer mit glücklicherm Er-

olge für Bereicherung und Ausbildung der Sprache wirken
ann, und in der That auch wirket. Da fällt nun, wie
nir däucht, offenbar das Übergewicht auf die Seite des
Schriftstellers. Denn Ein Mahl wird billig voraus gesetzt,
daß der gute Schriftsteller mehr Kenntniß und Geschmack
habe, daß er seiner Sprache weit mächtiger sey, als der
große Haufe der übrigen, selbst aus den obern Volks-Classen.
Er wird bei längerer Muße schärfer nachdenken und
beurtheilen können, ob und wo die schon vorhandene Sprache
mit ihren Ausdrücken und Wendungen hinreichend, oder ob
und wo es nöthig sey, Veränderungen zu wagen. Wenn
nun ein solcher endlich etwas Neues wagt, so wird das dem
Genius der Sprache, und dem wahren Bedürfnisse weit
angemessener seyn, als wenn eben dasselbe etwa ein Anderer
im flüchtigen mündlichen Ausdrucke thut. Hiernächst
wird auch der denkende Kopf, der Mann von weiterm
Ideen- und Empfindungskreise, wenn er schreibt, weit öfter,
als der Alltagsplauderer, das Bedürfniß fühlen, die Sprache
nach dem Inhalte seiner Gedanken und Empfindungen umzumodeln.
Voraus gesetzt nun, daß er hierin als ein Mann
von Verstand und Geschmack verfährt, daß er interessante
Sachen schreibt, daß er bei dem Publicum beliebt ist, und
also häufig durch die ganze Nation gelesen wird, so werden
seine Veränderungen und Verbesserungen des Ausdrucks

weit schneller und allgemeiner in den Gang kommen, werden viel dauerhafter seyn und bleiben, als wenn eben dieselben von einem Andern, der nicht Schriftsteller ist, im mündlichen Umgange angegeben würden. Wenn z. B. ein beliebter und häufig gelesener Dichter in einem guten Gedichte ein glückliches neues Wort, eine neue Form, eine neue Wendung gebraucht, wie weit geschwinder wird das Alles allgemein werden und sich der ganzen Sprache einverleiben, als wenn eben dasselbe etwa in den obern Volks-Classen irgend einer Provinz, wo keine Schriftsteller sind, aufgekommen wäre! Wie viele Jahre könnten hingehen, ehe dergleichen nur in dieser Provinz, geschweige denn in den übrigen allgemein würde! — Man findet daher überall, daß eine Sprache nur alsdann erst recht erweitert, verfeinert und ausgebildet wird, wann recht viele Schriftwerke darin abgefaßt werden. Wäre seit Luther's Zeiten unsere Schriftstellerei in einen Stillstand gerathen, oder hätten alle Schriftsteller seit Luther's Zeiten Adelung's Theorie befolgt, hätten sie sich zur Einkleidung ihrer Gedanken der Sprache schlechterdings nicht anders bedient, als etwa die obern Volks-Classen in Ober-Sachsen sie lieferten, hätten sie höchstens darunter nur ausgewählt, keinesweges aber neue Wörter, neue Wortformen, neue Verbindungsarten eingeführt, hätten sie also nicht in der That erfunden und ausgebildet,

würde unsere Sprache alsdann wohl die Stufe ihrer gegenwärtigen Vollkommenheit erstiegen haben? Das könnte wohl nur ein Haberecht behaupten, mit welchem sich gar nicht vernünftig streiten ließe.

Also haben ganz unstreitig die Schriftsteller einen überaus großen, ja, den größten Antheil an der Bereicherung und Ausbildung der Sprache. Nur müssen nicht immer herrschsüchtige Sprachmeister mit Keulen vor sie hintreten. Auch dürfen eben so wenig die Schriftsteller nach unumschränkter Willkür hierin verfahren; sondern sie müssen sich in ihren Ableitungen und Zusammensetzungen neuer Wörter, in ihren Verbindungsarten und Wendungen nach dem Genius der Sprache richten. Sie müssen das höchste Sprech- und Schreibgesetz, möglichst leichte und wohlgefällige Verständlichkeit, vor Augen haben. Wenn sie aber dieses beobachten, so brauchen sie bei irgend einer Neuerung gar nicht zu fragen: Hat schon nirgend Jemand so gesprochen und geschrieben? Sondern sie fragen nur: Kann man dem Genius der Sprache gemäß so sagen? Ist es nützlich, ist es nothwendig, sich so auszudrücken? Oder bleibt man lieber bei dem schon vorhandenen Gangbaren? — Nun, daß Jedermann von Verstand und Geschmack gleiches Recht hierin mit dem Schriftsteller habe, das wird kein vernünftiger und billiger Mensch läugnen. Daß aber der allgemein

beliebte und gelesene Schriftsteller von Verstand und Geschmack weit öfter Gelegenheit habe, dieses mit glücklicherm Erfolge zu thun, das ist wohl eben so unläugbar. Es geschieht so auch wirklich. Wohlgerathene Neuerungen der Schriftsteller machen in kurzer Zeit ihr Glück, Trotz allem anfänglichen Geschrei pedantischer Sprachmeister. Es würde aber noch besser gehen, wenn nicht so viel geschrieen würde.

Besser? Ha, auch in vielen Stücken noch schlechter! kann man mir einwerfen. Ja, wenn jeder Schriftsteller so viel Verstand und Geschmack hätte, als er zu haben sich einbildet, so möchte man sie nur schalten und walten lassen. Da aber Superklugheit und Verbesserungskitzel oft zu den tollesten Einfällen verleiten, so müssen Sprach-Fiscäle vorhanden seyn, deren Anklagen dem besorglichen Unwesen steuern.

III.

Vermischte Blätter,

Deutsche Sprache und Schreibart betreffend.

1.

Vorschlag zu einem Deutschen Rechtschreibungs-Vereine *).

Der Gräuel unserer allgemeinen Schreibverwüstung ist bekannt und liegt Jedermann vor Augen. Es sind wohl nicht zwei Schreiber in unserm ganzen Vaterlande, welche völlig überein schrieben. Es ist kein Wunder, wenn bei einer so allgemeinen Anarchie ein Jeder glaubt, Gesetze vorschreiben zu dürfen. Es ist dieses der Sprache weit nachtheiliger, als man glauben sollte. Da man auf die Art Keinen eines Fehlers mehr zeihen kann, so entsteht dadurch eine Sorglosigkeit durch die ganze Sprachlehre, die, anstatt vorwärts zu helfen, rückgängig macht.

Daß unsere ältere und so genannte gewöhnliche Rechtschreibung, wie wir sie nähmlich in Zeitungen, Intelligenz-Blättern, u. s. w. antreffen, ihre großen und wesentlichen

*) Dieses und die folgenden Bruchstücke erscheinen hier zuerst aus der Handschrift.

D. H.

Mängel habe, das werden auch die eifrigsten Vertheidiger derselben nicht läugnen. Daß aber unsere neueren Verbesserer offenbar zu weit, und so weit gehen, daß ihnen der größere Theil dahin nicht folgen wird, ist ebenfalls eine von allen Vernünftigen, außer den Reformatoren selbst, anerkannte und ausgemachte Sache. Wenn nun aber unter hundert und noch mehr Parteien keine der anderen nachgibt, so weiß ich nicht, was aus diesem Chaos noch werden wird und werden kann. Wahrscheinlich, da das Gähren und Brausen nicht ewig währen kann, kommt es mit der Zeit ohne Beihülfe und von selbst zu einem ruhigen Bodensatze. Wann aber dieses, ob es bald und auch gut geschehen werde? Das ist eine andere Frage.

Ich für mein Theil hielte dafür, daß es sehr wohl gethan sey, diesen Zeitpunct der Anarchie dahin zu nützen, daß man eine Regierungsform festsetzte, welche, wo möglich, das Gute aller Meinungen in sich vereinigte, und dagegen ihr Unnützes, ihr Schädliches vermiede. Viele von unsern Besten, welche Anfangs den Neuerungen auch nachhingen, aber hernach sah n, daß sie zu gar zu großen Thorheiten und Abgeschmacktheiten mit fortgerissen wurden, ergriffen die Partie, lieber ganz auf ihren vorigen Stand zurück zu kehren. Und es ist fast wahrscheinlich, daß auf die Art die so genannte gewöhnliche Orthographie wieder die Oberhand

gewinnen werde. Das ist gut, aber doch nicht allzu gut. Die Thorheiten werden freilich auf solche Weise endlich gedämpft; wir erhalten wieder Gleichförmigkeit; aber bewahren dabei auch unsere alten Mängel und Gebrechen.

Ehe es in diesem Gange, den der Strom zu nehmen scheint, weiter kommt, und zu spät wird, will ich daher versuchen, eine Vereinigung vergleichsweise zu stiften. Ich will nicht Gesetze geben und aufdringen; sondern nur Vorschläge thun, meine Gründe angeben, und alsdann die mißhelligen Parteien bitten, sie anzunehmen. Haben sie aber die meisten und besten Schreiber unseres Vaterlandes wirklich angenommen, befolgen sie dieselben, nun, so kann man die Convention als geschlossen betrachten, und es dem übrigen geringeren Gesindel, oder auch einem und anderem halsstarrigen Kopfe zum wirklichen Sprachschnitzer anrechnen, wenn er noch dawider handelt. Um dieses zu erreichen, fordere ich alle und jede schreibenden Gelehrten meines Vaterlandes auf, gemeinschaftlich mit mir hieran zu arbeiten, mir ihren Ab- oder Beifall sammt hinlänglichen Zweifels- und Entscheidungsgründen entweder öffentlich, oder durch Privatbriefe zu erkennen zu geben. Ich werde sodann nach und nach die Nahmen aller derjenigen nennen, welche dem Vergleiche beigetreten sind, um ihm dadurch die Kraft eines großen allgemeinen Schreibgesetzes so lange zu ver-

schaffen, bis die Umstände folgender Zeiten eine Änderung nothwendig machen.

Y.

Das y, da der Haufe derjenigen, die es in den meisten Wörtern nicht mehr gebrauchen, fast größer, als der Anhänger desselben ist, dächte ich, schafften wir gänzlich ab. Für das Gehör und den Verstand verlieren wir dadurch nicht das Mindeste. Es kann seyn, daß es ehedem zu Bezeichnung eines besonderen eigenthümlichen Lautes dem alten Ottfried nöthig gewesen ist. Allein dieser Laut ist längst verloren gegangen. Was machen wir also noch jetzt mit dem überflüssigen Zeichen, da das i das Nähmliche thut? Ein einziger Einwurf könnte aus der Zweideutigkeit hergenommen werden in den Wörtern sein, suus, und sein, esse. Allein ich wüßte kaum eine Stelle, wo der Zusammenhang nicht sogleich alle Dunkelheit und Zweideutigkeit aufhöbe.

In fremden Wörtern aber, dächte ich, behielten wir es hergebrachter Maßen bei. Z. B. Hysterisch, Nymphe.

H.

In Ansehung des h wäre wohl die Mittelstraße die beste. Als Dehnungszeichen könnten wir es füglich in Wörtern weglassen, die wir ohnehin dehnen. Als z. B. Mut, Gut, Hut, Teil, verteidigen, Träne, Tran, Not, u. s. w.

Wo es zum Stammworte gehört, da müßte es nothwendig bleiben. Z. B. glühen, er glüht, blühen, ziehen.

A.

Die Verdoppelungen desselben blieben in Aal, Saal, Aas, schaal, u. s. w. Fielen weg in Schaf, mal, Denkmal.

B.

Das überflüssige b, z. B. Ambt, u. s. w., wird nur noch hier und da von alten Philistern geschrieben.

C.

Behielten wir in allen aus fremden Sprachen entlehnten Wörtern, wo es hergebracht ist, außer den Griechischen, wo es ursprünglich ist, und zwar vor a, o, u. Die Wörter, worin es sich vor ei, e, n, i bereits in ein c verwandelt hat, sind uns in solcher Gestalt schon allzu geläufig, als daß wir's ohne unangenehmen Zwang abschaffen könnten. Also nicht Thukydides, Kypris, Kyklope, Kirke, u. s. w. In allen Deutschen Wörtern, oder wo das Andenken an die Abstammung schon gänzlich erloschen ist, wie z. B. in Krone, blieben wir bei'm k.

D.

Die Verbindung mit t in dt scheint mir höchst widersinnig. Es sollte eigentlich ein Mittel zwischen der Weiche des ersten und der Härte des letzten herauskommen. Das ist gleichwohl nicht, und kann es auch nicht seyn. Wir spre-

chen die Sylben, worin wir's gebrauchen, gemeiniglich ganz hart und scharf aus. Er ist todt. Warum nicht tot, die Toten, töten? Im Substantiv, der Tod, ist es die fast allgemeine Schreibart der Besten, das t wegzulassen. Und so muß es auch seyn, weil ich nicht des Todtes, sondern des Todes declinire. Die Stat; die Ståte; das Brot; der Schmid, des Schmiedes. In gesandt, verwandt, u. s. w. hat es zwar eine andere Ursache, nåhmlich, die Abstammung von senden, verwenden noch anzuzeigen. Allein da wir nie ein Gesandeter, Verwandeter, u. s. w. mehr schreiben, so dåchte ich auch da, wir ließen es weg, und schrieben ein Gesanter, Verwanter.

E.

Die Verdoppelung desselben ließen wir weg in Sele, selig, u. s. w.; behielten sie aber in beseelen, wegen er beseelt, du beseelst. Ließen sie weg in The, Ther; behielten sie in Meer, See, Klee.

F.

Hier ließen wir die Verdoppelung weg in allen Endsylben auf schaft; Freundschaft, u. s. w. Kraft, Taft, Saft, haft. Behielten sie aber um des Stammwortes willen in schafft, er schaffet, rafft, klafft.

G.

Hier habe ich an nichts, als an die Beobachtung

des Unterschiedes der Endsylben ig, lich und icht zu erinnern.

J.

Je muß überall, wie bisher, bleiben.

K.

Die Verdoppelung des k, kk, ist, weil der Buchstab ohnehin nicht die angenehmste Form hat, etwas widerlich, auch in der That unbequem zu schreiben. Ich dächte, wir ließen es in der Verdoppelung bei dem ck. Wem etwa der Gedanke an das c, als einen Undeutschen Buchstaben, anstößig ist, der bilde sich ein, daß das ck ein bloßes Zeichen des verdoppelten k, und daß hier gar kein wahres c mit im Spiele sey. Nun dieses ck gebrauchen wir immer fort in allen Wörtern, die sich in der Umendung verdoppeln; z. B. das Glück, des Glückes. So auch in Zeitwörtern; ich beglücke, du beglückst, er beglückt.

L, ll.

Behalten wir allenthalben, wie bei'm k und ck. Ich falle, du fällst, er fällt. Der Fall, des Falles, u. s. w.

M.

Die Verdoppelung wird auf gleiche Weise, wie bei den vorigen Buchstaben, beibehalten. In den einsylbigen Imperativis aber könnten wir's wohl weglassen. Z. B. in kom, nim. Auch in den Flexionen, wo das e auf immer

abgeschafft ist; z. B. er komt, er nimt. Denn wir sagen nie mehr, er kommet, er nimmet. Wohl aber sagen und schreiben wir noch, er schwimmet. Also da müßten wir auch, er schwimmt, schreiben.

N.

Eben so, wie vorher.

O.

Die Verdoppelung wird behalten in Moos, Schooß. Nicht in Los, sors, Stoß.

P.

Wie bei l, m, n.

Qu.

Weil es gar zu allgemein und fest noch in Ansehen stehet, behalten wir ein Qu überall.

R.

Wie bei l, m, u. s. w.

S, ss, ß, z, tz *).

---

*) Vergl. die Vorrede des Verfassers zur ersten Ausgabe seiner Gedichte, Göttingen, 1778, S. XVI, und in diesem Bande seiner sämmtlichen Werke S. 15.

D. V.

2.

Über die Deutsche Rechtschreibung.
An Lichtenberg.

Sie haben in der Vorrede zu Ihrem Magazine die Hoffnung geäußert, daß dereinst ein vortrefflicher Mann in diesem Buche die Materie von der Deutschen Orthographie mit aller der Einsicht und Toleranz behandeln werde, die hierbei nöthig ist. Ob ich nun gleich dieser vortreffliche Mann nicht bin, so dünkt mich doch, daß der Schade nicht groß seyn werde, wenn auch ich ein gleichgültiges Wort darüber verliere, unbekümmert, ob irgend Einer es aufheben will, oder nicht. Wenn man von so etwas schreibt, so muß man sich ja keine glänzenden Bekehrungen träumen lassen. Denn ich bin überzeugt, daß, wenn auch der Engel Gabriel vom Himmel herab käme, und mit überirdischer Beredtsamkeit eine neue vernünftige Norm der Rechtschreibung empföhle, dennoch der kleinste Ysop am literarischen Parnasse sich klüger, als er, dünken, und bei seiner Weise bleiben würde. Es ist also wohl gleich viel, Wer? und Was? man über Orthographie schreibt.

Daß unsere Orthographie einer vernünftigen Verbesse-

rung fähig sey, das läugnen Sie so wenig, als andere gescheidte Leute. Wenn man nun einen Versuch machen wollte, dieselbe einzuführen: Worin bestände sie? Wie finge man es an?

Wenn anerkannt wird, daß es nicht gleichgültig sey, mit wie vielen und was für Buchstaben man ein Wort schreibt, so müßten vor allen Dingen eine oder mehr Regeln festgesetzt werden, welche von allen Seiten philosophische Prüfung aushielten. Die Aussprache zur allgemeinen Richtschnur machen zu wollen, haben Sie mit Recht eine unphilosophische Lehre genannt, wiewohl ich mich selbst ehedem von ihrem Scheine verblenden lassen, sie für unumstößlich zu halten. Ich Thor! Mir nicht einfallen zu lassen, daß man in jeder Provinz, in jeder Stadt, ja, in jedem Dorfe mehr oder weniger anders ausspricht! Aber es ist mehr ehrlichen Leuten so gegangen.

Freilich wäre die Regel ihrer Allgemeinheit und leichten Anwendung wegen vortrefflich gewesen, wenn das fatale Wenn sie nicht ganz und gar unbrauchbar machte. Und ich zweifele, daß sich eine andere, eben so allgemeine wieder aufstellen lassen werde. Wenn aber unsere liederliche Orthographie wieder in Zucht und Ordnung gebracht werden soll, so wird schwerlich eine einzige hinlänglich seyn, sie wieder unter das Joch zu bringen.

Die bisherige Anarchie, so viel auch mit Recht darüber geklagt worden seyn mag, kann doch vielleicht dazu dienen, daß sich am Ende Alles wieder in eine neue und bessere Form setzt. Wenn daher die alte Fehler hatte, wenn diese wirklich zu dem Hobbesianischen Kriege Anlaß gaben, so höre und lese ich es doch ungern, wenn Schriftsteller der ersten Ordnung die Rebellen wieder zu der Orthographie unserer Bibeln, Gesangbücher, Frachtbriefe und Lotterie-Zettel zurückrufen. Eben diese Orthographie hat die Empörung veranlaßt, und wird sie in kurzen wieder hervorbringen, wenn schon die Aufrührer eine Zeit lang der Stimme eines oder des anderen Koryphäen gehorchen.

Wenn die alte Herrschaft, oder vielmehr Tyrannei, Fehler hat, so ist jetzt gerade der Zeitpunct, sie zu stürzen, und ein besseres Regiment einzuführen. Es fragt sich also, nach welchen vernünftigen Gesetzen? Folgende Fundamental-Gesetze halten, däucht mir, die Mittelstraße.

1. Abstammung. 2. Sparsamkeit. 3. Schönheit des Einfachen. 4. Uraltes Sprachherkommen. 5. Aussprache, in so fern sie in einem Worte durch ganz Deutschland gleichlautend ist. 6. Unterscheidung. 7. Ursprüngliche Deutschheit.

3.
Über Deutsche Sprache.
An Adelung.

Ich habe dieß und das über Deutsche Sprache und Dichtkunst auf dem Herzen. Meine Zeit leidet es nicht, dicke und runde Abhandlungen darüber zu schreiben, wenn ich auch ein größerer Freund davon wäre, als ich wirklich bin. Ihr Magazin für die Deutsche Sprache wird mir Gelegenheit geben, Verschiedenes an den Mann zu bringen; und der Mann sollen Sie seyn. Für das Rhapsodische meiner Materie schickt sich nichts besser, als die Briefform. Ich biethe Ihnen daher einen Briefwechsel an, der Ihnen aber ganz und gar keinen Zwang auflegen soll. Er soll Ihnen kein Porto kosten; und Sie können antworten, wann und wo Sie wollen, oder können es auch gar unterlassen. Behagt es Ihnen aber, sich mit mir abzugeben, so muß ich nur Eins voraus bedingen. Es wird vermuthlich Kämpfe zwischen uns geben. Freilich keine feindseligen Kämpfe, mithin auch keine Streiche und Stöße, von Erbitterung und Boßheit geführt. Aber Kampf bleibt doch immer Kampf, wenn es auch gleich nur ein Lustkampf seyn sollte. Das

Blut geräth dadurch in Wallung, und in dieser Wallung läßt sich ein Angriff, ein Streich, ein Stoß nicht immer so abmessen, daß er ganz und gar nicht weh thun sollte. Das müssen Sie mir niemahls übel nehmen, wenn ich Ihnen treuherzig zum voraus versichere, daß ich Ihre Verdienste unendlich hochschätze, und daher nie zur Absicht haben kann, Sie zu beleidigen. Ich verspreche Ihnen dagegen von meiner Seite ein Gleiches. Mir ist es, wie Ihnen, um Wahrheit zu thun; ich liebe, wie Sie, Alles, was Deutsch ist, und wüßte nicht, daß ich einen heißern Wunsch hätte, als den, mich um mein Vaterland verdient zu machen. Ist irgend in dem ganzen Gebiethe der Wissenschaften etwas werth, daß Männer sich damit beschäftigen, so ist es die Muttersprache. Sie kann zu allem Übrigen sagen: Ohne mich könnt Ihr nichts thun. Ja, sogar all euer gutes oder schlechtes Thun hängt von mir ab. Wer mich verachtet, der wird wieder verachtet von seinem Zeitalter, und schnell vergessen von der Nachwelt. Wer schlecht schreibt, und schriebe er auch noch so vortreffliche Sachen, ist ein geschmückter Tänzer mit Klumpfüßen; und fehlerhaft schreiben, ist so viel, als zerrissene Schuhe tragen, woran die Löcher mit Kartenblättern ausgelegt sind. Ich könnte Einem lieber jede andere gelehrte Sünde verzeihen, als eine Sprachsünde. Denn nichts steht der Ehre unserer Literatur mächtiger ent-

gegen, als Schlechtschreiberei, und es ist schändlich, himmelschreiend, und, — o, was weiß ich es Alles? — daß unsere größten und besten Gelehrten so überaus liederlich oft schreiben!

*

Mit offenbarem Unrechte zeihen sie den guten Fabius eines Irrthums, der die urbanitas der Römer als einen proprium quendam gustum urbis, et sumtam ex conversatione doctorum tacitam eruditionem schildert. Die Gelehrsamkeit, sagen Sie, nicht allein, sondern die Feinheit des Geschmackes macht eine Sprache zur Schriftsprache. Lassen Sie uns diese Behauptung einmahl näher untersuchen, und sehen, was daraus folgt.

Vor allen Dingen, was ist denn der Scharwenzel Geschmack, der Ihnen überall hinten und vorn, links und rechts zur Seite stehet? Wenn der Geschmack, wie Sie selbst einstimmen, nichts weiter, als das Vermögen ist, das Schöne oder Nichtschöne zu empfinden, so erhellet schon daraus ganz offenbar, daß der gute Herr nichts weniger, als ein αὐτοχθον ist, sondern schon einige Generationen weit besserer Geschöpfe ihm voraus gegangen seyn müssen. Denn Niemand darf doch wohl behaupten, daß die Fähigkeit, das Schöne und Nichtschöne zu empfinden, mit allen Menschen geboren werde und mit ihnen aufwachse, weil sonst alle

Menschen von sich selbst auch guten Geschmack besitzen würden. Es muß also nothwendig ein Etwas seyn, was dieses Vermögen, diese Fähig- und Fertigkeit, nähret, erweitert, bildet, bestimmet, feststellt. Dieses Etwas aber kann wohl nichts anders seyn, als die Vernunft, dieses Vermögen, das Wahre, Vollkommene, Richtige und Schöne nicht zu empfinden, sondern zu erkennen.

Wenn ich nun sage, die Vernunft bildet den Geschmack, so sage ich doch wohl nichts anders, als, vernünftige Leute bringen sich und Andern eine Fähig- und Fertigkeit bei, das Schöne und Nichtschöne zu empfinden. Hierzu wird nothwendig erfordert, daß der wahre Begriff des Schönen schon zum voraus richtig bestimmt sey, welches lediglich das Werk der Vernunft zu seyn scheinet. Vernünftige Leute aber, in völliger Alles umfassender Bedeutung des Worts, müssen Sie, sie mögen auf Schulen oder Universitäten gewesen seyn, oder nicht, nothwendig für gelehrte Leute halten, weil wohl Niemand bloß aus sich selbst, ohne fremden Unterricht und ohne Belehrung ein vollkommen vernünftiger Mensch werden kann. Es folgt also hieraus, daß gelehrte Leute den Geschmack bilden.

Wenn also der Geschmack eine Sprache zur Schriftsprache macht, so erhellet schon aus Obigem, daß nicht so wohl die obern Classen, als vielmehr die Gelehrten in den

obern Classen die Sprache zur Schriftsprache machen. Ab
wir wollen das Ding doch noch von einer andern Seite be
trachten.

Sie verstehen doch wohl unter Geschmack das Vermö
gen, in den Künsten das Schöne und Nichtschöne zu em
pfinden. Diese sind bekanntlich redend und bildend. Au
die redenden scheinen Sie nicht einmahl Rücksicht genom
men zu haben. Denn wenn Handlung, Manufacturen, Berg
bau und sonstige Gewerbe den Wohlstand ihres geliebte
Ober-Sachsen's erhöhet und es zu Geschmack in den Künste
verholfen haben, so ist fast offenbar, daß alle diese Umständ
zwar allenfalls einen Einfluß auf die bildenden Künste ge
habt haben können. Aber ich bitte Sie, mich zu belehren
wie diese mit den redenden, in so fern ich die Rede bloß al
Materie betrachte, woraus das Kunstwerk hervorgebrach
wird, zusammen hängen? In Ansehung des Geistes, der di
Kunstwerke belebt, sind sich zwar beiderlei Gattungen, s
wohl redende, als bildende Künste, sehr nahe verwandt, ja
sie scheinen oft einerlei Leben und Seele zu athmen; abe
ihr Äußerliches, ihr Körperliches, ihr Materielles, wie him
melweit ist das von einander verschieden! Töne, und Far
ben, oder Marmor! Bedenken Sie!

Gleichwohl sollen die bildenden oder die Handkünste de
südlichen Ober-Sachsen's, die doch noch das nicht einmahl

sondern nur bloß gemeine Handwerke waren, den obern Classen Geschmack eingeflößet, und dieser hinwiederum eine Schriftsprache gebildet haben! Was ist denn übrigens eine Schriftsprache? Doch wohl nichts anders, als eine Sprache, worin geschrieben wird. Nun sagen Sie mir um des Himmels willen, wird die Schriftsprache eher fertig, als man schreibt, oder schreibt man schon eher, als die Schriftsprache fertig wird?

Das Erste müssen Sie ganz nothwendig behaupten, wenn Sie die Bildung der Schriftsprache den Gelehrten absprechen, und bloß den obern Classen eines Volkes beilegen. Nach Ihrer Vorstellung nehmen die Dinge also ungefähr folgenden Lauf. Ein isolirtes Volk, — mit Fleiß sage ich, ein isolirtes, Sie werden bald hören, warum? — ein isolirtes Volk also fängt nach und nach an und kommt immer weiter, sich an allen Kräften seines Geistes zu regen. Von Schreibkunst weiß es noch nichts. Man theilt sich seine Begriffe und Empfindungen bloß mündlich mit, wodurch man sich doch gleichwohl schon wechselsweise unterrichtet und belehret, dergestalt, daß schon da dasjenige, was man Gelehrsamkeit nennt, zu schalten anfängt. Man geräth dadurch auf eine Menge von Handkünsten und Erfindungen. Es erhebt sich Cultur und Wohlstand des Volks, und scheidet es in Classen, in höhere, bloß geistig raffinirende, und

geringere, körperlich ausübende Classen. Es leidet nun ke
nen Zweifel, daß der Sprachvorrath des Volks sich dadur
unendlich vermehrt, ja, ich gebe sogar zu, daß er so ansehn
lich werden könnte, daß das ganze Gebäude einer Schrif
sprache daraus aufzuführen wäre. Aber wird es den
wohl wirklich aufgeführet, ehe die eigentlichen und a
leinigen Baumeister kommen, und Hand an's Werk lege
den Vorrath zu den mancherlei Endzwecken zu verarbeite
zu ordnen, zu fügen? Das Brauchbare zu behalten, da
Überflüssige, Unnütze zu verwerfen, das zu Lange zu verkü
zen, das Kurze zu verlängern, das Dicke zu verdünnen, da
Dünne zu verdicken, das Viereckige rund, das Runde vie
eckig, das Rauhe nach Bedürfniß glatt, das Glatte rauh z
machen? Thun etwa das in der Sprache ganz allein d
obern Classen, ehe geschrieben wird? Thut der Schreiben
von alle dem nichts mehr? Ja, darf er nicht einmahl de
gleichen thun? Das darf wohl Niemand behaupten. Ebe
so leicht müßte der Thurmbau zu Babel vollendet worde
seyn, als durch die obern Classen ohne Schreiberei diese
Sprachbau zu Stande kommen könnte.

Die Schreiber sind es also, die das Gebäude ausführen
Und die Schreiber sind keine Andern, als die Gelehrten
Ich will annehmen, daß in Deutschland noch nie ein Buc
geschrieben worden wäre; es sollte bisher alles Übrige als

seinen Gang gegangen seyn, wie wirklich geschehen ist. In diesem Jahre 1783 sollte man nun zuerst im südlichen Ober-Sachsen anfangen, Bücher zu schreiben. Mein Gott! sagen Sie mir, liebster, bester Herr, ob wir in Poesie und Prose die Sprache haben würden, die wir nun haben? So heillos die bejahende Antwort hierauf seyn würde, so heillos ist die Behauptung, daß nicht die Gelehrten, sondern der Geschmack der obern Classen die Sprache zur Schriftsprache mache. Und wodurch bekommen denn die obern Classen ihren Geschmack? Wieder durch Niemand anders, als durch die Gelehrten, und zwar hauptsächlich durch die schreibenden Gelehrten.

Sie haben jetzo gut sagen von der Schön- und Richtigsprecherei Ihrer obern Classen. Wie kommt es denn, daß die obern Classen richtiger und schöner sprechen? Von nichts sonst, als von dem Unterrichte, gleich viel, ob von mündlichem oder schriftlichem, doch am Ende von dem Unterrichte der Gelehrten, weil die obern Classen Vermögen und Gelegenheit haben, sich diesen Unterricht zu verschaffen. Nehmen Sie doch einmahl Ihren obern Classen im südlichen Ober-Sachsen Bücher und Schulen weg, und kommen Sie nach ein Paar hundert Jahre wieder, um das schöne Deutsch zu hören, was Ihre obern Classen alsdann sprechen werden! Warum sprechen denn wohl die untern Classen in Ober-

Sachsen um so viel unrichtiger und schlechter, als die obern? Sie sind ja doch mit den obern in beständigem Umgang und Verkehr. Mithin müßte dieser Unterschied nicht Statt haben. Also lediglich daher, weil die untern Classen keinen gelehrten Unterricht genießen.

Übrigens, wenn nach Ihrer Äußerung die höchst mögliche Verständlichkeit die Absicht der Schrift ist, so sehe ich nicht ein, warum Sie gerade bloß den Geschmack, und nicht vielmehr die Vernunft zur Ausbilderinn der Schriftsprache machen. Ich gebe gern zu, daß Sie hierin irren würden; allein Sie irren auch ganz gewaltig, wenn Sie bloß die höchst mögliche Verständlichkeit zur alleinigen Absicht der Schrift machen. Denn was höchst verständlich ist, ist darum noch lange nicht schön. Gleichwohl soll der Geschmack mit an den Sprachen bilden helfen, wie er es denn allerdings auch thut. Der Geschmack aber ist das Vermögen, das Schöne zu empfinden.

Da nun dieses Vermögen durch nichts mehr, als durch schöne Gegenstände, wie Sie selbst sagen, seine Leichtigkeit und Sicherheit erhält, so folget, daß, wie in den bildenden Künsten die schönen Gegenstände nichts anders, als die schönen körperlichen Formen sind, also auch in den redenden Künsten schöne Muster in Poesie und Prose die schönen Gegenstände seyn müssen. Wer liefert denn aber diese schönen

Muster? Die schaffende Natur mag sie nun entweder durch ihre seltenen Urgenien aus sich selbst liefern lassen, oder die nachahmenden Geister mögen sie durch Nachbildung aus fremden Ländern zu uns herüber hohlen, so ist es in beiden Fällen dennoch gleich wahr und gewiß, daß also nicht durch die obern Classen die Bildung des Geschmacks und der Sprache bewirkt wird. Denn wenn ich auch zugebe, daß solche Urgenien oder Nachbilder aus den obern Classen gemeiniglich hervor gehen, so kommt das doch nicht daher, weil in den obern Classen schon mehr Geschmack vorhanden und ihnen angeboren wäre, sondern weil die obern Classen mehr Vermögen und Gelegenheit haben, ihre Söhne auf diese Stufe der Vollkommenheit, auf welcher sie Regel und Muster werden können, empor zu helfen. Transportiren Sie auf Ein Mahl das Vermögen und den Unterricht der obern Classen auf die niedern, so werden Sie die Lehrer und Muster des guten Geschmacks aus diesen hervorgehen sehen. —

4.
Wider die majestätische Länge.

Ein heller practischer Kopf, der seine Sache auch recht gut zu sagen weiß, spottet in Schlözer's Staats-Anzeigen, (Heft 8, Num. 59,) über eine gewisse majestätische Kürze, wowider ich nichts einzuwenden habe. Ich aber wage es, hier mit einer gewissen majestätischen Länge, — noch richtiger, Weitschweifigkeit, — anzubinden, wowider auch er hoffentlich nichts einzuwenden haben wird. Da aber, um dem Gegenstande sein gehöriges Licht zu geben, mehr Thatsachen erst gesammelt werden müßten, als ich besitze, so begnüge ich mich, bloß mit einem allgemeinen Winke Aufmerksamkeit darauf zu erwecken. Denn in der That scheinen noch wenige Menschen, sonderlich Deutsche Menschen, daran gedacht zu haben.

Wer von Duderstadt nach Göttingen, ob er schon den geraden Weg wüßte, für nichts und wider nichts, über Cassel und Münden ginge, den müßte man ohne Zweifel für einen Narren halten. Die erste und natürlichste Frage würde seyn: „Hast du denn nichts Besseres zu thun, als mit den Hunden unnütze Wege zu laufen?„ Gesetzt nun auch, der

arr antwortete: „Nein; ich hatte nichts Besseres zu thun; kam mir ja auf diese Zeit und Mühe gar nichts an!„ ge- zt, des Narren Antwort wäre im ganzen Umfange wahr, so nnte der Vernünftige sich doch wohl nicht entbrechen, zu gen, daß es bei dem Allen zuträglicher wäre, sich durch uhe gütlich zu thun, als für nichts und wider nichts müde eine zu machen.

Es versteht sich, daß ich dieß Gleichniß so nehme, daß r Wanderer durch seinen Umweg platterdings nichts, we- er für den Geist durch Zerstreuung und Aufheiterung, noch ir die Gesundheit des Leibes durch die Bewegung gewon- en habe. Er soll bloß seine Zeit verthan und müde Beine langt haben.

Über die Narrheit dieses Menschen wären wir also wohl mmt und sonders, die wir dieß lesen, collegialiter einig. Bas halten wir aber wohl von dem Schreiber, er sey wel- her Art er wolle, der für dasjenige, was er in zwei Zeilen gen könnte, ganze Seiten, ganze Bogen gebraucht? Ich für ich stimme für denjenigen, der es freiwillig thut, auf die Tollheit. Hergegen denjenigen, der es nach unsern Staats- erfassungen, wie, leider! meisten Theils der Fall ist, thun uß, muß ich für einen eben so geplagten Sclaven halten, ls den auf der Galeere vor Algier.

Von den freiwilligen gelehrten Schreibern dicker Alpha-

bete über Dinge, die sich auf einen Bogen bringen ließen
mag ich nicht einmahl groß Redens machen. Denn je meh
Bogen, je mehr Geld. Und um das Geld ist es eine herr
liche Sache, weil man, was auch eine Menge so genannte
Weisen dagegen declamiren mag, sich gar sehr viel Glü
auf Erden dafür kaufen kann, dessen zu entbehren den we
nigsten Menschen gegeben ist. Also ist wohl derjenige, de
recht viel und dicke Bücher schreibt, in so fern sie nur de
Verleger bezahlt, mit nichten in Ansehung seiner für eine
Thoren zu achten, wenn die Bücher sonst auch noch so un
nütz wären.

Ganz anders verhält es sich hingegen mit dem Beam
ten, dem etwa sein Bericht mit acht Groschen bezahlt wird
er mag nun sechs Zeilen, oder einen ganzen Bogen lan
seyn. Denn wenn dieser seine sechs hinreichenden Zeile
für nichts und wider nichts zu einem ganzen Bogen vo
ausdehnt, so ist er ein Verschwender seiner Tinte, seine
Federn, seines Papiers, — doch, das sind Lappereien! — e
ist Verschwender seiner Zeit, der edelsten Gabe Gottes, un
seiner Leibes- und Seelenkräfte. Versteht er's nicht, sic
kurz zu fassen, nun, so muß man freilich fünf gerade sey
lassen, und den armen schwitzenden Stümper bedauern
Aber wenn er's versteht, so darf er sich wahrlich nicht da
mit entschuldigen: „Ich versäumte ja nichts damit; ic

hatte ganz und gar nichts anders zu thun." Wo ist der Mensch, wann ist die Zeit, da der Mensch nicht etwas Besseres, als etwas Unnützes, zu thun hätte? Selbst dann, wann Leib und Seele platterdings nichts zu thun hätten, selbst dann ist noch ein besseres Thun möglich, nähmlich, Gemächlichkeit und Ruhe pflegen.

Noch aber, wie ich bemerke, bin ich nicht ganz auf dem Fleckchen, welches ich eigentlich kitzeln wollte. Man könnte sagen, der Mann, der mit sechs Zeilen abkommen konnte, fand mehr Vergnügen daran, einen Bogen voll zu schreiben, als in der Stube auf und ab zu gehen, sich auf sein Kanapeh zu strecken, oder zum Fenster hinaus zu schauen. Wer darf ihn gerechterweise über diese Neigung tadeln? Thue das Letzte, wer Belieben daran findet. Und was das längere Sitzen am Schreibtische betrifft, so schadet ihm das nichts. Er befindet sich nirgends gemächlicher und seliger, als hinter dem Tintefasse.

Hierwider mag ich nun nichts weiter einwenden, wenn auch etwas einzuwenden wäre. — —

5.
Wissenschaft des Styls.

Weil unter einem cultivirten Volke nicht leicht eine Kunst allgemeiner und öfter in Ausübung kommt, als die Kunst des schriftlichen Vortrags seiner Gedanken und Empfindungen, so ist natürlich auch von keinen Kunstregeln öfter die Rede, als von diesen. Daraus aber darf man dennoch auf nichts weniger, als auf Vollkommenheit der Wissenschaft dieser Kunst schließen. Es scheinet vielmehr einer jeden Wissenschaft nichts nachtheiliger zu seyn, als wenn sie ein Gegenstand des Alltagsgeschwätzes wird. Denn ein beträchtlicher Theil des Grundlosen, des Willkürlichen, des Falschen, oder Halbwahren, des Schiefen, des Dunkeln und Unbestimmten, des Zwecklosen und Überflüssigen, des Fremdartigen, der Unordnung, und wie die Unvollkommenheiten weiter heißen, die eine Wissenschaft drücken können, rühren gerade daher, wenn sie in die Hände des großen Haufens fällt, und ein jeder Schwätzer sich anmaßt, über ihre Sätze sein Urtheil fällen zu können. Dieß Schicksal hat die gesammte so wohl theoretische, als practische Philosophie in allen ihren Zweigen, in keinem aber mehr, als in dem ästhetischen erfahren. Wo maßt

sich leicht auch der Unwissendste schneller ein entscheidendes Urtheil, wo unverschämter eine gesetzgebende Gewalt an, als wenn es darauf ankommt, über irgend ein Werk der Redekünste abzusprechen? Dieser Unfug hat besonders auch noch das Nachtheilige, daß er eine große Menge abhält, dergleichen bis auf einen gewissen Grad gleichsam populär gewordene Kenntnisse gründlich, vollständig und im Zusammenhange nach einer gut gewählten Methode zu studieren, und sie mit den rhapsodistischen, unordentlich durch einander liegenden Brocken zum nothdürftigen Fortkommen sich begnügen läßt. Theologie, alte Philologie, Rechts- Arzenei- Geschichtskunde, Mathematik u. s. w. glauben doch die Meisten noch auf die angegebene Weise studieren zu müssen, wenn sie anders etwas Gründliches und Brauchbares davon wissen wollen, weil die zu diesen Wissenschaften gehörigen Sätze nicht so sehr im gemeinen Umlaufe sind. Aber wie weit seltener kommt es hierzu in Ansehung der philosophischen Wissenschaften, wo Trägheit, Unbesonnenheit oder Eigendünkel sich so gern mit der leichten abgegriffenen Waare begnügen, welche der Wochenmarkt des Lebens liefert?

6.
Geschäfts-Styl.

Ob gleich nicht zu läugnen ist, daß Vernunft und guter Geschmack in den neuern Zeiten auch auf den Geschäfts-Styl gewirkt haben, so befürchte ich dennoch keinen gegründeten Widerspruch, wenn ich behaupte, daß dieser Zweig des schriftlichen Vortrages im Ganzen noch immer am weitesten vom Ziele möglicher Vollkommenheit entfernt ist. Nicht zu gedenken, daß so wohl aus einzelnen, als aus den Federn ganzer Provinzen aller Schmutz der Barbarei in diese Gattung fließt und dieselbe verunstaltet, so wird der Kenner selbst an den bessern Producten noch immer bald mehr, bald weniger Flecken gewahr werden, die mit dem Gesetze der Vollkommenheit nicht bestehen können. Was zur Verbesserung des Geschäft-Styls bisher gethan, oder geschrieben worden ist, hat hauptsächlich wohl deßwegen nicht Alles wirken können, weil es zu häufig von Männern mit nur halben Kenntnissen hergerührt hat. Denn bald waren die Verbesserer solche, die nur mit der Kritik des Geschmacks, hingegen wenig mit der Theorie und Praxis der mancherlei Gattungen der Geschäfte bekannt waren, oder es waren bloße

Juristen, ohne guten Geschmack und Kritik, die ihre Sachen nur desto schlimmer machten, je mehr sie sich einbildeten, in Sachen des Geschmacks auch wohl ein Wort mitsprechen zu dürfen. Nimmt man dazu nun noch die große Gleichgültigkeit, die lange Zeit in Ansehung der Muttersprache und des guten Vortrags unter uns geherrscht hat, und gewiß bei weiten noch nicht ausgetilgt ist, so darf man sich über die langsamen Fortschritte des Geschäfts-Styls nicht wundern.

Ein besserer Erfolg ist unstreitig alsdann zu erwarten, wann gründliche Kritik des Geschmacks und Geschäftskunde sich vereinigen, und unter Vorleuchtung der Vernunft, deren Licht ewig und wie die Sonne unauslöschlich ist, diesen Gegenstand von allen Seiten betrachten. Wann sie allgemeine unerschütterliche Grundsätze und Regeln feststellen, und in deren Anwendung, so viel nur immer möglich, bis zu den geringsten einzelnen Fällen herab steigen.

7.
Vollkommenheit des Styls.

O, man glaubt kaum, wie viel Liebe und Leben gerade nichts anders, als die Diction, einem Werke verschaffet. Vollkommene Diction ist fast der einzige Gesundheits- und Lebensbalsam für Schriftwerke in einer lebendigen Sprache. Denn eine lebendige Sprache gleicht einer jungen Dame, die immer und immer mit ihren Kleidungsstücken wechselt. Man muß also die Perlen und Edelgesteine seiner Gedanken ja an ihre besten und liebsten Kleider, die sie wahrscheinlich am längsten tragen wird, zu heften, und so zu heften suchen, daß es unmöglich ist, sie davon zu trennen, ohne Schmuck und Einfassung zugleich zu zerstören. Wehe dem Schriftsteller, der seine Perlen in ihren Plunder wickelt! —

Es ist und bleibt ewig wahr, ohne Kritik gehört Alles, was das Genie für sich etwa Vollkommenes hervorbringt, zu den Erbsen, welche die blinde Taube findet.

IV.

Vermischte Blätter,

die poetische Kunst betreffend.

1.

Hübnerus redivivus.

Das ist: Kurze Theorie der Reimkunst für Dilettanten.

Ein Fragment *).

Schon die Überschrift zeigt, daß hier weder für, noch wider den Reim vernünftelt werden soll. Mag doch der Dichter reimen, oder nicht reimen! Wenn er aber reimen will, so vernimmt er ja wohl gern von einem alten Reimer, wie man billig reimen soll, — allenfalls auch darf.

Wenn gleich dieser Gegenstand nicht eben einer der wichtigsten in der Poetik ist, so verbiethet doch das Gesetz der höchst möglichen Vollkommenheit, auch Kleinigkeiten zu vernachlässigen. Kommen dergleichen Vernachlässigungen öfter vor, so summiren sie sich am Ende doch, und geben ein be-

*) Abgedruckt aus G. A. Bürger's Akademie der schönen Redekünste. Fortgesetzt durch eine Gesellschaft von Gelehrten. I. Bandes 4. Stück. Göttingen. 1797. S. 345. II. Bandes 1. Stück. 1798. S. 3.

D. H.

trächtlich unangenehmes Deficit an der Rechnung der Vollkommenheit.

Künstler und Kunstrichter von echtem Berufe bedürfen zwar eines solchen Unterrichtes nicht; allein dieß ist auch vielleicht der Fall mit der ganzen Ästhetik. Wer kann und mag es aber allen Unberufenen wehren, sich mit Reimen und Reimbeurtheilungen abzugeben? Diesen kurz und gut zu sagen, worauf es eigentlich ankommt, kann doch wohl nicht schaden, damit unser Ohr künftig von den Reimern etwas weniger gequält, und unsere gesunde Urtheilskraft durch falsche Kritiken nicht so sehr geärgert werde. Mit der möglichsten Güte und Kürze will ich das Kleinliche meiner Theorie gut zu machen suchen.

Der Reim ist Übereinklang verschiedener Wörter, welche zwei oder mehrere auf einander sich beziehende Verse beschließen.

Seine Vollkommenheiten sind Richtigkeit, Wohlklang, und Harmonie mit dem Inhalte.

Diese werden insgesammt von einem Hochdeutschen Ohre, nach echt Hochdeutscher Aussprache, nicht aber von

dem Auge, oder nach einer andern, als Hochdeutschen Aussprache beurtheilt.

*

1. Von der Richtigkeit.

Die Richtigkeit erfordert eben so viele Erklärungen, als es Arten gibt, gereimte Verse zu beschließen.

Man nennt die Ausgänge der Verse männlich, wenn sie sich mit betonten Sylben schließen; es mag nun der Ton geschärft, oder gedehnt seyn. Z. B. Wall, oder Wahl. Weiblich hingegen, wenn die vorletzte Sylbe auf eine von beiden Arten betont, die letzte aber ganz unbetont ist. Z. B. Wälle, Wahlen. Wall und Schall, Wahl und Strahl sind daher männliche; Wälle und Schälle, Wahlen und Strahlen sind weibliche Reime.

Außer diesen, die gewöhnlich und fast überall vorkommen, gibt es noch, aber nur sehr wenige Beispiele einer dritten Gattung von Reimwörtern, die meines Wissens weder männlich, noch weiblich heißen, und im Deutschen noch gar keinen festen Nahmen haben. Die Italiener nennen sie Rime sdrucciole, gleitende Reime. Das sind solche, in denen die dritte Sylbe vor der letzten auf eine von beiden Arten betont ist, die beiden letzten aber unbetont sind. Z. B. muthigen, blutigen; beschuldigen, huldigen.

Nach dieser Vorausschickung läßt sich die Richtigkeit folgender Maßen erklären.

Die Richtigkeit der männlichen Reime bestehet in dem vollkommensten Übereinklange zweier betonten Endsylben von ihrem letzten Vocal an bis zu Ende. So klingen in Macht und Pracht der Vocal a und die Consonanten ch und t völlig überein. — Da viele Sylben sich mit mehr, als Einem Consonanten anfangen, so können auch von diesen noch der eine oder der andere in zwei betonten Endsylben überein klingen; jedoch trägt dieß zur größern Richtigkeit nicht das Mindeste bei. So sind z. B. Pracht und Tracht, worin auch das r vor dem Vocal überein klingt, um kein Haar richtigere Reime, als Schlacht und Pracht. Wenn sogar alle Bestandtheile der ganzen Sylbe überein klängen, so würde der Reim in einem andern Betrachte, wie weiter unten vorkommen wird, wieder fehlerhaft werden. Diese Bemerkung leidet auch bei den folgenden Reimen ihre Anwendung.

Weibliche Reime sind richtig, wenn vom letzten Vocal der vorletzten Sylbe an bis zu Ende des Wortes alle übrigen Töne der beiden Wörter völlig überein klingen. So sind laben und graben richtige weibliche Reime, weil von dem a an alle übrigen Töne der beiden Wörter völlig zusammen stimmen.

Zwei Wörter von der dritten Gattung reimen sich richtig, wenn von dem letzten Vocal der dritten Sylbe vor der letzten an alle übrigen Töne bis zu Ende völlig überein stimmen. Z. B.

Deinem sanft flötenden
Ton, Philomele,
Weichen die tödtenden
Sorgen der Seele.

In flötenden und tödtenden stimmen von ö an alle übrigen Töne bis an's Ende völlig überein.

Daß man nicht für das Auge, sondern für das Ohr reime, mithin die Richtigkeit des Reimes lediglich von dem Ohre beurtheilt werden müsse, dürfte kaum erinnert werden, wenn nicht so manche unstatthafte Reim-Kritik, die mir in Recensionen vorgekommen ist, mich dazu aufforderte. Es ist eben so große Tollheit, Töne sehen, als Farben hören zu wollen. Einfältiger Mensch, was du da auf dem Papiere vor dir siehest, sind ja nicht Töne, sondern nur ihre Zeichen! Nicht dein Ohr, sondern dein Auge erklärt Reime für unrichtig, wie diese: Weich, Zweig; zeigt, reicht; borgt, horcht; durch, Burg; Gesang, Dank; werfen, schärfen; Tanz, fand's, Diamants; Harz, bewahrt's; hat's, Schatz; niederwärts, Scherz;

Wachs, stracks; Axt, packst; Hexe, Kleckse, u. s. w. Gleichwohl reimen sich alle diese Wörter wegen des völligen Übereinklanges der Töne in der guten Hochdeutschen Aussprache sehr richtig, so verschieden auch die Schrift ist. Der Hochdeutsche, welcher diesem widersprechen kann, ist, wenn nicht ein einfältiger Tropf, zum mindesten ein eigensinniger Kopf, wenn anders der eigensinnige Kopf, der ohne vernünftige Gründe mit Händen und Füßen behauptet und widerspricht, etwas Besseres, als ein Tropf ist.

Ich bin geneigt, sogar noch weiter zu gehen, und auch Reime, wie diese: Hals, Salz; Gans, Kranz; Tag, sprach; Pflug, Buch, — für richtig zu erklären, weil die Verschiedenheit in der echt Hochdeutschen Aussprache äußerst und sogar alsdann noch fast unmerklich ist, wenn man vermittelst einer Mund-Grimasse sich rechte Mühe gibt, die Verschiedenheit merklich zu machen.

Doch, vielleicht denke ich von den Tadlern jener Reime schlimmer, als sie es verdienen. Wie, wenn sie sich wirklich auf ihr Ohr und auf die Aussprache beriefen? Alsdann aber frage ich wieder: Lieber, was für ein Landsmann bist du? Bist du ein Hochdeutscher, geboren und erzogen unter den höhern und gebildetern Volks-Classen derjenigen Deutschen Provinzen, in welchen unsere neuere Schrift- und höhere Umgangssprache seit Luther's Zeiten entstanden und

fortgebildet worden? Oder bist du ein Franke, ein Schwabe, ein Elsasser, ein Baier, ein Schweizer, ein Österreicher, mit Einem Worte, bist du ein Süd-Deutscher aus einer von denjenigen Provinzen, die noch das für die Schriftsprache längst veraltete Hochdeutsch sprechen? Im ersten Falle bist und bleibst du, Einwendens ungeachtet, entweder der einfältige Tropf, oder der eigensinnige Kopf; im zweiten aber berüfst du dich auf ein falsches Ohr, auf eine falsche Aussprache.

Nur ein neu Hochdeutsches Ohr, nur eine neu Hochdeutsche Aussprache können und dürfen hierin entscheiden; und es steht mit Recht zu behaupten, daß nur die höhern gebildeten Volks-Classen des nördlichen Deutschland's in dem Besitze dieser Stücke sind. Denn nur sie haben an der Revolution, welche Cultur des Verstandes und des Geschmacks seit Luther's Zeiten erfahren, den nächsten und stärksten Antheil genommen, und sich die dadurch entstandene Sprache mit geringern Ausnahmen am meisten eigen gemacht. Die aus ihrem Schooße entstandenen Schriftsteller haben nicht nur das Gebäude unserer Deutschen National-Literatur gegründet, sondern auch den Bau schon größten Theils hinaus geführet, ehe es den übrigen Provinzialen kaum noch eingefallen ist, an diesem Baue gleichfalls Theil zu nehmen. Wollen diese nunmehr, daß man ihnen für ihren Beitritt danken soll, so müssen sie alle die Materialien

zu Hause lassen, die zu diesem Baue nicht passen. Wie kann und darf ein seit gestern angekommener Fremdling sich anmaßen, heute schon an der Verfassung des Staates zu meistern? Es ist Thorheit, sich einzubilden, daß es gelingen werde; und Unverschämtheit, es nur zu wollen. Das neue in Ober-Sachsen entstandene, von den obern Volks-Classen dieser und anderer Sächsischen Provinzen und ihren classischen Schriftstellern fortgebildete Deutsch herrschet nun einmahl, und kein Elsasser, kein Schwabe, kein Baier, kein Österreicher wird es mehr wegherrschen. Jede Abweichung davon, jede Empörung dagegen wird in gerechten Anspruch genommen. Alle vernünftigen und billigen Provinzialen sehen das auch sehr wohl ein, und fügen sich ohne Widerrede den Hochdeutschen Sprachgesetzen, so weit sie ihnen nur immer bekannt sind. Nur der Pöbel übertritt sie aus grober Unwissenheit, oder mit trotzigem Vorsatze.

Sollten aber wohl die oben angeführten Reime von einem richtig redenden und hörenden Hochdeutschen mit Recht getadelt werden können? Daß sie wirklich getadelt worden sind, das kann ich versichern. Von einigen derselben steht zu behaupten, daß sie billig nicht nur vor jedem Hochdeutschen, sondern vor jedem Deutschen Ohre überhaupt als richtig gelten müßten. Wo ist wohl in irgend einem Winkel Deutschland's ein Mensch, der werfen und schär-

'en, Tanz und Diamants, Harz und bewahrt's, nie-
derwärts und Scherz nicht vollkommen gleich tönend
ausspräche? Von Tanz und fand's, hat's und Schatz
möchte dieß zu bezweifeln seyn, weil mir zu Muthe ist, als
hätte ich fand's und hat's von manchen Provinzialen
wohl gedehnter aussprechen hören, als es der Hochdeutsche
durchgängig ausspricht. Wenn ein echter Hochdeutscher
diese, und ein Deutscher überhaupt jene Reime unrichtig
nennet, so kann er offenbar keinen andern Grund anführen,
als weil sich die Wörter nicht für das Auge reimen, und
das ist offenbar ein Grund, der gar kein — Grund ist.

Allein in Ansehung des ch und g, in den übrigen oben
angeführten Wörtern, möchten die Zweifel selbst eines Hoch-
deutschen gegen die Richtigkeit des Reims mehr Anschein
haben; und dieß veranlaßt mich, über ihre Aussprache eine
kleine Ausschweifung zu machen, besonders, weil ich die Hoch-
deutschen Sprachlehrer, und nahmentlich unter diesen den
größten, nähmlich Adelung, hierüber entweder nicht recht
verstehe, oder selbige mir Unrecht zu haben scheinen.
Mir, der ich im Fürstenthum Halberstadt, und also auf der
Grenze von Ober-Sachsen, der Heimath der neuern Hoch-
deutschen Mundart, geboren, an die acht Jahre in Ober-
Sachsen zu Halle erzogen worden bin, nachher aber über
zwanzig Jahre unter gut Hochdeutsch redenden Menschen in

und um Göttingen gelebt habe, und also echte Hochdeutsch
Aussprache so wohl in den Ohren, als in dem Munde ha-
ben kann, mir scheint es, daß jene Herren die Aussprach
dieser beiden Laute, wenn nicht unrichtig, dennoch unbestimm
in ihren grammatischen Schriften angeben.

Was zuvörderst das ch betrifft, so nehme ich jetzt zum
ersten Mahle, da ich genauer nachsehe, mit Verwunderung
wahr, daß Adelung zwei auffallend verschiedene Ausspra-
chen desselben auch nicht mit einer Sylbe bemerket. Ich
meine die Verschiedenheiten nach a, o, u, und nach ä, e,
i, ö, ü. Man nehme z. B. die Wörter Ach und Ich.
Dort wird der Laut hinten im Munde durch Erhebung des
hintern Theils der Zunge nach dem Gaumen, und durch
Herabsenkung und Zurückziehung der Spitze gebildet. Die-
sen kann man mit Adelung den stärksten Hauchlaut
nennen, der entweder gelinde und einfach, wie in sprach,
oder scharf und gedoppelt, wie in Sache, lautet. Davon
ist aber der Laut des ch in Ich gänzlich verschieden. Die-
sen weiß ich nicht anders zu bilden, als durch Anlegung der
vordern Seitenränder der Zunge halb an die vordern Ba-
ckenzähne, und halb an die Ränder des Gaumens, dergestalt,
daß der Laut über die Zunge, die, wie mir's vorkommt, eine
Mittelrinne bildet, nicht mehr gehaucht, sondern vielmehr
heraus gepfiffen wird. Auch dieser Laut ist entweder gelinde

und einfach, wie in sie ch, sie che, oder scharf und gedoppelt, wie in Stich, Stiche. Von dem j unterscheidet sich derselbe durch nichts, als durch den stärkern Druck der Organe, die bei Hervorbringung beider Laute eine völlig gleiche Lage annehmen.

Jenen beiden verschiedenen Lauten des ch, dem gehauchten und dem gepfiffenen, weiß ich keine schicklicheren Nahmen zu geben, als wenn ich jenen den Achlaut, diesen aber den Ichlaut nenne. Der Unterschied zeigt sich nie merklicher, als wenn Ausländer unsere Sprache lernen sollen. Den Achlaut lernen sie ohne Schwierigkeit; den Ichlaut hingegen oft in ihrem ganzen noch so langen Leben nicht mit der den Hochdeutschen eigenthümlichen Delicatesse aussprechen. Sie sprechen ihn entweder wie ein k, oder wie g, oder auch wie ch in Ach aus, welches Letztere auch, wenn ich nicht irre, manche Provinzen, z. B. Westphalen, thun.

Eben dieser Unterschied des Ach- und Ichlautes wird auch beobachtet, wenn a, o, u, oder ä, e, i, ö, ü darauf folgen. China wird mit dem Ichlaute; Chaos aber am liebsten mit dem Achlaute ausgesprochen. Daß übrigens ch vor einem s in einer und eben derselben Sylbe wie k, und also der Dachs, das Wachs, wie Daks, Waks ausgesprochen werden, hat seine völlige Hochdeutsche Rich-

tigkeit, wie auch Adelung bemerkt hat. Anders verhält es sich, wenn das s einer andern Sylbe angehört hat, und nur durch Elision heran gerückt ist, wie in Dach, des Daches, — Dachs, wo es seinen Achlaut unverändert behält.

Das g lautet in der guten, neu Hochdeutschen Aussprache auf folgende verschiedene Arten.

I. Es liegen die Organe eben so, als bei'm k; nur daß sie nicht so stark an einander gedrückt werden. Mir däucht, der mittlere Theil der Zunge erhebt sich, und schlägt dabei leise und gelinde an die mittlere Höhe des Gaumens, anstatt daß die Zunge bei'm k stark angedrückt, und nach dem gehörigen Engorgement des Hauches und des Tones schnell davon wieder abgeschnellt wird. Diesen Laut hat das g 1) überall im Anfange eines Wortes. Z. B. Gott wird nicht wie Kott, auch nicht wie Jott, auch nicht wie Chott, mit dem Ach- oder Ichlaute, sondern mit diesem ganz eigenen, bis zur äußersten Gelindigkeit gemilderten K-tone ausgesprochen. 2) Eben diesen Laut behält das g überall und an jeder Stelle des Wortes, wenn ein Vocal darauf folget, und kein n vorher gehet. Z. B. sagen, folgen, bergig, blauäugig. Dieser Ton bleibt auch bei der Verdoppelung, in Flagge, flügge, in den Nieder-Sächsischen Wörtern Pogge, ein Frosch, Plagge, ein abge-

chenes Stück Rasen, die Linnenlegge, der Freiherr von nigge, Egge, u. s. w.

II. Lautet das g wie ein k am Ende einer voll beton- n Sylbe nach n. Z. B. Gesang, wie Gesank; so auch lang, Empfang, jung, empfänglich, Jungfrau. usnahmen hiervon unter der folgenden Nummer.

III. Hat das g nach n einen Nasenton, fast wie en, on, n der Franzosen; und zwar 1) in allen Wörtern vor den bleitungs- und Biegungslauten e, und denen, die sich noch azu gesellen. Z. B. Stange, Stängel, fingen, An- ger. Diesen Nasenton behält es auch, wenn das e elidirt wird. Z. B. singt, Singweise, des Gesangs, — nicht wie Gesanks. 2) Vor dem mildernden e, z. B. in enge, bange; selbst wenn dieses e wieder ausgestoßen wird, wie z. B. der engste, bänglich. Auch in den Wörtern Angst, Hengst, jüngst, längst, Pfingsten, vermuthlich, weil das s hier überall mit einem ehemahls vorhanden gewese- nen Vocale noch leise und unvermerkt angefeuchtet wird, sollte es auch nur das e seyn, womit der isolirte Sauselaut ausgesprochen wird.

Ausnahmen hiervon machen alle diejenigen abgeleiteten Wörter, deren Stammwort auf ng ohne weitern Vocal aus- ging. Also z. B. empfänglich, von Empfang, wie k, so auch vergänglich, von Vergang, langsam, lang-

wierig, langweilig, u. s. w. Hierher aber möchte ich nicht mit Adelung ein Wort, wie unbezwinglich, rechnen, weil es von bezwingen abgeleitet ist, worin schon vorher ein e das ng begleitet hat.

Zweifelhaft scheint die Aussprache des g in den halb betonten Sylben ung und nung zu seyn, ob es nähmlich den K= oder Nasenton haben soll. Ich, meines Theils, bin fast mehr für den K=ton.

IV. Endlich hat das g den wahren Ach= und Ich=ton des ch, in Ansehung dessen man mir zwar widersprechen, aber mich schwerlich bekehren dürfte, weil ich die allgemeinste Hochdeutsche Aussprache hierin allzu aufmerksam erlauscht zu haben glaube.

1. Den Ach=ton des ch hat das g am Ende jeder betonten Sylbe nach a, o, u, und au. Man spricht also Tag, wie sprach; zog, wie hoch; trug, wie Fluch aus. Eben das hat auch Statt, wenn das Ableitungs= Biegungs= oder Milderungs=e ausgestoßen sind. In fragt, trugt, behaglich, tauglich, saugt, u. s. w. spricht man das g mit dem Achlaute des ch aus. Daher lautet auch das von jagen abgeleitete Substantiv Jagd, wie Jacht, und in den von tragen, mögen, wiegen, fliegen abgeleiteten Wörtern Tracht, Macht, Wucht, Flucht hat man sogar auch das Zeichen zu Hülfe genommen.

2. Den Ich-ton des ch hat das g 1, am Ende jeder
etonten und unbetonten Sylbe nach å, e, i, ö, ů, ei und
u. Man spricht also hinwég und der Wêg, wie hin-
éch und Wêch; Sieg und Krieg, wie Siech und
rriech; Teig, wie Teich. Eben das hat auch Statt,
venn das Ableitungs- Biegungs- oder Milderungs-e aus-
estoßen sind. Du sågst lautet daher, wie du språchst;
åglich, wie tåchlich; möglich, wie möchlich; ver-
nůgt, wie vergnůcht; zeigt und beugt, wie zeicht
nd beucht. — Geheiligt lautet, wie geheilicht.
, Der Ich-ton findet ůberall Statt am Ende einer Sylbe,
venn irgend ein anderer Consonant, als n, vor dem g steht.
. B. in Sarg, wie Sarch; so auch Talg, Balg, Berg,
werg, verbirg, Borg, Burg, borgst, bůrgt, folgt,
ilgt, folglich, bůrglich, u. s. w.

Wer diese Lehre låugnet, muß bei dem g, wenn er's
uf der Einen Seite nicht mit dem Ach- oder Ich-tone
es ch, und auf der andern nicht mit dem K-tone, wie
nanche Provinzialen, sondern in dem G-tone Nummer I
ussprechen will, eine gezwungene Grimasse machen. Die
nacht er zuverlåssig, so lange er streitet. So bald er aber
n den Streit nicht mehr denkt, fållt er entweder in den
K- oder in den Ch-ton, und spricht entweder Sark, Tak,
as er nicht sollte, oder Sarch, Tach, ersteres mit dem

Ich= und letzteres mit dem Ach=tone, wie es auch den be=
sten Hochdeutsch=Sprechern durch ganz Deutschland natür=
lich und eigen ist. Aber in Särge, Tage, bergig, zwei=
tägig behauptet der gelinde G=ton Nummer I, wie Gott,
sein Recht wieder, und es ist falsch, wenn man die Särje,
oder Särche, oder Särke ausspricht.

V. Sollte nicht g auch zuweilen fast wie j ausgespro=
chen werden? In der That, ich glaube dieses in der Ablei=
tungssylbe ig, wenn das Concretions=e hinzukommt. Daß
z. B. gütig nicht gütik, auch nicht im Tone des g Num=
mer I, wie in Tage, auch nicht im Nasentone ausgespro=
chen wird, das ist, däucht mir, doch offenbar. Auch kann
das g hier nicht den Ach=ton des ch haben. Also bleibt nun
noch der Ich=ton desselben übrig, welcher auch in der That
der rechte zu seyn scheint. Das End=g in gütig klingt,
wie ch in lieblich; allein in gütige klinget es anders,
als ch in liebliche. Und wie? Fürwahr, wenn nicht völ=
lig, doch beinahe so weich, wie gütije. Denn nie habe
ich in „der gütige Gott„ irgend einen nicht grimassi=
renden Hochdeutschen alle drei g überein aussprechen hören.
Noch offenbarer wird dieser Unterschied, wenn die Ablei=
tungssylbe ig zu Stammwörtern kommt, die sich auf g en=
digen, z. B. geringfügig. Niemand wird geneigt seyn,
das letzte g in fügig dem vorher gehenden, wenn er die=

nders richtig im G-tone Nummer I ausspricht, gleich aus-
usprechen. —

Diese Ausschweifung über die Aussprache des ch und
geschah, um die Richtigkeit angefochtener Reime, wie
Tag, sprach, Pflug, Buch, Molch, Erfolg, braucht,
augt, zeigt, reicht, liegt, riecht, drang, sank,
. s. w. zu retten. Ich kehre zu meiner Materie zurück.

Alle Wörter, in welchen diejenigen Consonanten und
Vocale nicht völlig überein klingen, welche nach dem Ur-
theile Hochdeutscher Richtig-Sprecher und Hörer überein
klingen müssen, sind unrichtige, oder vielmehr unreine
Reime.

Unreine sind daher I. in Ansehung der Consonan-
ten alle weiblichen Wörter, in denen b auf p, oder p auf
b klappt. Z. B. laben, Satrapen; Lobe, Trope;
Glaube, Raupe. Richtig hingegen sind die Männlichen,
z. B. gab, Satrap. Denn b wird am Ende wie p aus-
gesprochen. Noch weniger, als b und p, reimen sich w und
b, z. B. Löwe, schöbe; am allerwenigsten b und f, z. B.
Liebe, Briefe, nach einer verderbten Aussprache, Briebe
oder Briewe, wie ich einmahl gelesen habe. So reimen
sich auch nicht d, t, und dt. Z. B. laden und braten;
reden und treten; Friede und Niete; Ode und Bo-
the; Stute und Bude; Staude und Laute; leide

und streite; Rinde und Flinte; bunte und Hunde; Fehde und Städte, u. s. w. Ferner reimen sich nicht g und ch in weiblichen Wörtern. Z. B. Sage und Sprache; Flagge und Sache; Auge und tauche; spräche und erwäge; zeige und reiche; fliege und krieche; Pfluge und suche. Richtig hingegen sind die männlichen, z. B. lag, sprach, und Tag; Pflug und Buch; Molch und Erfolg; braucht und taugt; zeigt und reicht; liegt und riecht; borgt und horcht, u. s. w.

Am unrichtigsten und widerwärtigsten sind die Reim g auf k, und umgekehrt. Z. B. jagen, haken; jagt un hakt; singt und winkt; Flagge und Hacke; Egg und Strecke; Menge und Schenke; Berg und Werk Folge und Wolke, u. s. w. Gedoppelt unrichtig un widerwärtig sind solche, wie legte und deckte, weil das im ersten gedehnt, im zweiten geschärft ausgesprochen wird.

Sehr unrein und widerwärtig sind auch das gelinde auf das scharfe ß, wenn ein Vocal darauf folgt. Z. B Hase und Straße; Riese und fließe; Reisiger un Fleißiger; moosig und kloßig. Noch ärger ist e dieß gelinde s auf das verdoppelte scharfe ß oder das ss z reimen, z. B. Hase und Gasse, weil da auch der Unterschied zwischen dem geschärften und gedehnten Vocale noc

hinzu kommt. Da, wo nach ſ und ß kein Vocal mehr folgt, wie am Ende des Worts, oder wo er ausgeſtoßen iſt, klingen ſie überein. Wenn alſo da nur der Unterſchied zwiſchen dem geſchärften und gedehnten Vocal es nicht verbiethet, ſo können ſie ganz richtig auf einander gereimt werden. Z. B. Gras und ſaß, raſ't und ſpaßt, Laſt und faſſ't oder faßt ſind ganz richtige Reime.

II. In Anſehung der Vocale ſind ſo unrein und widerwärtig, als möglich, 1) wenn man geſchärfte Vocale vor verdoppelten Conſonanten, und gedehnte vor einfachen auf einander klappt. Z. B. Fallen und Kabalen; ſchämen und dämmen; treten und betten; bothen und ſpotten; Sprache und Sache; Fläche und bräche; Straße und Gaſſe; Grüße und Küſſe. Die männlichen ſind es faſt eben ſo ſehr. Z. B. Stall und Mahl; Cabinett und Geboth; kam und Lamm; Tod und Gott; ſpükt und drückt; ſchwer und Herr; ſiech und Stich; Fuß und Kuß; los und Roß; floß und groß, u. ſ. w. Reime, wie die letzten, möchten die Schwaben für richtig halten, weil ſie floß wie groß dehnen.

Auch die eigentlich kurzen, unbetonten Sylben in dactyliſchen Wörtern, welche durch einen Sylbenzwang bisweilen zu langen und betonten erhoben werden, dürfen nicht auf wirklich lange betonte geklappt werden. Der Mißklang wird

hier noch ärger, wenn die letzten gedehnt sind, z. B. Grazien, stehn. Das sind sehr schändliche Reime.

2) Falsche Reime geben ferner alle zusammen gepaarten Vocale, die nicht mit einerlei Öffnung des Mundes ausgesprochen werden. Ist die Verschiedenheit der Öffnung zu beträchtlich, so ist auch die Dissonanz zu auffallend, als daß nicht auch das dickste Ohr sie empfinden sollte. Nicht leicht wird daher wohl Jemand a, e, i, o, u auf einander reimen wollen, es müßten denn ganz rohe ungebildete, eben so falsch hörende, als sprechende Schwaben seyn, die wohl sonst und Kunst, können und sinnen auf einander zu reimen im Stande sind. Allein die Vocale ä, e, ö, ingleichen i und ü, wie auch die Diphtongen ei, eu, ai und äu sind unter einander ungleich näher verwandt. Was ist von diesen zu halten? — Will man es ganz genau und streng nehmen, so sind Thränen, sehnen und stöhnen, Lehr und Sphäre, Meer und Speer, Liebe und trübe Blick und Glück, träumen und leimen, Feind und Freund keine ganz richtigen Reime. Da indessen hier die Dissonanz nicht so auffallend ist; da ein guter Vorleser durch Senkung des einen und Erhebung des andern beiderlei Töne einander ziemlich nähern kann; da ein so großer Mangel an Reimen in unserer Sprache ist, und da endlich eben daher das Ansehen aller, auch unserer besten Dich

er ohne Ausnahme sie in Schutz nimmt, so darf man sie wohl, wenn nicht völlig richtige, doch wenigstens verzeihliche Reime nennen, zu denen naseweise Kunstrichter wenigstens zu schweigen haben. Dennoch wird ein Dichter von feinem Ohre, zumahl in denjenigen lyrischen Gedichten, worin es auf höchste Correctheit angesehen ist, sich erst nach allen Seiten hin drehen und wenden, und nur dann nach solchen Reimen greifen, wenn gar kein Ausweg mehr vorhanden zu seyn scheinet.

Wegen unserer Armuth an Reimen hörte ich schon manches Mahl mündlich den Vorschlag thun, die auch in Rücksicht auf Consonanten bloß ähnlich klingenden Reimwörter gut zu heissen. Z. B.

Ich danke Gott mit Saitenspiel,
Daß ich kein König worden;
Ich wär' geschmeichelt worden viel,
Und wär' vielleicht verdorben.

Allein, wenn man solche Reime auch dem Bothen Asmus gut heißt, so würde man's doch schwerlich seinem Vetter Claudius, dem Homme de lettres, thun. Der Homme de lettres wird sich auch wohl hüthen, wie der Bothe zu dichten und zu reimen. So dichtet, redet, versificirt und reimt auch Bürger, als Professor Bürger, ganz

anders, als wenn er den Minstrel macht, wiewohl er als dieser keinen besondern Nahmen führt. Das begreifen aber weder manche Nachahmer, noch manche klügelnden Kunstrichter; und doch wäre es, dächte ich, so leicht zu begreifen.

*

Es thäte Noth, daß das Meiste, was in diesem Abschnitte von der Richtigkeit des Reimes gesagt worden ist, Tag für Tag durch ein Sprachrohr nach allen zwei und dreißig Winden hin so wohl den Deutschen Dichtern, als auch den Dichter- und Reimerlingen zugerufen würde. — Wie? Auch den Dichtern? Ja wohl! Es ärgert weit mehr, wenn ein so guter Dichter, als z. B. Blumauer, ein so nachlässiger Reimer, als wenn der ausgemachte Dichterling zugleich auch ein Reimerling ist. Ich stachle hiermit Blumauer'n vorsätzlich eben deßwegen, weil er mir als Dichter so werth ist, damit er sich aufmache, und seinem Landsmanne Alxinger in dem rühmlichen Bestreben nach Hochdeutscher Correctheit nachahme. In funfzig oder hundert Jahren sind ohnehin wir, die wir jetzt leben, nicht correct mehr; noch weniger werden wir's seyn, wenn wir es nicht einmahl für unsere Zeitgenossen zu seyn streben. Dem Dichter, der seine Kunst, seine Leser und sich selbst ehrt und liebt, wie er soll, ist auch das Kleinste keine Kleinigkeit.

2. Vom Wohlklange.

Reime sind wohlklingend, wenn sie leicht und angenehm auszusprechen, und leicht und angenehm anzuhören sind. Demnach beruhet der Wohlklang ungefähr auf folgenden Stücken.

I. Auf der Richtigkeit. Reime, die nicht richtig sind, können auch unmöglich wohlklingend seyn.

II. Reime von einfachen oder verdoppelten gleichen Consonanten sind in männlichen so wohl, als weiblichen Wörtern wohlklingend. Z. B. gab, Bad, klar, empor, Natur, Stier, Gabe, Gnade, ziere, geboren, Fluren, Stamm, Lamm, Flamme, Kette, Affe, u. s. w. Von gleichem, ja vielleicht noch vorzüglicherem Wohlklange sind auch die Wörter, in denen die flüssigen Consonanten l, m, n, r sich vor andere stellen, weil sie sich mit dem folgenden sehr leicht vermählen, und dem Worte noch mehr Metall-Klang geben. Z. B. Wald, Gestalten, stammte, Falbe, Stunde, warb, Garben, Sturme. Wenn die flüssigen unter einander selbst sich gatten, so entstehen dadurch die schönsten, tönendsten Reime; Z. B. Halme, Palme; lerne, ferne; Zorne, Dorne; Harme, erbarme, u. s. w. Solche Wörter hingegen, in denen mehrere sehr heterogene harte Consonanten zusammen stoßen, die weder leicht und angenehm auszusprechen, noch auch anzu-

hören sind, können nicht für wohlklingend geachtet werden. Z. B. schöpfte, schröpfte; ächzen, krächzen; horcht, borgt; klopft, stopft; schärft, werft; nichts, Gesichts; kürzt, schürzt, u. s. w. Solche entfernen sich zu weit von dem reinen Metall-Tone. Der Vocal wird durch die Menge der über ihn her stürzenden Consonanten erstickt:

Klagestimmen versinken also, wann bebend die Erde
Städt' einstürzt, und der Staub der gestürzten gen Himmel empor steigt.

Daher sind auch die gedehnten Vocale vor einfachen Consonanten in der letzten männlichen Endsylbe, so wie auch in der vorletzten Sylbe der weiblichen Wörter wohlklingender, weil der gedehnte Vocal länger und voller tönt, als der kurz abgestoßene. Die Harmonie kann jedoch eine Ausnahme machen.

III. Billig müssen die Reimwörter unter den übrigen der Verse am vollesten und lautesten tönen. A, i, o, u und au tönen lauter und metallener, als ä, e, ö, ü und eu, oder ei. Z. B. labe, liebe, lobe, Grube, Glaube sind in dieser Rücksicht wohlklingender, als gäbe, lebe, schöbe, grübe, Scheibe. — Im Vorbeigehen, ich wollte, daß der Henker wenigstens zwei Drittheile der vielen e in

unserer Sprache hohlte! Vor diesem e kann fast gar keine musikalische Sonorität aufkommen. Wer diesen Schwall von e für wohlklingend halten kann, hat gar kein Ohr für die schöne Sonorität der Italienischen Sprache. Man höre die wohlklingendsten Deutschen Verse gegen Italienische, wie diese:

Quanti vedrai giugnendo
Al nuovo tuo soggiorno,
Quanti venirti intorno
A offrir ti amore e fé!
O Dio chi sà fra tanti
Teneri ommagi e pianti,
O Dio chi sà se mai
Ti sovverrai di me.

In elf Versen kaum so viel e, und diese fast alle betont. Dagegen nehme man ungefähr eben so viel Deutsche von einem Dichter, der sich bewußt ist, auf diesen Italienischen Wohlklang so sehr, als Einer, zu raffiniren.

Unter Wonnemelodieen
Ist der junge Lenz erwacht.
Seht, wie froh den Phantasieen
Neuer Lust sein Auge lacht!

Golden über Thal und Hügel,
Blau und golden schwebet er;
Wohlgefühle wehn die Flügel
Milder Winde vor ihm her.
Wolken hinter ihm verleihen,
Tränkend Wiese, Hain und Flur,
Labsal, Nahrung und Gedeihen
Jedem Kinde der Natur *).

Man zähle die größten Theils unbetonten e, und sehe, ob man mit vierzig auskommt. Schändlich, schändlich ist es, daß dieser E-Ton sich überall aufdringt, daß man kaum einen Vers von vier Sylben ohne ihn zu Stande bringen kann. Adelung meint zwar Wunder, was unsere Sprache an Wohlklang dadurch gewonnen, daß dieses e so manches a, i, o, u der alten Lingua francisca verdränget hat, daß wir z. B. statt Githanko, Gedanke, statt Frankono Franken, u. s. w. sagen. Allein das sey dem Apollo geklagt! — Der große König wußte gar wohl, was er mit seinem lebena, für leben, sagen wollte, worüber man gleichwohl gespottet hat. —

---

*) S. den Anfang der Nachtfeier der Venus.

D. H.

Zurück kehrend von dieser Ausschweifung, füge ich in Ansehung der Laut- und Volltönigkeit noch hinzu, daß die unbetonten, größten Theils auf e ausgehenden End-Sylben der weiblichen Wörter, welche mit einem Consonanten, etwa l, m, n, r schließen, tönender sind, als diejenigen, die auf das bloße unbetonte e ausgehen. Z. B. Gabel hat mehr Klang, als Gabe.

IV. Die männliche Reim-Sylbe muß eine vollbetonte seyn. Huldigen und Grazien sind für männliche Reime nicht tönend genug. Etwas mehr Ton ziehen die Ableitungs-Sylben ig und lich auf sich. Z. B. feierlich, adelig. An den Ableitungs-Sylben bar, sam, haft, heit, keit, ung ist in dieser Rücksicht nichts auszusetzen. Voll und laut genug tönen daher die männlichen Ausgänge auf wunderbar, tugendsam, grillenhaft, Erfahrenheit, Tapferkeit, Huldigung.

V. Ein wichtiges Erforderniß des Wohlklanges ist Mannigfaltigkeit und Abwechselung der betonten so wohl, als unbetonten Reim-Sylben, in Rücksicht auf Consonanten und Vocale.

1. Der betonten.

1) Mannigfaltigkeit der Schluß-Consonanten in den männlichen Wörtern, die nahe auf einander folgen. Z. B. die Reime Stab und gab, lieb und schrieb, hob und

schnob, hub und grub dürften wohl die Gesetze wenigstens des feinern Wohlklanges beleidigen, wenn sie in Einer Strophe, oder sonst allzu nahe bei einander vorkämen. Eben die Bewandtniß dürfte es auch wohl mit den weiblichen Wörtern laben, graben, heben, geben, lieben, trieben, loben, toben, huben, gruben haben.

2) Mannigfaltigkeit der Vocale und Diphtongen. Diese will, daß die letzte Sylbe der männlichen und die vorletzte Sylbe der weiblichen neben einander stehenden, oder abwechselnd unter einander gemischten Reimwörter nicht einerlei Vocal oder Diphtongus führen. In nicht mehr, als vier Zeilen übersieht man dieß allenfalls; allein in noch mehrern entsteht dadurch ein unangenehmer Gleichklang. Z. B.

Furchtbares Meer der ernsten Ewigkeit,
Uralter Quell von Welten und von Zeiten,
Unendlichs Grab von Welten und von Zeit,
Beständigs Reich der Gegenwärtigkeit,
Die Asche der Vergangenheit
Ist dir ein Keim von Künftigkeiten.

Haller.

2. Mannigfaltigkeit und Abwechselung der unbetonten.

1) In Ansehung der Vocale ist da nun, leider! wegen des überlästigen unbetonten e, worauf bei weiten die mei-

ten weiblichen Wörter ausgehen, nicht viel Mannigfaltigkeit möglich. Indessen gibt's doch auch einige, wiewohl nur wenige weibliche Ausgänge mit andern Vocalen, die man möglichst zu Hülfe nehmen muß. Ich meine die unbetonten, oder nur halb betonten ung, ig, lich. Z. B. Empörung, Zerstörung; gütig, edelmüthig; unvergeßlich, unermeßlich. Da sich aber das e gar zu oft aufdringet, so muß man wenigstens

2) Durch die Schluß-Consonanten in die unbetonte E-Sylbe Mannigfaltigkeit und Abwechselnng zu bringen suchen, so viel es nähmlich da das gleichfalls sich allzu oft aufdringende e verstattet. Indessen ist doch in Ansehung der Consonanten mehr Mannigfaltigkeit möglich durch el, eln, ern, er, es, et, elt, ert, end, u. s. w. Wie z. B. in Handel, stammeln, sammelt, Wasser, eisern, schauert, Grabes, labet, waltend.

Öfters wird man aller angewandten Mühe ungeachtet die vielen Ausgänge auf e und en nicht wegschaffen können.

VI. Um der Mannigfaltigkeit und Abwechselung willen muß man auch nach neuen, aber in sich wohlklingenden Reimen streben, deren Wohlklang dann durch die Neuheit gewinnt. Man vermeidet daher die allzu gewöhnlichen, zu oft schon gebrauchten, z. B. Liebe, Triebe, Jugend, Tugend, u. s. w., ohne jedoch hierin gar zu ängstlich zu

seyn. Die Schönheit des Gedanken muß man darüber nie aufopfern. Es kann aber sehr oft mit sehr alten und abgedroschenen Reimen ein sehr neuer und schöner Gedanke bestehen, und wenn dieß ist, so vergißt man des abgenutzten Reimes völlig. Ein allzu sichtbares Bestreben nach neuen und sonderbaren Reimen trägt um so mehr ein Ansehen von Geckerei, je weniger schön und geistreich der Gedanke ist, der durch die seltsamen Reime herbei geführt wird. Sind sie in sich auch nicht einmahl wohlklingend, so trifft sie in vollem Maße der Spott der bekannten schwer gereimten Oden.

Was stehst du Spötter da, und pausbackst
Schwer reimende Lehroden her?
Gib Acht, daß man dich nicht hinausbaxt
Für dein satyrisches Geplärr.

Von einem meiner sonst guten Almanachs-Contribuenten kann ich manches Gedicht bloß um der seltsamen und abenteuerlichen Reime willen nicht aufnehmen, weil sie weiter nichts, als seltsam und abenteuerlich, oft sogar gemein und niedrig sind. Es ist auch gar kein Wunder, wenn der Hascher neuer Reime in niedrige Regionen geräth. Denn das, was im Gebiethe des Edeln vorkommt, ist überall schon mehr

oder weniger gebraucht worden. Ich wünsche, daß ihn, den ich meine, bei dieser Stelle das Gewissen rühre.

VII. Es klingt meinem Ohre nicht gut, wenn in Gedichten von regellos wechselnden männlichen und weiblichen Reimen, wie z. B. in poetischen Episteln, zwei nicht sich reimende männliche oder weibliche Endwörter zusammen stoßen; oder wenn da, wo männliche und weibliche Reime gehörig wechseln sollten, nur Reime von einerlei Art wechseln. Bequeme Versificateurs und Reimer erlauben sich dergleichen nicht selten. Ich muß hierin meinen Freund Göckingk nahmentlich in Anspruch nehmen. Ich wähle die erste Stelle, die mir in's Auge fällt.

Der Dünkel, ein Paradepferd,
Wie Herr Pythagoras, zu reiten,
Den Mancher noch als Mann erfährt,
Der sollte mich als Jüngling nicht verleiten?
Mit einem ernsten Angesicht
Bestieg ich dieses Roß, und ritt, (ich hielt's für Pflicht!)
Bei Tag und Nacht, und über Stock und Stein,
Den Weisheitstempel aufzufinden;
Ach aber, ach! ich fand ihn nicht.
Jetzt seh' ich wohl die Ursach' ein:
Ich ritt, was läugn' ich's noch? im Blinden!

Sonst hätt' ich wohl den Fußsteig sehen müssen,
Der zwischen zwei beblümten Flüssen
Auf Rasen hin zum Tempel lief. U. s. w.

*

Ich mahlt' euch gern das ganze Bild
Des Hagestolzen redlich aus;
Doch wär' es einst vielleicht ein Schild
Vor seines Mahlers eignes Haus!
So mahl' es denn ein Ehmann aus.
Doch laß den ersten Umriß noch
Mit diesem Seufzer mich beschließen:
Ein traurig Ding ist's wahrlich doch,
Das Leben ledig zu genießen!

Und so beschaut, wird, wie ich meine,
Des Griechen Antwort richtig seyn:
Nimm eine Gattinn, oder keine,
Es wird dich Beides oft gereun!
So ist's! Das Glück hat immer Mängel,
Die Freud' ist unstät auf der Erde;
Allein der Mensch ist Mensch, nicht Engel,
Damit er erst zum Engel werde. U. s. w.

Eine solche Reimstellung ist mir ein allzu verworrenes regelloses Glockenspiel.

Auch liebe ich's nicht, wenn in Gedichten dieser Art mehr, als zwei männliche, oder weibliche Reime auf einander folgen. Drei lasse ich mir höchstens noch gefallen; mehr aber nicht leicht, es müßte denn um der nachahmenden Harmonie willen geschehen. Außer dem ist es lästiger Gleichklang. Wie es übrigens die Engländer ertragen können, daß man in jambischen Gedichten von gleicher Verslänge, worin regelmäßig zwei männliche mit zwei weiblichen Reimen abwechseln sollten, zwischen durch, ehe man sich's versieht, auch auf drei der einen oder der andern Art stößt, das ist mir unbegreiflich. Mir ist das eben so unangenehm, als wenn ich auf ebenem Wege eine gute Strecke im gehaltenen Gleichgewicht fortgefahren bin, und dann bald nach einer kürzern, bald längern Pause plötzlich zur Seite geschwenkt werde.

VIII. Die so genannten reichen Reime, wenn sie nicht zur Harmonie dienen, sind eben nicht wohlklingend. Denn es fehlt hier die zur Einheit erforderliche Mannigfaltigkeit. Wortklang und Begriff fallen völlig in Eins zusammen. Wenn es aber die Umstände erfordern, daß einerlei Begriff in zwei Versen an das Ende zu stehen komme, so ist nichts billiger, als daß er auch mit eben demselben Worte bezeichnet werde. — Bei männlichen Ableitungs-Sylben, z. B. heit, keit, an verschiedenen Stammwörtern

von verschiedenen Begriffen ist der reiche Reim allenfalls zu dulden, weil er da minder bemerkbar ist. So kann man Tapferkeit und Heiterkeit noch wohl reimen.

Warum er der reiche Reim heißt, das mag der Himmel wissen. Ich würde ihn lieber den armseligen heißen. Vielleicht heißt er indessen reich, weil hier in zwei Reim-Sylben alle, selbst die Anfangstöne überein stimmen.

2.

Über die Wirkung des Schleiers in Werken der darstellenden Kunst *).

Der ältere Plinius erzählt, dem Griechischen Mahler Timanthes sey das Genie ganz vorzüglich hold und gewärtig gewesen. Denn als er die von den Rednern, — vermuthlich Kunstschwätzern, — so sehr gerühmte Opferung der Iphigenia gemahlt, und an allen Umstehenden, besonders an dem Oheim, die ganze Charakteristik des Kummers bereits erschöpft gehabt hätte, so habe er das Angesicht des Vaters verschleiert, weil er dessen Schmerz nicht mehr kräftig genug habe ausdrücken können **).

*) Dieses und das folgende Bruchstück sind hier zuerst aus der Handschrift abgedruckt.

D. H.

**) Hist. Nat. L. XXXV, c. 10. Timanthi vel plurimum affuit ingenii. Eius enim est Iphigenia oratorum laudibus celebrata; qua stante ad aras peritura, cum moestos pinxisset omnes, praecipue patruum, cum tristitiae omnem imaginem consumsisset, patris ipsius vultum velavit, quem digne non poterat ostendere.

Es ist allerdings sehr möglich, daß der gute Timanthes weiter nichts, als das, mit diesem so berühmten Schleier habe sagen wollen. Eben so möglich ist es aber auch, daß es dem guten Plinius und allen Schwätzern, denen er etwa nachschrieb, eben so gegangen sey, als es den Schwätzern noch alle Tage geht, wenn sie dem Künstler Absichten anräsonniren, an die er vielleicht nicht im Traume gedacht hat. Ich darf mich hierbei auf die Erfahrungen aller Dichter und Künstler an den Commentarien ihrer Werke berufen, die sie mehr, als Ein Mahl, bei lebendigem Leibe still lächelnd haben lesen müssen. Dieß ist nun an sich nichts weniger, als ein Wunder. Denn welches Forschers Geist kann sich immer so tief und innig in den Geist des Künstlers versenken, um etwas mit Sicherheit auszumachen, welches dieser oft selbst nicht recht weiß; nähmlich, was für Bestimmungsgründe jeglichen seiner Schritte zum Ziele geleitet haben?

Hätten jedoch Plinius und seine Leute Recht, so däucht mir, daß bloß um eines Einfalls willen, womit der Künstler sich aus einer selbstgemachten Verlegenheit helfen mußte, von seinem Genie kein solches Aufheben hätte gemacht werden sollen. Jene Verschleierung wäre alsdann noch nicht so viel werth gewesen, als ein Bonmot, womit noch alle Tage ein munterer Kopf einen Verstoß in Worten oder Handlun-

-en augenblicklich wieder gut macht. Sie wäre ein Kunst-stückchen gewesen, das auch leicht ein langsamer Alltagskopf hätte erfinden können; ein armseliges Kunststückchen, welches nunmehr, nachdem es nur ein einziges Mahl vorgemacht worden, von jedem noch so armseligen Stümper auf den allerersten Versuch herzlich leicht nachgemacht werden könnte.

Niemahls aber ist das wahre Genie in den Stunden seiner Kraft ein solcher armer Stümper. Es hat des Stoffes eher zu viel, als zu wenig, und ist weit minder um den Vorrath, als um den schicklichen Gebrauch desselben verlegen. Wenn ich daher dem Mahler Timanthes wahres Genie, wenn ich ihm diejenige Fülle der Begeisterung zutrauen soll, in welcher gleichsam ein überirdischer Strahl von oben die ganze wirkliche und idealische Natur umher aufdeckt und erleuchtet, so muß ich ihm auch so viel Vorrath an mannigfaltigen Kummerzügen zutrauen, um ein jedes, selbst das Angesicht des leidenden Vaters in vollkommener Natur und Wahrheit darstellen zu können. Hätte er aber, was sich doch ohne Unbesonnenheit kaum behaupten läßt, den ganzen möglichen Vorrath bereits an Nebenpersonen verschwendet, so hätte sich Timanthes unstreitig beträchtlicher Fehler schuldig gemacht. Er hätte mit seinem Stoffe übel Haus gehalten, und besonders die poetische Wahr-

heit dadurch nicht wenig verletzt, daß er den Nebenpersonen Züge aufgeladen, die bloß der Hauptperson gebührt hätten.

So wäre denn ja Timanthes wohl gar über etwas zu tadeln, weßwegen ihn die Kunst-Magister seit Jahrtausenden gelobpriesen haben? Freilich, wenn die Magister die Ursache seines Verfahrens richtig erklären. Allein kommt diese Entdeckung nicht fast ein wenig zu spät? Ist sie nicht schon um deßwillen verdächtig? Und wird sie nicht durch die allgemeine Bewunderung vernichtet, die diese Verschleierung hervor brachte? Sie muß also doch wohl das Ihrige gewirkt haben. — Ei, wer läugnet denn dieses? Auch ich finde sie, so gut, als alle Magister der vergangenen und gegenwärtigen Zeit, höchst zweckmäßig, höchst vortrefflich. Aber nicht um jenes Grundes, sondern um ihrer Wirkung willen, die immer eben dieselbe bleibt, der Künstler mag nun aus dieser, oder einer andern Absicht, mit oder ohne Bewußtseyn, also zu Werke gegangen seyn.

Es pflegt nicht selten zu geschehen, daß die kunstrichternde Vernunft und das Genie auf einerlei Ziel, wiewohl aus sehr verschiedenen Absichten, lossteuern. Die gute Matrone bildet sich dann ein, sie führe das Ruder, und das Genie folge lediglich ihrer Leitung. Im Grunde aber ist dieses bloß seinem eigenen Willen gehorsam. Wenn Beide hernach am Ziele sind, so beschäftigt sie allzu sehr das Ver-

gnügen glücklicher Erreichung, als daß sie sich da noch über ihre zweierlei Beweggründe entzweien sollten.

Könnte dieß nicht gerade hier auch der Fall seyn? Allerdings! Das Genie des Timanthes könnte nach ganz andern, entweder klar und deutlich gedachten, oder dunkel empfundenen Absichten also gehandelt haben. Aber wie kommen wir darüber zur Gewißheit? Alle Versuche dürften vielleicht vergeblich seyn, wenn wir sie dem Timanthes nicht selbst abfragen könnten. Nun ist aber Timanthes längst todt; war auch vermuthlich längst todt, als die Kunstrichter des Alterthums über sein Werk räsonnirten. — Das Beste hierbei ist, daß es eben nicht groß darauf ankommt, welche Hypothese sich in facto bestätige. Uns kann genug seyn, zu wissen, daß Timanthes ein Kunstwerk aufstellte, und gewisse Theile desselben in einen Schleier verhüllte, welcher seine gute Wirkung that. Was liegt uns daran, sein besonderes Warum zu wissen? Wir können dessen ungeachtet noch allerlei Fragen bei der Betrachtung des Werkes selbst thun. Und wenn wir die rechte Antwort darauf finden, so könnte vielleicht unsere Speculation für andere Künstler, die sich des Schleiers bedienen wollten, nicht ganz ohne Nutzen seyn. Wenn wir fragen: Was wirkt ein solcher Schleier? Warum wirkt er also? In welchen Fällen und in welcher Maße kann oder soll sich ein mit weiser

Besonnenheit verfahrender Meister so wohl der bildenden als redenden Kunst desselben bedienen? — so können wir das besondere Beispiel des Timanthes, das uns bloß zur schicklichen Einleitung in unsere Materie diente, beinahe ganz verlassen, und uns zu einer weit fruchtbarern Allgemeinheit erheben.

Ehe wir uns aber näher einlassen, muß noch dieß bevorwortet werden, daß hier gar nicht die Rede seyn soll von der Verschleierung solcher Dinge,

quae tractata nitescere non possunt,

noch viel weniger solcher, welche nicht nur nichts Angenehmes, sondern sogar etwas Unangenehmes wirken. Denn was hierin Rechtens sey, das ist eben so schwer nicht auszumachen, und ist durch Regeln unter mancherlei Einkleidungen, wie z. B. diese:

Non tamen intus
Digna geri promes in scenam, ...
Nec pueros coram populo Medea trucidet,
Aut humana palam coquat exta nefarius Atreus etc.

längst ausgemacht, obgleich nicht immer befolgt worden. Die Rede ist hier vielmehr davon: Die Kunst wirft bisweilen aus sehr weisen Ursachen über gewisse Theile ihres Werkes, welche in der Darstellung nicht nur kein Mißvergnü-

gen, sondern sogar Vergnügen erwecken würden, einen Schleier, und erreicht dadurch Wirkungen, die der Ursache entsprechen. Noch mehr! Die Kunst soll und muß das bisweilen thun, wenn sie nicht schlechterdings die einzige rechte Wirkung ganz verfehlen will. Es ist nicht Unvermögen des Genies oder der Kunst, diese Theile in natürlicher oder idealischer Wahrheit, ja sogar Schönheit, auszubilden und darzustellen. Das würden in der That Genie und Kunst nicht selten können. Aber sie wollen es nicht; sie dürfen es nicht wollen. Und warum nicht? Darum nicht, weil auch das Vollkommenste, was hierin objective selbst ein Gott zu leisten vermöchte, dennoch subjective nicht die Wirkung des Schleiers erreichen würde.

Um hierüber etwas Gründliches und Lehrreiches auszumachen, werden wir etwas weit ausholen, werden wir uns in die Tiefen der Seelennatur senken, und versuchen müssen, ob wir aus so manchen ziemlich dunkeln Gängen dieses Schachtes etwas zu Tage fördern können. Sollte dieses auch nichts Gediegenes seyn, nun, so ist es doch auch vielleicht nicht ganz taube Stufe, und was wir nicht scheiden konnten, das scheidet vielleicht ein Anderer. Auch veranlassen wir vielleicht geübtere Bergleute, uns mit besserm Glücke nachzufahren. —

3.

Von der Popularität der Poesie.

Das Deutsche Wort Dichtkunst entspricht dem Griechischen Poesie keinesweges. Richtiger wäre es durch Bildnerei zu übersetzen. Denn gedichtet, oder gefabelt, wird nicht immer; hergegen überall wird gebildet.

Wollte man sagen, dichten heiße nicht immer so viel, als fabeln, sondern auch so viel, gewisse Geisteskräfte in Bewegung setzen, etwas hervorzubringen, so würde diese Bedeutung nicht aus dem gemeinen Sprach-Archive, sondern aus einem der entlegensten Winkel hervorgesucht seyn.

An dem Begriffe des Bildens hängt der Begriff von Gestalt, und an diesem wieder der Begriff des Sinnlichen und Körperlichen. Wir sind also mit kurzem Schritte so weit gelangt, um zu wissen, daß die Poesie sich mit Bildung sinnlicher körperlicher Gegenstände befasse.

Aber nicht jede Bildung eines körperlichen sinnlichen Gegenstandes ist Poesie. Die besondere Eigenschaft eines körperlichen sinnlichen Gegenstandes, in so fern dessen Bildung zur Poesie gehören soll, ist die Schönheit.

*

Das Wort Bildnerei aber entspricht der Sache noch nicht völlig; so wenig, als das Wort Poesie.

Anders bildet die Natur; anders der Dichter. Die Natur bildet vor, und bildet für die äußeren Sinne. Der Dichter bildet nach für den inneren Sinn, das ist, für denjenigen Punct, auf welchen Alles, was die äußeren Sinne auffangen, zusammen geführt wird.

Man könnte also, wenn uns daran gelegen wäre, die Sache mit Einem Worte zu umfassen, die Poesie Nachbildnerei nennen.

Ob nun gleich auch dieser Ausdruck noch nicht Alles erschöpft, so umfaßt er doch den wesentlichen Haupttheil, der auf unveränderliche Regeln, die von Sonnen-Aufgang bis Niedergang gelten müssen, gebracht werden kann.

*

Nicht Alles soll und kann nachgebildet werden. Denn so wie nicht jedes Urbild der Natur gefällt, so gefällt auch nicht jedes Nachbild der Poesie. Hier tritt der Geschmack der Menschen auf, und behauptet sein Recht. Natur und Geschmack sind die Gesetzgeber in der Poesie. Die Natur ist Monarchinn; sie gebiethet, und fragt Niemanden. Was sie einmahl gebiethet, das gebiethet sie in allen Zeiten, in allen Ländern. Der Geschmack ist eine tausendstimmige moralische Person. Die meisten Stimmen entscheiden.

Es ist leichter, das Gesetz der Natur zu befriedigen, als das Gesetz des Geschmacks. Wenn der Dichter auf das Urbild der Natur, als sein Gesetzbuch, und auf sein Nachbild blickt, Beide mit einander vergleicht, so muß er, wenn es ihm nicht gänzlich an dem Iudicio discretivo fehlt, geschwinde wahrnehmen, ob er das Möglichste geleistet habe.

Er kann aber nicht umhergehen, und die Stimmen des Geschmacks sammeln. Es gehört hohe Beurtheilungskraft und weitläuftige Erfahrung dazu, zu beurtheilen, ob er die meisten Stimmen für sein Werk haben werde.

Wo es der Chinesischen Mahlerei fehlt, ist bekannt. Das muß man aber nicht, wie gewöhnlich, Chinesische Geschmackslosigkeit, sondern Chinesischen Unverstand nennen.

Wenn sich ein einfältiges Frauenzimmer mahlen läßt, und den Künstler bittet, nicht so viel Schwarzes in ihr Gesicht zu mahlen, so fehlt es ihr nicht am Geschmacke im Zufälligen, sondern an dem Iudicio discretivo im Wesentlichen. Sie hat nie auf die Wirkung von Licht und Schatten in der Natur Acht gehabt. Sie weiß keine Vergleichung zwischen Urbild und Nachbild anzustellen, und weder Harmonie, noch Disharmonie zu beurtheilen.

*

Alle Bildnerei ist in der Endwurzel nichts anders

als Darstellung des Urgegenstandes. Die Verschiedenheit des Stoffes, womit dargestellt wird, theilt hernach den Stamm in verschiedene Zweige. So wird aus Darstellung mit Farben Mahlerei, aus der mit Tonlauten Musik, und aus der mit Wortlauten Poesie. Mein Blick ist hier bloß auf den letzten Zweig geheftet.

Aus jenem Wurzelsatze entspringen nur zwei Fragen: Was? Und wie soll dargestellt werden? Die Antwort darauf umfaßt die ganze Poetik, und kann nur kurz seyn. Wahrlich, es war nicht nöthig, seit Aristoteles so viele dicke Bücher darüber zu schreiben.

Ich weiß nicht, ob dasjenige, was ich sagen werde, schon irgend wo gesagt ist. Denn nicht für meine Sünde möchte ich deßhalb alle die dicken Bücher durchlesen. Dennoch ahndet mir, daß ich in ein Wespennest stören werde. Hu! Was wird's zu brummen, summen und stechen geben.

Dieß, gesagt schon, oder noch ungesagt, geglaubt, oder bezweifelt, sey eine Niederlage in das Archiv meines Zeitalters. Schon längst wollte ich mich hierüber meines Glaubensbekenntnisses, unbekümmert um den Ab- oder Beifall meiner Zeitgenossen, entledigen.

Was ist Darstellung? Das Wort selbst sagt es deutlicher, als jede Erklärung. Wer aber so sprach- und begriffarm ist, das Wort nicht zu verstehen, der wisse: Dar-

stellung ist Spiegel und Spiegelbild des Urgegenstandes. — Überhaupt, ehe ich's vergesse, sey hier Ein für alle Mahl bevorwortet, daß ich zu Männern, nicht Schülern, rede, mich auf Kauerei nicht einlassen kann, und überall straffe, kurze, schnelle Schreibart liebe.

Man merkt schon, daß ich Darstellung an den Platz setze, wo sonst das erbärmliche Wort Nachahmung in den Poetiken stand. Nachahmung ist ein Bild, kümmerlich zurück geworfen von trüber Fläche; Darstellung aber leibt und lebt zurück vom blanken Spiegel. — Nachahmer, du bist, wie überall, auch hier der ohnmächtige marklose Knecht! Du aber, Darsteller, bist der gewaltige Herrscher, dessen Stab über die ganze Natur reicht. Wer des Darstellers Darstellung wieder darstellt, das ist, wer das Urbild nicht in der sinnlichen Wirklichkeit, sondern in der Darstellung des Andern aufsucht, ist und bleibt ein ausgemachter Knecht. Er ist ein Kleinkrämer, der die Waare aus der dritten oder vierten Hand verkauft.

*

Lieber, du kannst Klopstock's Sponda das Bürgerrecht im Reiche der Dichtung nicht erfechten. Sie, wie alle ihres gleichen, ist Abhandlung, durch Darstellung aufgestutzt. Dieß Verfahren hat er selbst für Zwitterwerk erklärt. Ich strafe dich und ihn mit seinen eigenen Worten.

So bald du das Gebieth der Darstellung von Allem, was weit über die Grenzen hinaus zum Reiche der Abhandlung gehört, säuberst, so wird dir fast kein Gegenstand, der nicht allgemeiner faßlicher Darstellung fähig wäre, übrig bleiben.

Abgehandelt wird für den Verstand; dargestellt für die Sinne. Die Sinne sind äußere oder innere. Sie haben ihren Eingang in das Innere durch die bekannten fünf Werkzeuge, wie durch Röhren. Drinnen strömen sie auf einem Puncte zusammen, welches der den äußeren entsprechende innere Sinn, oder die Einbildungskraft ist. Alle Bildnerei, die einem oder allen dieser Sinne empfänglich, mit Leidenschaft belebt dargestellt wird, ist reine, echte Poesie, die vom Anbeginne der Welt galt, und bis an's Ende gelten wird.

Und diese sollte nicht für das Volk, nur für wenige Pfefferkrämer seyn? Ha! Als ob nicht alle Menschen — Menschen wären. Als ob die Natur sie nicht überall mit Werkzeugen sinnlicher Empfänglichkeit begabt hätte. Freilich gibt's Unglückliche, die eines oder mehrerer Sinne beraubt sind. Deßwegen bleibt es aber nicht minder wahr: Alle Menschen haben fünf Sinne, haben Einbildungsvermögen und Leidenschaften.

*

Gäbe es ein ganzes Volk, dessen Nasen so organisirt wären, daß ihnen Teufelsdreck besser röche, als die Rose, dem besinge man Teufelsdreck, statt der Rose. Den will ich sehen, der diesen Satz umstoßen will aus der Poetik für ein solches Volk.

*

Der Urgegenstand ist wandelbar nach dem Geschmacke. Die Darstellung selbst ruht auf Gesetzen, unveränderlich bis an's Ende der Tage.

*

Du kannst die Gräuel einer Schlacht, eines Lazareths darstellen, daß deine Darstellung immer und ewig für echte Poesie gelten muß. Aber gefallen? Das hängt von den äußeren oder inneren Sinnes-Nerven ab, die kein Theorist anders stimmen kann, als die Natur sie gestimmt hat.

*

Alle unsere Vorstellungen gehen zwar verkörpert in unsere Seele hinein, aber der Verstand drinnen kleidet sie aus, und so entkleidet werden sie zu abgezogenen, bestimmter, zu ausgezogenen geistigen Begriffen. So lange sie gleichsam über die Brücke der Sinne wandelten, hatten sie ihren Körper. Drinnen entwöhnen sie sich der Kleidung; sie werden und bleiben nur empfänglich für den Verstand, ohne Eindruck auf die Sinne. Die Darstellungskunst kann sie

freilich wieder mit dem Körper bekleiden und sie den Sinnen vorführen. Aber ich fürchte, ich fürchte, sie werden in der ungewohnten Mummerei unkenntlich. Unkenntlich selbst in der ersten eigentlichsten Mummerei, in welcher sie zuerst in die Seele eingingen. Was würden sie vollends seyn, wenn der Darsteller unglücklicher Weise sie in fremden Verkörperungen vorführte! Wie trug sich der Dactylus, als seine Idee zuerst in meine Seele ging? So: — ◡ ◡. Dabei dacht' ich mir ein Wort in diesem Zeitmaße, und lernte den Dactylus kennen. So oft ich nun an den Dactylus denke, so denk' ich auch an das Zeichen — ◡ ◡ und an ein Wort; und vergebens sucht Klopstock mir ihn in menschlicher oder göttlicher Larve vorzuführen. Ich kenne des Menschen nicht; oder ich schlüpfe von der Larve ab auf mein Zeichen — ◡ ◡ und das Wort. Ich habe nichts wider Sponda's Inhalt; aber Alles wider Sponda, als Werk der Darstellung betrachtet. Und nur um einer Frühlingsfeier willen kann ich Klopstock'en wissenschaftliche abhandelnde Oden verzeihen.

*

„Laut rollte der schnelle Strom den ohrerschütternden Donnerhall dahin!„ — „Laut donnerte der Strom dahin!„ — Glaubt mir, die kleinen güldenen Kugeln schlagen besser durch, als große vollgestopfte Wollsäcke. Der Dar-

stellung schaden die zusammen gewachsenen, wie Trauben in und an einander hangenden Vorstellungen und Gedanken. Theilt sie aus einander; vereinzelt sie!

*

Phantasie und Empfindung sind die Quellen aller Poesie. Gegenstände, welche das sinnliche Vorstellungsvermögen nicht auffassen kann, und welche an keine Saite des sinnlichen Gefühls schlagen, sind außer dem Kreise der Poesie. Hierher gehören alle Arten abstracter Lehrsätze und Einfälle, welche die Phantasie nicht verkörpern und bekleiden kann.

*

Unter Volk verstehe ich nicht Pöbel. Wenn man verlangt, daß Jemand eine leserliche Hand schreibe, so ist wohl nicht die Meinung, daß ihn auch der lesen soll, der überall weder lesen, noch schreiben kann. Mit der Muse ist's nicht so, wie mit der Tugend. Die Tugend mag stolz seyn, nur wenig Edeln zu gefallen. Aber bei dem Dichter ist's Unvermögen oder Mangel an Urtheilskraft, wenn er sich nicht auf der Heerstraße halten kann. Die größten, unsterblichsten Dichter aller Nationen sind populäre Dichter gewesen. Durch die ganze Geschichte der Dichterei findet sich, daß gerade bei denen Nationen, welche die Poesie nicht aus

fremden Landen eingeführt haben, sondern wo sie aus ihrer eigenen Natur aufgesproßen ist, die größte Liebe und Allgemeinheit derselben geherrscht hat. Das gibt die echte wahre Popularität, die mit dem Vorstellungs- und Empfindungsvermögen des Volkes im Ganzen am meisten harmonirt.

*

Man hat mich hier und da unsern Volksdichter, ja, wohl gar den größten Volksdichter genannt. Das würde das höchste Lob seyn, welches sich meine Eigenliebe nur wünschen könnte, wenn man unter Volksdichterei das verstände, was ich darunter verstanden wissen will. Denn ich würde alsdann mehr seyn, als Homer, Ossian und Shakspeare, welche meines Wissens die größten Volksdichter auf Erden gewesen sind.

Allein Niemand, selbst diejenigen nicht, welche mich den größten Volksdichter nannten, werden mich deßwegen über Homer, Ossian und Shakspeare setzen. Meine ehemahligen, nur kurz hingeworfenen Äußerungen über Volks-Poesie sind Vielen ein Ärgerniß, noch Mehrern eine Thorheit gewesen. Ich sehe, daß die Theoristen Volks-Poesie zu einer Gattung machen, und ihr, als einer solchen, höchstens ein Capitel in ihren Theorieen einräumen. Alles das überzeugt mich, daß Wenige, ja, wohl Niemand, verstehen, was ich meine. Gleichwohl, was ich auch diesen Gegen-

stand schon erwogen habe und noch immer erwäge, so wird doch der Satz meinem Geiste stets gewisser: Alle Poesie soll volksmäßig seyn; denn das ist das Siegel ihrer Vollkommenheit.

V.

Zur Lebensgeschichte des Verfassers.

1.

Verantwortung an die Regierung in Hannover *).

1784.

Es hat mir der Herr Licent-Commissär von Uslar in Sennikerode, welcher die Stimme der Melchior Uslari-

---

*) Im Jahre 1772 nahm Bürger die Stelle eines Justiz-Beamten im Gerichte Alten-Gleichen an. Das Gerede, welchem man häufig geglaubt hat, daß er seines Amtes entsetzt worden sey, ist durchaus falsch. Was ihn zunächst zu freiwilliger Niederlegung desselben im Jahre 1784 veranlaßte, erhellt aus dieser Verantwortung, welche ohne Wissen des Verfassers und ziemlich entstellt in (Weckherlin's) Grauem Ungeheuer, Num. 5, Mai, 1784, S. 219, gedruckt wurde. (Vergl. Einige Nachrichten von den vornehmsten Lebensumständen Gottfried August Bürger's, nebst einem Beitrage zur Charakteristik desselben. Von Ludwig Christoph Althof. Göttingen. 1798. S. 33 und 49.) In einem Briefe vom 20. December, 1785, den Bürger an den Bruder seiner beiden ersten Gattinnen nach Ostindien schrieb, äußert er sich über die Sache auf folgende Art: „Daß ich vor anderthalb Jahren meine Amtmannsstelle niedergelegt habe, wirst Du wohl längst wissen. Es war in dem elenden Edelmanns-Dienste nicht mehr auszuhalten. Es ging dabei nicht nur alle mein Armüthchen, sondern auch Gesundheit und

schen Linie, mithin der halben Familie, vertritt, nach der ihm eigenen offenherzigen und edelmüthigen Art, mit welcher er alle Zurückhaltung, Hinterlist, Falschheit und allen öffentlichen so wohl, als heimlichen Mord eines guten Nahmens und Charakters verabscheuet, diejenige schwarze Schilderung, welche die Herren General Major und Ernst Heinrich von Uslar unter'm 9. August d. J. an königl. hohe Landes-Regierung gelangen lassen, sammt dem darauf unter'm 23. desselben Monaths erlassenen hohen Rescripte zu meiner Rechtfertigung mitgetheilet.

Ob ich es nun gleich an dieser gegen ihn nicht ermangeln lassen, und er auch seine Maßregeln darnach zu ergreifen wissen wird, so kann mir dieses doch unmöglich allein genug seyn, sondern ich muß hiermit unterthänigst um Er-

---

fast das Leben zu Grunde. Die beständigen Händel und Zänkereien, die ich besonders mit dem General v. Uslar in Gelliehausen, und der Widerwille, den ich gegen alle mit diesem Amte verbundenen nichtswürdigen Plackereien hatte, ließen mich meines Lebens nicht voll und nicht froh werden. Ich gerieth mit dem General, auf dessen Hungergute Appenrode ich einige tausend Thaler zugesetzt habe, endlich sogar in Proceß, welcher mich denn so aufbrachte, daß ich etwas that, was ich schon vor zehn Jahren hätte thun sollen, nähmlich, daß ich kurz und gut die elende Stelle aufgab, da ich auf andere Art mich wenigstens eben so gut durchbringen konnte.,,

D. H.

laubniß bitten, auch Euer rc. in der ehrerbiethigsten, obwohl freiesten Sprache anzeigen zu dürfen, was von jener Schilderung zu halten seyn wolle. Von den erhabenen, weisen, gerechten und milden Vätern unsers Vaterlandes darf ich mir gewiß ein gnädiges Gehör versprechen.

So gewiß es ist, daß der Herr General-Major von Uslar seit meiner nun länger, als eilfjährigen Amtsführung mich fast jederzeit mit Widerwillen angesehen hat, eben so wenig weiß ich denselben verschuldet zu haben; es müßte denn dadurch geschehen seyn, daß ich ihm seiner Meinung nach nicht Ehre und persönliche Aufwartung genug widerfahren lassen, oder zuweilen seinen Willen nicht erfüllt habe, wenn derselbe meinen Begriffen von Recht und Billigkeit nicht entsprochen. Daß er daher zu Beschwerden gegen mich geneigt sey, ist sehr natürlich, und meinen übrigen Herren Principalen schon seit mehreren Jahren bekannt. Allein dessen ungeachtet würde ich dem Herrn General-Major von Uslar und seinem Charakter gar sehr zu nahe thun, wenn ich den größten und schlechtesten Theil jener unwürdigen Anzeige auf seine, oder des Herrn Ernst von Uslar Rechnung setzte. Der Letzte ist nun vollends gar ein guter unschuldiger Mann in dem ganzen Handel, der nur aus allzu schwacher Gefälligkeit allenthalben ohne Arg mit hingehet, wohin man ihn nur zu locken Lust hat.

An jener Anzeige, deren schlechten, stümperhaften, übel
zusammenhängenden, an allen Gliedern lahmen Schreibart,
und der hämischen Rhetorik, welche darin herrscht, erkenne
ich vielmehr mit Zuverläßigkeit einen Concipienten, dessen
Nahmen ich nur zu nennen brauche, um gleich Jedermann,
der ihn nur von weiten kennet, ganz richtig schließen zu las-
sen, weß Geistes Kind diese Schrift sey. Es ist dieses kein
Anderer, als der wegen seiner Ränke, Chicanen, Prellereien,
Lügen und Lästersucht, und endlich wegen seiner tagtäglichen
Branntweinsvöllerei weit und breit berüchtigte Hofrath
Liste in Gelliehausen. Ich weiß es wohl, daß ich mich hier
sehr starker Ausdrücke bediene, allein meine abgedrungene
Vertheidigung erfordert solche, und es sind dieselben noch
ungleich wahrer und treffender, als sie stark sind, wie ich ac-
tenmäßig, und durch ein ganzes Heer blind aufgegriffener
Zeugen darzuthun im Stande seyn wollte. Diesem Men-
schen habe ich ehemahls viele Gutthaten erwiesen, und man-
chen schlechten gegen mich geführten Streich vom ersten
Range verziehen, so daß ich gewiß gegen 1500 Thaler an
ihm einbüße. Allein dennoch verbindet derselbe mit seinen
übrigen Eigenschaften noch eine so schwarze Undankbarkeit,
daß ich den größten Theil der bösen und falschen Nachrede
gegen meine Amtsführung ganz sicher bloß auf seine Rech-
nung setzen kann. Außer obigen notorischen Eigenschaften

des Herzens, deren ich hier bloß gegen Euer ꝛc. vertheidigungsweise erwähne, da ich sie sonst meiner stillschweigenden Verachtung würdig halte, überschattet das Gehirn dieses Menschen eine so dicke Ignoranz in den geringsten juristischen und literarischen Kenntnissen, und das Wenige, so er noch wissen mag, wird vollends noch dermaßen durch Branntweinsdünste verfinstert, daß es zu verwundern ist, wie der Herr General-Major sich einen solchen Rathgeber und Schriftsteller erwählen können.

Doch es ist Zeit, daß ich mich zu dem von mir entworfenen Gemählde selbst wende. Nach solchem werden

1.

„Die allerhöchsten Landesherrschaftlichen Hoheitssachen und der Familie Gerechtsame gegen Eingriffe ausländischer Nachbaren schlecht, oder gar nicht beobachtet, sondern es sind deren bereits verschiedene erfolget.„

Zum Belege dieser Beschuldigung wird nur ein einziger Fall, der aber auch beträchtlich seyn soll, von einer neu angelegten Hessischen Krugnahrung in Gelliehausen angeführet. Wenn aber die übrigen in Petto behaltenen Fälle nicht tüchtiger, als dieser, beschaffen sind, so werden meine Widersacher kein sonderliches Vorurtheil für sich und ihre Einsichten erwecken, indem sie damit hervorrücken.

Wozu es mit den Hessischen Einwohnern hiesigen Gerichts, schon seit undenklichen Jahren, gediehen, ist Jedermann bekannt. Ich möchte wohl wissen, was ihnen schon seit so langen Jahren her an wahren und vollkommenen Hessischen Unterthanen gefehlet hätte? Sie leben nicht nach Hannöverischen, sondern nach Hessischen Landesgesetzen, und müssen so wohl Krieges- als Friedensdienste dorthin verrichten. Sie stehen unter Hessischer Hoheit und Jurisdiction, und ihre Appellationen gehen an Hessische Obergerichte. Bloß in Consistorial-Sachen erkennen sie noch Hannover, und diesseits wird die lästigste aller Gerechtsame, nähmlich die Criminal-Jurisdiction, wiewohl mit großem und beständigem Widerspruche von Hessischer Seite, noch prätendirt. Unter solchen Voraussetzungen möchte ich wohl wissen, wie man aus irgend einem triftigen Grunde, oder mit irgend einer Wirkung, ohne in den Wind zu schlagen, es wehren wolle, wenn einem Hessischen Unterthan, über welchen wir nichts zu befehlen haben, von seinem Landesherrn die Concession zum Branntweinschenken ertheilet wird, zumahl, wenn in dem nähmlichen Dorfe schon seit undenklichen Jahren auch ein Hessischer Branntweinschenke hergebracht ist.

Zwar ist der Fall mit dem Einwohner Engelhart in Wöllmershausen, als ein Factum in contrarium, jedoch ohne die mindeste Überlegung, angezogen. Es verhält sich damit,

wie ich aus Hörensagen, nicht aber aus der von meinen Vorfahren im Amte, absonderlich von Liste, höchst liederlich, unordentlich und mangelhaft geführten und auch abgelieferten Registratur weiß, folgender Maßen. Engelhart besaß damahls, wie noch jetzt, zwei Güter in Wöllmershausen, ein Hessisches und Hannöverisches, welches letzte er noch bewohnte, als er sich um die Concession zum Branntweinschenken bewarb, die er von Hessischer Seite leicht erhielt, von Hannöverischer aber so leicht nicht erhalten konnte. Er wollte sich also, wie natürlich, mit dem Branntweinschenken auf sein Hessisches Gut ziehen. Um ihn daran zu verhindern, rückte ihm sein Hannöverischer Guts- und Gerichtsherr, weiland Major Moritz von Uslar auf Appenrode, nicht nur mit mächtigen Strafverbothen auf den Leib, sondern fiel auch mit einer übertriebenen Execution über sein Hannöverisches Gut her. Engelhart erhob dagegen eine langwierige Klage bei königl. Justiz-Kanzellei, die auch zu seinem Vortheil ausgefallen seyn muß, indem sie den Erben weiland Majors Moritz von Uslar über tausend Thaler gekostet haben soll. Weil nun Engelhart durch die erste Procedur ruinirt wurde, so fehlte es ihm an Vermögen, seine Branntweinschenke fortzusetzen, und so mag dieselbe liegen geblieben seyn. Über den Punct aber, ob Engelhart befugt war, eine Hessische Branntweinschenke zu

treiben, oder nicht, ist meines Wissens nie etwas erörtert, oder entschieden worden.

Man behauptet diesseits öfters grosse Gerechtsame; wenn man aber in der vorhin so elend gehaltenen Registratur nach dem Grunde forschet, so sieht man sich gänzlich verlassen, und bloß auf mündliches Geschwätz und Rodomontaden reduciret, so der erwähnte Liste von seiner vormahligen Amtsverwaltung und deren Heldenthaten zu machen gewohnt ist, welchen aber nur Unwissenheit und Einfalt ein andächtiges Gehör verleihen mögen. Wenn ich einige gewaltthätige Faustrechts-Handlungen ausnehme, welche aber keinerlei Gerechtsame zu erwerben oder zu erhalten im Stande sind, so sehe ich nicht ab, was in vorigen Zeiten Reelles und Ersprießliches hierunter geschehen ist. Es soll aber auch mir kein einziger tüchtiger Fall einer überlieferten, durch mich aber vernachlässigten Landesherrlichen oder Familien-Gerechtsame aufgestellt werden, wo ich nicht im Stande seyn wollte, den Anschuldiger der Boßheit oder des größten Mangels an Beurtheilungskraft und juristischen Einsichten zu überführen, und seinen gedankenlosen Vorwurf zu Schanden zu machen.

Wenn gegen den angezogenen Branntweinschenken in Gelliehausen von mir, wie mir vorgeworfen wird, keine Vorkehrungen gemacht sind, so ist solches keinesweges aus Vernachlässigung, sondern aus Überzeugung unterblieben, daß

ﾠiergegen nichts dergleichen Statt finde, und auch nicht bzusehen ist, was für Vorkehrungen von dieser Seite practicabel seyn sollen, wie ich deßfalls mehrmahls so wohl nündlich, als in Briefen, mich gegen den Herrn General-Major von Uslar geäußert habe. Ob meine Überzeugung ierüber wahr oder falsch ist, solches thut nichts zur Sache; ndem auch meine falsche Überzeugung mir um so weniger um anklagenswürdigen Vorwurfe gereichen kann, als keinerlei Urkunde der Registratur mir eine bessere Belehrung gewähret. Sind der Herr General-Major und die übrigen Mitglieder der Familie überzeuget, daß ich irre, so stehet es ihnen ja immer und noch jetzt frei, einen gemeinschaftlichen Schluß abzufassen, und einen ordnungsmäßigen Weg zu betreten, der nach ihrer Meinung zum Zwecke führet, besonders, da der Fall noch so neu ist, und keinerlei Verjährung dabei eintreten kann. Eine solche gemeinschaftliche Resolution aber, sammt einer rechtsbeständigen Anweisung, was ich deßfalls in ihrem Nahmen etwa zu thun oder zu lassen hätte, ist mir noch nicht zugegangen, und ich werde sie auch schwerlich erhalten.

2.

Der zweite Vorwurf, welcher mir gemacht wird, betrifft die Justiz- und Polizei-Pflege, welche beinahe ganz verschwun-

den seyn soll. Alles, was indessen darüber gesagt wird, bestehet größten Theils in allgemeinen Declamationen, die wohl schwerlich mit nahmhaften Fällen zu unterstützen seyn dürften. Denn welches sind die kleinsten Sachen, so anhängig gemacht werden, und mehr, als Jahre lang, auch wohl ganz unerörtert liegen bleiben? — Welches sind diejenigen, aus denen Processus ordinarii, (nicht ordinarios, wie der Stümper, der nicht einmahl einen Casum setzen kann, schreibt,) formirt werden, so arme Bauersleute nicht aushalten können, sondern sie entweder liegen lassen, oder mehr verwenden müssen, als das Obiectum litis betrifft? — Man nenne sie mir, damit ich den unwissenden und hämischen Declamator in facto widerlegen könne. Denn ich darf getrost Alles verwetten, daß derselbe noch weit weniger, als den Unterschied und richtigen Begriff vom Processu summario et ordinario, zu geschweigen denn weiß, wo dieser oder wo jener Statt findet.

Übrigens darf ich mit Wahrheit behaupten, und das ganze Gericht muß es mir Zeugniß geben, daß ich richtig meine zwei wöchentlichen Gerichtstage gehalten, und dieselben nie, ohne die allerdringendsten Behinderungen, aussetze. Ich darf behaupten, daß der Fall des Aussetzens, wenn ich nicht anders, mit Urlaub, auf mehrere Wochen auswärts gewesen bin, durch ein ganzes Jahr sich zuverläßig keine sechs Mahl, —

ich setze damit eine sehr hohe Zahl, — ereignet haben kann. Ich darf behaupten, daß ich an diesen Gerichtstagen die vorgetragenen Sachen zu Dutzenden, Theils in Protocollen, Theils andern schrift- und mündlichen Verfügungen, ohne unnöthige Weitläuftigkeiten, die mir ohnehin von Natur zuwider sind, abthue. Dessen kann meine Registratur alle Tage Zeuge seyn, die, nur seit meiner eilfjährigen Amtsführung, weit stärker, als vorher in hundert und mehr Jahren, angewachsen ist, mithin den vorgeworfenen Mangel des Fleißes gewiß widerlegt.

Bei dem Allen, um nicht eben so unverschämt in's Gelag hinein zu widersprechen, als ich beschuldiget werde, will ich keinesweges läugnen, daß eine und die andere Sache, entweder, weil sie von den Interessenten nicht gehörig betrieben worden, oder sie andere Umstände und dazwischen getretene Dinge, oder auch dringenderer Geschäfte Beendigung verhindert haben, bisweilen auf eine längere Zeit kann zurückgesetzt worden seyn. Wo ist aber wohl das allerreichlichst mit Arbeitern besetzte Collegium, geschweige denn ein Untergericht, das gewiß unzählige Plackereien, und nur einen einzigen Arbeiter hat, wo dieser Fall sich nicht zu Zeiten ereignen sollte? Deßwegen aber über Alles, was wirklich und notorisch geschiehet, hinweg zu sehen, und bloß das Wenige, was sich etwa verzögerte, zu einem so allge-

meinen Vorwurfe zu machen, als ob gar nichts geschehe, ist gewiß eben so boßhaft, als die grundlose Anschuldigung, daß sich die benachbarten Grenzämter über Mangel an Subsidial-Hülfe beschweren. So wie ich mir nicht bewußt bin, die Subsidial-Hülfe solcher Gestalt jemahls vernachläßiget zu haben, daß mir darüber ein gegründeter Vorwurf gemacht werden könne, also wird es mir jederzeit ein Leichtes seyn, von allen Grenzämtern solche Zeugnisse auszuwirken, welche die leere Beschuldigung zu Schanden machen können.

Übrigens ist es wahr, daß ich nicht von allen Excitatoriis auch Poenalibus aus den Obergerichten, wie aber auch wohl kein einziges Untergericht im ganzen Lande, ganz frei bin. Dieses aber kann mir obenhin und im Allgemeinen um so weniger zu einem gehässigen Vorwurfe gereichen, als man öfters bei dergleichen Verfügungen aus unzähligen Gründen des Rechts und der Billigkeit sehr unschuldig seyn kann, und sich völlig zu exculpiren im Stande ist. Wie manche aus den Obergerichten aufgetragene Execution einer Procuratur-Forderung verzögert sich bloß um deßwillen, weil die Herbeischaffung der Gelder von armen unablässig um Frist und Nachsicht bittenden Leuten so großen Schwierigkeiten unterworfen ist, wodurch die Excitatoria veranlaßt werden. Diesen jedes Mahl mit den Berichten zuvor zu kommen, ist nicht immer thunlich, und würde auch öfters

solche Mühe und Weitläuftigkeiten veranlassen, als weder Zeit, noch übrige Geschäfte verstatten.

Unter der Rubrik des Mangels an Justiz- und Polizei-Pflege wird mir auch das seit meiner Amtsverwaltung nicht jährlich gehaltene Wrugengericht auf eine solche Art vorgeworfen, als ob dasselbe sonst, und bis zu meinem Antritt, in allerschönster, ununterbrochenster Ordnung fortgehalten worden wäre, da doch schon vorher seit 30 und längern Jahren keine Seele mehr daran gedacht hat. Gleichwie ich nun kein etablirtes Wrugengericht vorgefunden, mich auch wegen dessen Beschaffenheit und Einrichtung nach dem uralten längst in Vergessenheit gerathenen Fuße aus der Registratur wenig Raths erhohlen können, also ist die mehresten Jahre meiner Amtsführung hindurch nur kaum die Rede davon gewesen. Sollte wenigstens ein oder anderes Mahl die Äußerung geschehen seyn, daß es gut wäre, wenn man das Wrugengericht wieder herstellete, so ist das gewiß Alles. Man hat aber immer dabei erkannt, daß diese Wiederherstellung ein gutes Stück Mühe und Arbeit von mir erforderte, welche ich wohl nicht zu jeder Zeit daran verwenden könnte. Über den beständigen currenten und dringenden Amtsgeschäften konnte sich dieses auch wohl ohne Nachtheil etwas länger verzögern, da man seit 30 und noch mehreren Jahren schon ohne Wrugengericht eben so gut

fertig geworden war, als viele andere adelige geschlossene Gerichte ohne dergleichen auch fertig werden. Denn in der That hat man bloß den gravitätischen Punct von Solennitäten und Formalitäten, warum es dem Herrn General-Major von Uslar vielleicht am meisten dabei zu thun seyn mag, entbehret, da die Realitäten, nähmlich die Untersuchung und Bestrafung angeklagter oder angezeigter Vergehungen, deßwegen niemahls unterblieben sind. Erst seit einigen Jahren, da der Herr General-Major von Uslar in Pension gesetzt worden, und es ihm vermuthlich an Beschäftigungen und Zerstreuungen gefehlet; hat ihn ein sonderlicher Reformations-Geist in Ansehung der vermeinten Mängel hiesiger Gerichtsverfassung befallen. Auf seinen hauptsächlichen und alleinigen Betrieb, (denn den übrigen Herren ist in der That wenig oder nichts an einem förmlichen Wrugengerichte gelegen, in so fern nur Realia außer dem dennoch beobachtet werden,) habe ich bereits im Jahre 1781 die nöthigen Vorbereitungen zu einem künftig abzuhaltenden Wrugengerichte nicht ohne viele Mühe gemacht. Denn man konnte doch vorher keine Wrugengerichte halten, ehe man die Unterthanen von neuen gehörig unterrichtete, was sie zu thun und zu lassen hätten, und ehe man hierauf eine hinlängliche Anzahl Wrugen dazu gesammelt hatte. Daher habe ich mühsam alle älteren ge-

richtlichen Polizei-Verfügungen zusammen gesucht und zusammen gefragt, und aus diesen so wohl, als aus den Landesverordnungen ein neues vollständiges Princip solcher Gestalt aufgestellt und in den Gemeinheiten bekannt gemacht, daß nunmehr, wenn es der Familie beliebt, ein Wrugengericht alljährlich abgehalten werden kann.

Hämische und übertriebene Declamation des Concipienten ist es, daß wegen des nicht abgehaltenen Wrugengerichts Feld-Garten-Wiesen- und Holzdiebereien gemein geworden, daß die Kinder ihre Ältern ungescheuet bestehlen und prügeln, und was Alles noch weiter unter dieser Nummer hingeschrieben worden. Unordnungen und Excesse fallen in der ganzen Welt, vermöge des natürlichen Laufs der Dinge, allenthalben Trotz den besten Gesetzen und Trotz der besten Ausübung derselben vor. Wer weiß nicht, daß während dessen Diebe gehängt werden, dennoch unzählige Mahle neue Diebereien vorfallen. Wo man nur hin höret, auch in königlichen Ämtern, wo doch so öftere Landgerichte gehalten werden, wird über Feld-Garten-Holzdiebereien und andere Excesse geklaget. Man hänget die Diebe nicht eher, als bis man sie hat. Wenn nun Excesse vorfallen, wovon der Thäter nicht auszukundschaften, oder welche mir gar nicht einmahl zur Wissenschaft gelangen, so können sie mir doch wohl nicht zur Last gelegt werden. Niemand aber wird mir wohl

mit Grunde der Wahrheit vorwerfen können, daß ich die Untersuchung und Bestrafung mir wirklich angezeigter Vergehungen, wovon der Thäter auszumachen stand, verweigert oder vernachlässiget habe.

Sollte sich übrigens mit Wahrheit behaupten lassen, daß der oberwähnten Diebereien und Excesse in hiesigem Gerichte mehr vorfielen, als an andern Orten, so kann ich nicht bergen, sondern muß es frei und öffentlich sagen, daß die dem Herrn General-Major von Uslar von Hohen und Niedern nachgesagte, und bald bitter getadelte, bald verspottete Habsucht eine höchst ergibige Quelle solcher Unordnungen ist. Denn keinerlei Gesindel ist so schlecht, so bettelhaft und übel berüchtiget von Innen und von Außen, welchem er nicht bei seinen Untersassen, als Häuslinge zur Miethe zu wohnen, um der leidigen Gebühren und einer Anzahl abzuleistender Diensttage willen, erlaubt. Allen übrigen Gerichtsherren muß ich es nachrühmen, daß sie dabei weit rechtlicher und vorsichtiger zu Werke gehen. Sie suchen sich vielmehr von schlechtem unter ihnen wohnenden Gesindel los zu machen, als daß sie fremdem, von außen herein kommenden in Ertheilung der Einzugs-Concessionen, bloß ihres Privat-Interesses wegen, sich allzu willfährig bezeigen sollten. Alles das nimmt nun der Herr General-Major ohne Bedenken auf, wenn es ihm nur opfern kann,

wovon er gewiß nicht das Mindeste nachläßt. Ja, er hat selbst verschiedene Hütten und Wohnungen, die er um seines Interesses willen mit solchem Gesindel erfüllet. Vor Jahres Frist hat er sich sogar nicht einmahl gescheuet, hundert Goldgulden Strafe daran zu wagen, und einen unverleiteten fremden Betteljuden mit Frau und Kindern in sein Gärtner- und Orangerie-Haus aufzunehmen, weil ein Verwandter desselben zu Osterode, um seiner los zu werden, diese Aufnahme mit 9 Thalern für ein Jahr erkaufte. Weil aber nach Ablauf dieses Jahres der Verwandte nicht noch ein Mahl 9 Thaler bezahlen wollte, so hat er den Betteljuden dieser Tage wieder ausgestoßen, und bei Gelegenheit dieses Verfahrens, wovon alle Welt eben nicht zu seiner Ehre spricht, bin ich diese Aufnahme eines unverleiteten Juden zuerst gewahr worden, die mir Niemand angezeigt hatte, auch wohl von den Gerichts-Unterbedienten um so weniger einer anzeigen konnte, als sich wohl Niemand vorstellte, daß der Herr General-Major als Gerichtsherr und Senior, der so viele Unordnungen reformiren will, ohne gehörige höhern Orts ertheilte Concession sich ein Solches zu schulden kommen lassen würde. Solches Gesindel nun, das nichts hat, und nicht weiß, womit es sich durchbringen, geschweige denn Gift und Gaben für ihn herbei schaffen soll, muß nothwendig diejenigen Excesse und Diebereien vermehren, die

er und sein Schriftsteller jetzt auf die unverantwortlichste Weise meiner Justiz- und Polizei-Pflege zur Last legen wollen.

Was sollen übrigens die Worte sagen: „Die mehrentheils erwachsene Jugend durch den Vorgang der Größern wird dadurch zu den größten Ausschweifungen verleitet, sie sammeln sich an Sonn- und Festtagen, besonders unter währendem Gottesdienst, rottenweise zusammen und verhindern mit Gewaltthätigkeit der Eigenthümer Bestreben, das Ihrige zu verwahren.„ —

Von solchen Vorfällen ist mir nicht das Mindeste bekannt, nie das Mindeste angezeigt worden. Weiß der Herr General-Major so etwas, warum machte er es nicht bekannt? Ich denke aber, er so wenig, als irgend ein anderer rechtlicher Einwohner des Gerichts, wird dergleichen wissen. Es ist auch gar nicht wahrscheinlich, daß Einer, dem dergleichen wirklich begegnet wäre, nicht geklagt haben sollte, da wohl sonst weit geringere Lappalien von den Bauern sogleich klagbar gemacht werden.

Dem trunkenen, lügenhaften Schriftsteller aber sieht es sehr ähnlich, dergleichen Ungeheuer aus seiner umnebelten Phantasie und aus seinem schwarzen Herzen hervorgehen zu lassen. Niemand pflegt mehr über Unrecht, Diebstahl und Schaden, der ihm zugefügt wird, zu schreien, als

dieser; und dennoch weiß ich fast nie, daß er mit einer rechtlich gegründeten Klage hätte auftreten können. Seinen Worten aber ohne weitern bündigen Beweis wird Niemand, der ihn nur halb kennet, Glauben beimessen, wenn sie auch noch so hoch und theuer versichert würden. Vielmehr weiß ich, daß die ganze Dorfschaft Gelliehausen sich vornähmlich über diesen Menschen selbst beschweret. Es waltet über sein Vermögen seit verschiedenen Jahren ein Concurs, und seine Grundstücke sind, außer der Wohnung und dem Garten, so er noch miethweise inne hat, an fremde Leute verpachtet. Dennoch hält er so viel Vieh, daß er es zu ernähren nicht im Stande ist. Nun hat er zwei Bettelbuben aufgezogen, welche durch seine Zucht so gut gerathen sind, daß nichts in Gärten, Wiesen, Feldern, ja sogar auf Höfen und in Häusern vor ihnen sicher ist, wie denn der eine davon schon wirklich einmahl Dieberei halber vor dem königl. Amte Niedeck in Inquisition befangen gewesen und bestraft worden ist. Diese nun streifen umher, wie die Corsaren, und fouragiren für sein Vieh, welches sonst verhungern müßte. Die Einwohner insgesammt, die dieses wohl wissen, scheuen sich, Anzeige zu thun und klagbar zu werden, weil sie sich vor Liste, der den Bauern leicht an Ränken überlegen ist, fürchten, und lieber Schaden stillschweigend erdulden, als

mit einem so gefährlichen Menschen im Wege Rechtens anbinden mögen.

Ein Solcher ist derjenige, welchen der Herr General-Major zu seinem Rathgeber und Schriftsteller braucht! Ein Solcher ist es, von dem er sich die Ohren und das Herz voll Gift blasen läßt! Ein Solcher ist es, dessen Schmähschriften er unterschreibt, und dadurch seinen Nahmen entadelt! Ein Solcher ist es, von dem nicht ohne Wahrscheinlichkeit verlauten will, daß er mich nur zu stürzen, und sich hernach wieder der hiesigen Gerichtsverwaltung zu bemächtigen trachtet!

Wo ist es übrigens geschehen, daß die Unterthanen den Respect gegen den Gerichtsherrn und gegen den Beamten selbst aus den Augen gesetzet? In Ansehung meiner ist mir dergleichen platterdings unbekannt; vielmehr kann ich mit Wahrheit sagen, daß mir von je her mit vieler Ehre und Liebe von den Unterthanen begegnet worden ist. Seit meiner ganzen Amtsführung erinnere ich mich nie, daß sich ein Unterthan so viel gegen mich heraus genommen hätte, als in vorigen Zeiten vielfältig geschehen ist, und in andern, selbst königlichen Ämtern nicht selten geschiehet. Ich dürfte mir vielmehr von den meisten und besten der hiesigen Gerichtsunterthanen, wenn ich die unwürdige Anklage in den Gemeinheiten bekannt machen wollte, das liebe- und ehrenvolleste Zeugniß zum Gegenbeweise versprechen, und ich behalte

mir, wenn ich noch weiter angetastet werden sollte, diesen Weg der Rechtfertigung noch bevor. Wie mir denn auch in solchem Falle wohl nicht zu wehren und zu verdenken seyn dürfte, daß ich Anklage und Vertheidigung öffentlich drucken lasse; wiewohl ich diesen Weg freilich, um den dadurch unter dem Pöbel nothwendig entstehenden Bewegungen, Urtheilen und Geschwätzen, die der Gerichtsverwaltung selbst nachtheilig seyn könnten, vorzubeugen, nichts anders, als ungern, betrete.

Kein einziger Gerichtsherr wird übrigens mit Grunde der Wahrheit sagen können, daß Unterthanen ihm respectwidrig begegnet wären. Vielleicht errathe ich aber, warum der Herr General-Major allein diese Beschuldignng vorbringt. Weil ich nun in meiner Vertheidigung doch weitläuftig werden muß, so ist es der Mühe werth, den Fall hier zu erzählen, um daraus zu entnehmen, was von den rohen und unverdauten Beschuldigungen, womit die Anzeige gegen mich angefüllet ist, zu halten seyn wolle. Der Herr General-Major von Uslar ist wegen seines adeligen Gutes mit der Gemeine Gelliehausen, des Mitbeitrags halber zu einer angeschafften Feuerspritze, in einem Processe verwickelt. Die Dorfschaft Gelliehausen betrachtet sich deßfalls als eine Societät, zu welcher der adelige Hof mitgehöret, und es ist der Beitrag eines jeden Mitgliedes nach der Summe regu-

lirt, welche seine Gebäude in dem Brand-Assecurations-Cataster führen. Diesem widersetzet sich der Herr General-Major, und behauptet die Immunität seines adeligen Hofes von solchen Beiträgen. Hierin habe nun Recht oder Unrecht, wer da wolle, so tritt doch der Umstand ein, daß seine Frau Gemahlinn ein pflichtiges Bauergut in Gelliehausen besitzt, welches mit der übrigen Gemeinde seinen Strang zu ziehen verbunden ist. Nun fügt es sich im verwichenen Frühjahre, daß die Gemeinde Gelliehausen in diesem Spritzen-Proceß Procuratur-Gebühren bezahlen sollte, wozu natürlicherweise das pflichtige, gemeine, reiche Gut der Frau Generalinn mit beitragen mußte, welches 24 Mariengroschen betrug. Die Gemeindevorsteher, so wohl Hannöverischen, als Hessischen Theils, verfügen sich also auf den adeligen Hof, um diesen Beitrag abzufordern. Der Herr General-Major aber weigert sich dessen, unter dem Prätext, daß er zu einem Processe, der gegen ihn selbst geführt würde, etwas beizutragen nicht schuldig seyn könne, wobei er denn auf die Ungerechtigkeit des Processes selbst nach seinem eigenen Geständnisse ziemlich losziehet, und die Vormünder etwas rauh zum Hause hinausweiset.

Hierauf äußert der Vorsteher Bertling: „Daß, wenn solcher Gestalt der Beitrag in Güte nicht erfolgte, so hätte die Gemeinde beschlossen, sich an dem, dem pflichtigen Gute

nächstens zufallenden Gemeindeholze schadlos zu halten, und solches verkaufen zu lassen.„

Hierdurch wird der Herr General-Major so aufgebracht, daß er demjenigen nicht nur, wie er selbst gestehet, Arm und Bein entzwei zu schmeissen drohet, der sich ohne sein Wissen und seinen Willen an dem Holze vergreifen würde, sondern auch den Bertling realiter zum Hause hinauswirft, hernach aber ihn gleichsam des Criminis laesae Maiestatis bei mir anklagt, und auf exemplarische Bestrafung desselben dringet. Seiner Klage gibt er die Wendung, als habe Bertling den Respect gegen ihn, als Gerichtsherrn, nicht nur auf die strafbarste Weise verletzet, sondern auch Nahmens der Gemeinde gedrohet, Richter über ihn zu seyn, und sein Holzloos eigenmächtig zu verkaufen. Dieser Vorfall nun, und wohl schwerlich ein anderer, gibt ihm und seinem Schriftsteller Gelegenheit, zu behaupten: „Die Gemeinde setze den Respect gegen den Gerichtsherrn und den Beamten selbst aus den Augen, urtheile Sachen unter sich nach Willkür ab, setze sich ihr eigenes Gericht, verhänge Sequester und Executionen auf eine unerlaubte Weise, so wie es ihr nach Mehrheit der Stimmen einfalle, treibe willkürliche Strafen ein, versaufe solche, und sage, sie bediene sich ihres Rechts.„

Ich habe jenen von dem Herrn General-Major von Us-

lar so hoch angeklagten Vorfall, wozu er doch durch seine unbillige Weigerung, die ihm Jedermann fast überall, wo er Geld ausgeben soll, beimessen wird, selbst Anlaß gab, gehörig ad Protocollum untersuchet, und in der Äußerung des Vorstehers Bertling weder etwas Injuriöses und Respectwidriges, noch Strafbares entdecken können. Man kann auch die Äußerung auf keine Weise so nehmen, als hätte sich damit Bertling oder die Gemeinde über den Herrn General-Major zum Richter aufwerfen wollen, und dessen Holzloos eigenmächtiger Weise zu verkaufen gedrohet.

Es erkläret auch Bertling ausdrücklich ad Protocollum vom 4. März d. J., daß seine gegen den Herrn General-Major im Nahmen und mit Auftrag der Gemeinde gethane Äußerung eben so wenig respectwidrig, als so ausgedeutet werden könne, als ob er oder die Gemeinde sich über ihn zu Richtern aufwerfen wollten; denn es verstände sich von selbst, daß es nicht die Meinung seyn können, ohne gerichtliche Autorität sich an das Holzloos zu halten und dasselbe zu verkaufen. Der übrige Vortrag, welchen die Gemeindevorsteher mit zum Protocoll gegeben haben, ist zu merkwürdig, und gibt über mancherlei Händel und Unordnungen in der Gemeinde Gelliehausen zu vielen Aufschluß, als daß ich umhin kann, ihn noch wörtlich hier abzuschreiben.

„Da Herr Kläger, (nähmlich der Herr General-Major von Uslar,) oder dessen Gemahlinn ein gemeinpflichtiges Bauergut besäßen, so sey die Gemeinde, oder vielmehr deren Vorsteher sehr übel daran, wenn Herr Kläger zu den gemeinschaftlichen Pflichten aufgefordert werden sollte, und solche Weigerungen, wie diese, vorfielen, die sich kein gemeiner Mann beigehen lassen dürfte, ohne schnell zu seiner Schuldigkeit angehalten zu werden. Der Herr Kläger vermeine zwar, die Gemeinde um solcher kleinen Vorfälle willen als ein Nobilis mit ihren Beschwerden immer nach Hannover zu ziehen; allein wenn dieses seyn sollte, so müsse die Gemeinde zu Grunde gehen. Auch verursache es ein allgemeines Murren in der Gemeinde, besonders unter den Hessischen Mitgliedern, da diese meinten, das Gericht könnte, oder wollte nicht gern gegen den Herrn Kläger, als Gerichtsherrn, Hülfe leisten. Sie müßten daher darauf antragen, daß Herr Kläger sich entweder seines Bauerguts abthäte, oder einen gemeinen Mann zum Bevollmächtigten auf den Hof setzte, den man dreist zu den schuldigen Präſtationen auffordern könnte, und damit man nicht nöthig hätte, den Herrn Kläger immer selbst darum anzugehen, welches Niemand gern thäte. Vor allen Dingen aber bäthen sie, die Gemeinde zu bescheiden, wo sie Hülfe suchen sollte, wenn Herr Kläger sich seiner Schuldigkeit weigere.„

Übrigens sind in der Gemeinde Gelliehausen, so wie fast in jeder andern, erlaubte kleine Conventional-Strafen hergebracht, wenn Jemand sich zu Leistung dieser oder jener Gemeinheitspflichten, z. E. bei Wegebesserungen u. s. w. saumselig finden läßt. Alsdann pflegen der Schulze und die Vorsteher umherzugehen, und diese Strafe einzufordern. Öfters pflegt nun derjenige, der nicht gleich bei Cassa ist, so lange ein Pfand abzuliefern. Einem solchen in die Conventional-Strafe Genommenen wird von keinem Menschen das Recht bezweifelt, sich dagegen bei Gericht zu beschweren, wenn er glaubt, daß ihm zu nahe geschehen, und er die Conventional-Strafe nicht verwirkt habe. Allein seit 11 Jahren ist kaum ein oder anderer Fall eingetreten, daß wirkliche Beschwerde darüber bei Gericht anhängig gemacht worden wäre. Dieser Umstand wird nun so vorgestellt, daß die Bauern unter sich nach Willkür aburtheln, sich ihr eigenes Gericht setzen, Sequester und Executionen verhängen, willkürliche Strafen eintreiben und solche versaufen. — Wer sieht aber nicht, wie sehr mir und meiner Justiz-Verwaltung durch solche Verdrehungen zu nahe geschiehet?

Was das Saufen betrifft, so ist es freilich wahr, daß schon seit langen Jahren in Gelliehausen eine Neigung zum Trunke sich bei verschiedenen Einwohnern eingeschlichen. Al-

lein ich verdiente, wenigstens ein Staats-Minister, und nicht Gerichtsamtmann zu Alten-Gleichen zu seyn, wenn ich den Branntweinsoff abzustellen vermöchte. Die Entstehung dieses Lasters vornähmlich in Gelliehausen kann ich mir nicht anders erklären, als daß, leider! der vormahlige Beamte Liste mit so schlechtem Beispiele vorgeleuchtet hat, wie er denn auch jetzt ein Branntweinsäufer vom ersten Range ist. Da auch verschiedene Mitglieder in Gelliehausen, worunter der Herr General-Major wegen des oberwähnten Bauergutes mitgehöret, mehr seyn wollen, als Andere, und daher gemeiniglich weit langsamer zu ihren Schuldigkeiten sich einstellen, als der gemeine Mann, so veranlaßt dieses öftere Händel, Zusammenkünfte und Berathschlagungen, die nothwendig zum Trinken Anlaß geben müssen. Sonst sehe ich in der That das so Hochtadelnswürdige dabei nicht ab, wenn Gemeinheiten bei ihren Zusammenkünften einige Nößel Branntwein vertrinken, und dazu jene kleinen Conventional-Strafen, eher, als andere Gemeinheitseinkünfte, verwenden. Keinem einzigen Gemeindemitgliede, selbst dem gestraften, ist es ja nicht verwehrt, mit davon zu trinken.

Ehe ich diesen Abschnitt verlasse, muß ich noch einen Umstand anführen, welcher den Herrn General-Major, wiewohl sehr ungerechter Weise, veranlassen mag, meiner Justiz- und Polizei-Pflege Vorwürfe zu machen. Es ist

wohl kein Beamter so rechtschaffen und brav in der Welt, über welchen nicht einfältige oder übelgesinnte Leute, wegen vermeintlich erlittenen Unrechts oder nicht zu erlangenden Rechts, Beschwerde führen. Nun ist es im hiesigen Gerichte ganz natürlich, daß die Gerichtsherren die Ersten sind, vor welchen dergleichen Leute ihre Stimme erheben. Die übrigen Gerichtsherren zu Alten-Gleichen haben aus Beispielen größten Theils gelernt, wie selten man einem solchen Querulanten zu trauen habe, der bloß dasjenige vorspiegelt, was zu seinem Vortheile dienet, und das Nachtheilige für sich verschweigt. Diese pflegen denn dergleichen Schreier von sich ab, und auf gehörige Wege Rechtens zu verweisen. Nur allein der Herr General-Major von Uslar kann und wird es nie unterlassen, ihnen in den Mund zu hören, und Alles, was sie vorbringen, für Evangelien aufzunehmen. Nun meint er, es liege ihm ob, sich solcher Leute anzunehmen, und sich in ihre gerichtlichen Angelegenheiten zu mischen, weil nach seiner gegen mich vorgefaßten Meinung die armen Leute kein Recht bei mir erhalten können. Hierdurch geschiehet es denn nicht selten, daß er sich solcher Dinge anmaßet, die ihm keinesweges zukommen, wovon ich noch einen ganz neuen Vorfall anführen kann.

Eine Frauensperson, Nahmens N. Germershausen, in Wöllmershausen hatte mit ihrem Schwiegersohne, dem

Schulzen Kaufmann daselbst, puncto alimentationis und einer Wohnung, die er ihr einzuräumen hatte, Händel. Diese waren bereits unter'm 6. Mai gerichtlich und rechtskräftig geschlichtet, und jeder Theil so wohl zu seiner Schuldigkeit, als in seine Schranken verwiesen. Die Klägerinn, eine wunderliche Person, die schwer zu bedeuten war, überlief mich hernach dessen ungeachtet verschiedene Mahl, und begehrte Dinge, die nicht nur der rechtskräftig getroffenen Entscheidung und Auseinandersetzung entgegen liefen, sondern auch, wenigstens vor der Hand, gar keine Statt hatten. Da nun diese wunderliche Person mit ihrem verkehrten Kopfe natürlicher Weise bei mir nicht durchkommen konnte, sondern abgewiesen werden mußte, so meinte sie in ihrer Einfalt, daß sie es mit dem Gerichtsherrn wohl zwingen könnte. Hier fand sie auch gleich den Herrn General-Major so gutwillig, ihren vermeintlichen Beschwerden, wie sie, als eine arme, verlassene Frau, kein Recht bei mir erlangen könne, völligen Glauben beizumessen, und ihr einen Befehl an den Schulzen Kaufmann unter'm 3. September zu ertheilen, der meinen längst gemachten rechtskräftigen Anordnungen ganz entgegen lautet. Nun weiß aber wohl der Bauer, daß solche Verfügungen keine Statt haben, und er ihnen nicht zu gehorchen braucht; wie denn auch natürlicher Weise der Schulze Kaufmann diesen Befehl

unbefolgt gelassen, und mir eingeliefert hat. Wenn nun der Herr General-Major solcher Gestalt verfährt, so kann der rechtschaffenste und fleißigste Beamte von dem Vorwurfe und Verdachte vernachlässigter Justiz-Pflege vor ihm nimmer frei bleiben. Und wenn dergleichen unbefugter Weise von ihm ausgehende Befehle unbefolgt bleiben, so darf er daraus wohl nicht auf Respectlosigkeit der Unterthanen schließen, und solche mir zur Last legen.

Überhaupt ist es ein übeler Umstand, wenn der Herr General-Major glaubt, es lasse sich nur Alles so schlank weg befehlen, was er gern befohlen wissen will, und es mir zu Nachlässigkeit und Sorglosigkeit auslegt, wenn ich Manches um deßwillen nicht verfüge und anordne, weil es nach meinen Einsichten keine Statt hat. Ein Gerichtsherr, der bei seinem Patrimonial-Gerichte Recht suchet, muß eben daselbst auch Recht nehmen. Er darf keineswegs erwarten, daß Alles und Jedes bloß darum geschehe, weil er es will.

3.

Ich komme nunmehr zu dem dritten Vorwurfe, welcher die Gestalt hat, als ob ich es sey, der die Kirchensachen in Unordnung gerathen lasse, da doch gerade das, was hierin noch von Ordnung vorhanden ist, von keinem Andern, als mir, herrühret.

Vor dem Jahre 1768 sind seit länger, als 30 Jahren überall keine Kirchenrechnungen gehalten worden, und das Vermögen so wohl, als Rechnungswesen der Kirchen ist in die allerunbeschreiblichste Verwirrung und Dunkelheit gerathen. Damahls erst fing der Herr General-Major an, sich dieser Sache anzunehmen, und eine Untersuchung durch die damahligen Beamten anstellen zu lassen, die aber bei weiten, und nicht zur Halbscheid dieses höchst verworrene und intricate Geschäfte vollendet, ja in vielen Stücken nur Übel ärger gemacht hat. Er hat darauf verschiedene Jahre hindurch und noch bei meinem Amtsantritte diese Angelegenheit unter Händen behalten, bis er bewogen worden, den ganzen unsäglich verworrenen Wust an mich abzuliefern.

Was für ungeheuere Mühe ich mir hierauf gegeben, diesen Kram in Ordnung zu bringen, und Tageslicht darin anzünden, das ist so wohl dem ganzen Gerichte, als auch dem königlichen Consistorium bekannt, welchem meine darin geleistete Arbeit schon vor einigen Jahren vorgelegt worden ist, und welches sie in kurzen von neuen wahrzunehmen Gelegenheit haben wird. Auch kann eine flüchtige Vergleichung des gegenwärtigen Zustandes mit demjenigen, worin ich diese Sache empfangen habe, das Höchstfalsche und Ungerechte des feindlichen Vorwurfs bestätigen. Daß aber diese Sachen noch bis jetzt nicht in vollkommene Ordnung gedie-

hen sind, daran bin ich nicht Schuld, sondern die Menge der illiquiden Posten ist es, die im Wege Rechtens erörtert werden müssen. Weil ich nun nicht Richter und Advocat der Kirche zugleich seyn kann, so habe ich längst vorgeschlagen, einen gemeinschaftlichen Curator zu bestellen, da die gewöhnlichen Altaristen, als einfältige Bauern, die Leute nicht sind, die in so intricaten Angelegenheiten gehörig agnosciren können, besonders, da mit Matadoren, worunter der Herr General-Major als Kirchenschuldner mitgehöret, gar mächtige Kämpfe durchzukämpfen sind. Allein dieser Vorschlag ist bis jetzt noch nicht in's Werk gesetzt worden. Nichts desto weniger habe ich Liquida ab Illiquidis zu separiren, jene zu berechnen, einzucassiren, und zu dem unumgänglich nothwendigen Kirchenbau zu verwenden gesucht. Wenn aber Theils die Gelder nicht hinreichen, Theils Schwierigkeiten in Beitreibung liquider Rückstände in den Weg treten, so kann ich nichts dafür, daß ein angefangener Bau unvollendet bleiben muß. An dem letzten Umstande ist der Herr General-Major bei der Kirche zu Benjehausen zum Theil selbst mit Schuld, da er eine ziemliche Summe dessen, so er dieser Kirche liquide schuldig gewesen, auf Auslagen, die er für die Gelliehäuser Kirche gemacht hatte, abgezogen hat, unerachtet er doch selbst der Gelliehäuser Kirche reichlich verwandt ist.

Unter den mir vorgeworfenen Monitoriis und Anordnungen des königlichen Consistoriums leidet übrigens keinerlei Gerechtsame der Familie, noch auch das Interesse der Kirchen selbst. Ich weiß mich deßhalb hinlänglich zu rechtfertigen. Hätte ich auch hierin wirklich etwas zu verantworten, so würde ich es vor königlichem Consistorium, nicht aber gegen den Herrn General-Major von Uslar abzulegen haben.

4.

Was den vierten Punct, wegen der Depositen, betrifft, so ist gar nicht abzusehen, wie derselbe in der Reihe der übrigen Beschwerden mit aufgeführet werden können. Denn erstlich weiß man gegenwärtig von keinen gerichtlichen Depositis, die dem Vernehmen nach ansehnlich seyn sollen. Nach der hämischen Art, womit die ganze Kette von Klagen abgefaßt und stylisirt ist, soll vielleicht damit verblümt zu verstehen gegeben werden, als ob es mit den so genannten ansehnlichen Depositen nicht gar richtig aussähe. Aber, Gottlob! noch nie ist ein Depositum bei mir vorhanden gewesen, auch wird nie eines bei mir vorhanden seyn, welches ich nicht stündlich vorzuweisen und auszuzahlen im Stande wäre. Der ehrlose Schriftsteller des Herrn General-Majors kann sich nicht eines Gleichen rühmen. Sein infames Verfahren gegen mich ist Schuld, daß er nun-

mehr meiner Caution selbst einen Mangel vorwerfen kann. Als ich mein Amt antrat und, als ein unbekannter Ausländer, einen Bürgen so leicht nicht schaffen konnte, kam mein verstorbener Großvater von Aschersleben, brachte 600 Thaler, und wollte durch deren bare Niederlage bei der Familie Caution machen. Der Hofrath Liste, der damahls eine Uslarische Vormundschaft führte, und um seines Interesses willen meine Anstellung zu diesem Amte sehr mitbetrieben hatte, wußte meinen Großvater zu bereden, diese 600 Thaler ihm so lange in Verwahrung zu geben, bis man wegen der Cautions-Bestellung das Nähere mit der Familie concertirt hätte. Wer hätte dem Manne nicht trauen sollen, den Keiner von uns näher kannte, und der die Rolle des reichen, und für uns freundschaftlich gesinnten Mannes zu spielen wußte? An diesem Deposito der 600 Thaler aber vergriff sich Liste auf die schändlichste Weise wider mein Wissen und meinen Willen, und verwandte es in seinen Nutzen, so daß ich wenig oder gar keine Hoffnung habe, aus seinem Concurse nur etwas davon wieder zu erhalten. Ich wäre nun solcher Gestalt damahls wegen meiner Caution sehr übel daran gewesen, wenn sie mein verstorbener Schwiegervater, der Amtmann Leonhart zu Niedeck, nicht für mich, zur Zufriedenheit der Familie, geleistet hätte. Nun hat mir aber noch kein einziges Mitglied derselben, ge-

schweige die Familie insgesammt, ein Wort davon gesagt, daß sie nach dem Absterben meines Schwiegervaters eine andere Caution verlange. Wie unbillig ist es also, diesen Punct unter die Beschwerden zu mischen!

5.

Was die vierteljährlich an jedes Haus abzulegenden Lehensrechnungen betrifft, so haben die mehrsten Herren der Familie schon längst eingesehen, daß 2 Thaler, die mir jährlich für Schreib-Materialien gut gethan werden, allzu wenig sind, um so vielen Papieraufwand von mir zu verlangen, und haben daher gut seyn lassen, wenn ich von Jahren zu Jahren die Lehnsrechnungen an die Senioren beider Linien abgeleget habe. Nun ist es wahr, daß diese seit einigen Jahren rückständig geblieben sind, weil ich Theils durch genug andere Geschäfte und immerwährende Leibeskränklichkeiten davon abgehalten worden bin, Theils mir bewußt war, daß ich solche zu allen Zeiten, sammt dem etwanigen Cassen-Vorrathe, (dessen doch öfters gar nichts vorhanden ist,) richtig verfertigen und abliefern könnte; daher ich denn dieses Verzuges um so weniger Arg gehabt, als von Seiten der wenigsten Mitglieder dieser Rechnungsabgabe Erwähnung geschehen. Da mir aber auch dieses, wiewohl nur allein von dem Herrn General-Major, so hoch und gefährlich angerech-

net werden will, so werde ich gewiß von nun an nicht säumen, sothane Rechnungen rein abzulegen, und dadurch zu zeigen, daß ich keinerlei gefährliche Ursachen habe, dieselben zu hinterhalten.

Wenn es übrigens Vasallen gibt, die sich wegen nicht zu erhaltender Lehenbriefe, angeblich auf das bitterste, mit Bedrohung künftiger Renitenz, beklagen, wovon ich aber nichts weiß, und gleichwohl etwas wissen müßte, so würde auch hiervon nur die geringste Schuld auf mich fallen. Vasallen, die ihre Praestanda berichtiget haben, werden wohl schwerlich sich über allzu lange verzögerte Lehenbriefe beschweren können. Haben wir doch wohl selbst von Ober-Lehenshöfen erst ein ganzes halbes Jahr nach der Belehnung oder Berichtigung der Lehenspflichten die Lehenbriefe erhalten. Diejenigen Vasallen aber, die es an ihren Gebühren ganz oder zum Theil ermangeln lassen, haben um so weniger Ursache, sich zu beschweren, wenn ihnen die Lehenbriefe so lange zurück bleiben.

Gar öfters aber hat es mit diesem Zurückhalten eine ganz andere Bewandtniß, woran die Vasallen allerdings unschuldig sind, und weßwegen sie sich freilich zu beschweren Ursache haben, auch wohl meisten Theils wirklich beschweren. Die jedesmahligen Herren Senioren begehren seit neuern Zeiten durch die Bank von jedem Vasallen einen Ducaten

für den Muthschein. Viele Vasallen haben dagegen kein Aufsehens gemacht und sich diese Ausgabe gefallen lassen. Andere hingegen haben sich auf das ältere Herkommen berufen, wonach sie weit weniger dafür entrichtet haben. Wenn sie nun solcher Gestalt nach altem Princip ihre Gebühren geliefert, so haben die Herren Senioren auf den Lehentagen dessen ungeachtet ihren Ducaten vorweg eingestrichen, die Vasallen aber bei der gemeinschaftlichen Familien-Lehen-Casse in Rest schreiben, und die Lehenbriefe zurückhalten lassen, um sie dadurch zu Erlegung eines Residui zu zwingen, wozu sich die Vasallen doch nicht schuldig erkannten. Darüber sind denn nun schon seit mehreren Fällen die Lehenbriefe zurück geblieben, und vielfältige Beschwerden geführet, und es ist mit künftiger Renitenz gedrohet worden. Es liegt in der That eine Menge fertiger Lehenbriefe bei mir vorräthig, die eben um vorangeführter Ursachen willen nicht ausgegeben werden dürfen.

So sind nun sämmtliche mit so gehässigen und schwarzen Farben geschilderten Beschwerden gegen mich beschaffen. Ich habe mich mit dem Lichte der Wahrheit darüber ausgebreitet, und es unter der Würde meines Charakters gehalten, mich irgend wo durch Lügen oder Beschönigungen zu vertheidigen.

Wegen solcher zum Theil grundfalschen, zum Theil auf

eine lieblose Weise in's Ungeheuere übertriebenen Beschuldigungen kann also wohl eben so wenig ich selbst mich meines Amts für verlustig achten, wie sich die Anklage ausdrückt, als irgend ein billiger und unparteiischer Richter in der Welt das thun kann und wird. Dessen ungeachtet aber muß ich erklären, daß die Absicht dieser Vertheidigung keinesweges dahin gehet, mich etwa bei meinem Amte, oder, welches manchem Unkundigen gleich viel däuchten möchte, bei Ehre und Brot zu erhalten. Es bekleidet mich, Gottlob! noch andere und weit größere Ehre, als die mir mein Amt mitzutheilen vermag; und das Brot, welches es mir gewähret, ist für mich fast mehr für Verlust, als für Gewinn zu achten.

Ich habe daher beschlossen, so bald dieser gegenwärtige Klaghandel abgethan seyn wird, und ich meine etwa rückständigen Geschäfte auf das Reine gebracht haben werde, meine Entlassung von der Familie selber zu suchen, und folgende sind die Gründe, die mich hierzu bestimmen müssen. So sehr ich auch Ursache habe, mit dem edeln und billigen Betragen der meisten Mitglieder der adeligen Uslarischen Familie gegen mich zufrieden zu seyn, welches ich mein Leben lang mit dem herzlichsten Dank öffentlich rühmen werde, so wenig ich zu befürchten brauche, daß diese Übrigen dem Herrn General-Major beitreten werden, eben so wenig darf ich auch hoffen, jemahls die billige Zufriedenheit des

Herrn General-Majors von Uslar zu erlangen, und dadurch einem immerwährenden Verdruß auszuweichen, der mich an Leib und Seele zu Grunde richtet, indem es ihm bald an Einsicht und Beurtheilungskraft, bald an Gefühlen des Rechts und der Billigkeit mangelt.

Es sind mir zum fixen Salario nicht mehr, als jährlich 150 Thaler ausgesetzt, wozu noch 30 Thaler Miethgeld für die Wohnung und 2 Thaler für Schreib-Materialien zugelegt sind. Außer dem habe ich platterdings nichts, als die Gerichts-Sporteln. Diese sind nach dem alten Herkommen und der mir vorgeschriebenen Taxe äußerst geringe. Nun sind die Unterthanen dieses Gerichts größten Theils arme, dürftige Leute, und Jedermann, der mich kennet, wird mir das Zeugniß geben müssen, daß mir das Talent, zu nehmen, wo es nur irgend zu kriegen stehet, nicht gegeben ist. Ich darf mit Wahrheit behaupten, daß der Ertrag der Gerichts-Sporteln, wenn auch noch so viel vorkommt, und auch Alles, was mir von Rechts wegen gebührt, noch so gut eingehet, ein Jahr in's andere, und auf das Alleräußerste gerechnet, nicht über 150 Thaler ausmache. Wie Vieles bleibt nicht mir, der ich um ein Paar Groschen arme Leute nicht mahnen und tribuliren kann, davon im Laufe? Also hätte ich von meinem Amte überhaupt nicht mehr, als 332 Thaler, ohne irgend ein anderes Emolument, sogar ohne eine Wohnung.

Nun gebe ich Jedermann zu überlegen anheim, ob es möglich sey, von solchen Einkünften in jetzigen Zeiten, und nur zur Halbscheid, mit Ehre und Anstand, nach dem mir beigelegten Charakter, auszukommen und fertig zu werden. Wenn ich die Gerichts-Sporteln auch noch ein Mahl so hoch anschlagen wollte, welche heraus zu kratzen doch dem ärgsten Harpax unmöglich seyn würde, so kann auch alsdann noch die Einnahme für die nothdürftige Ausgabe nicht hinreichend erachtet werden. Was ist nun die Folge hiervon, wenn ich mit Anstand und Ehre durchkommen, und meiner Station nicht eine Schande machen will, wie sie ihr schon in vorigen Zeiten gemacht ist? Ich muß entweder aus eigenen Mitteln zusetzen, oder durch Nebenarbeiten die fehlende Nothdurft verdienen.

Da ich nun mein eigenes ererbtes Vermögen bei diesem Amte schon zugesetzt habe, so bleibt mir nichts anders übrig, als durch gelehrte, oder durch andere Nebenarbeiten Zuschuß zu verdienen. Nun ist wahrlich dieß Amt, so geringe es auch mit Einkünften dotirt ist, mit einer solchen Portion Geschäfte überladen, daß der allerfleißigste und fertigste Arbeiter seine ganze Zeit schon damit ausfüllen könnte, und dennoch nöthig haben würde, einen guten Schreiber noch zur Beihülfe zu salariren. Was kann also zu erwarten seyn, wenn man gezwungen ist, zu Nebenarbeiten

seine Zuflucht zu nehmen, zumahl, wenn diese oft in einigen Stunden mehr einbringen, als Amtsarbeiten in ganzen Tagen?

Wäre es möglich, mit jenen Einkünften auszukommen, so fehlet es mir, Gottlob! weder an Lust, noch Fertigkeit im Arbeiten, und ich würde herzlich gern alle meine Zeit und Mühe nur allein auf die Geschäfte meines Amts verwenden. So aber sind die Einkünfte zu geringe, damit zu bestehen, der Arbeit aber ist zu viel. Die Gerichtsverwaltung ist schon seit vierzig und mehreren Jahren äußerst schlecht gewesen, so daß eine Menge alten Sauerteigs sich schon vor meiner Zeit herschreibt. Und die Hoffnung, nach durchkämpften Mühseligkeiten und aufgewendetem Gute in hiesigem Lande besser placirt zu werden, scheinet dabei mir, als einem adeligen Beamten, der in keiner Reihe stehet, ganz und gar zu fehlen. Was für Anreitzungen kann ich also haben, mich und die Meinigen aufzuopfern? O! man sieht oft Jemanden hinken, tadelt ihn, oder spottet seiner, und bedenket nicht, wo, und wie unschuldig ihn der Schuh drücken mag.

Mit dem Bewußtseyn solcher mir von Gott verliehenen Fähigkeiten und erworbenen Kenntnisse, die leicht zu etwas Besserem taugten, als Gerichtshalter im Gericht Alten-Gleichen zu seyn, mit dem herzlichsten Triebe zu nützlichen und brauchbaren Beschäftigungen, bei meiner wirklichen tagtäg-

lichen Application, wobei sogar meine Gesundheit leidet, ist dennoch bei meiner bisherigen Lage kein Mensch übeler daran, als ich. Meinen Amtsgeschäften kann ich meine Zeit ganz und allein nicht widmen, weil ich dabei mein Auskommen nicht finde. Darüber kann es nicht fehlen, daß ich in den kränkenden Ruf und Verdacht nachlässiger Amtsführung gerathe. Hierbei ist es mein unglückliches Schicksal, und, wie Rousseau es nennt, der Fluch der unseligen Celebrität, daß Mängel, die an Andern meines Gleichen kaum der nächste Nachbar bemerkt und davon den Mund aufzuthun der Mühe werth hält, so bald sie mich betreffen, laut durch das ganze Land erschallen. Ich kann neun und neunzig Sachen wohl expedirt, und die hundertste nur versäumet haben, so ist das schon genug, um den Ruf meiner Nachlässigkeit zu unterstützen.

Auf der andern Seite bin ich in Ansehung meiner Nebenarbeiten eben so übel daran. Durch den Drang und Anlauf der Amtsgeschäfte werde ich vielfältig gestöret, unterbrochen und behindert.

Kurz, diese unglückliche Situation beschränkt mich, so wohl ein tüchtiger Geschäftsmann, als Gelehrter zu seyn. Eins muß nothwendig das Andere wechselsweise unterdrücken, gleich wie ein Acker keine reichliche Frucht liefern kann, der zu viel tragen soll.

Möchte doch diese wahrheitsmäßige Vertheidigung und Schilderung meiner Lage im Stande seyn, bei Euer ꝛc. das Urtheil über mich günstiger zu stimmen, als es jene so böse gemeinte Anklage zu erwecken fähig war. Denn ob ich mir dadurch gleich eben so wenig dieses Amt zu erhalten und ein neues und besseres zu erwerben strebe, so kann es mir doch auch als dem unabhängigsten Privatmann nicht gleichgültig seyn, von so erhabenen und vortrefflichen Männern, als dieses hohe und verehrungswürdige Regierungs-Collegium ausmachen, für denjenigen gehalten zu werden, zu welchem mich jenes feindselige Bild hat herabwürdigen wollen. Und wie sollte ich mich vergeblich hierin schmeicheln, da ich schon aus Hochdero allerersten Verfügung ganz sichtbar erkenne, was für Gerecht- und Billigkeit ich von den erhabenen und weisen Vätern des Vaterlandes zu erwarten habe.

Zwar scheint die Absicht meiner Feinde auf nichts Geringeres ergangen zu seyn, als mir auf Ein Mahl und ungewarnt einen solchen tödtlichen Streich zu versetzen, daß ich daran zu Boden stürzen müßte, ohne jemahls wieder aufzustehen. Diese ihre Absicht ist ihnen gewiß nicht halb gelungen, da königliche hohe Landes-Regierung nicht plötzlich mit einer weit härtern Verfügung hervorgegangen, und den Verunglimpften ungehört verdammet, sondern erst ei-

nen gemeinschaftlichen Zusammentritt und Bericht der gesammten von Uslarischen Familie erfordert hat.

Ich aber habe dagegen Ursache, diese Weisheit und hohe Milde mit dem dankbarsten Herzen zu segnen, und mir die fortdauernde Gnade weiser und edelmüthiger Männer auch alsdann zu wünschen, wenn ich gleich kein bürgerliches Glück dadurch zu erstreben trachte.

Mein Herz fühlet sich empor gehoben, daß es um diese Gnade ohne interessirte Nebenabsichten zu bitten vermag, und mit diesem Gefühle habe ich lebenslang die Ehre in tiefstem Respect zu verharren u. s. w.

2.

Beichte eines Mannes, der ein edles Mädchen nicht hintergehen will *).

1790.

Besäße die lebhafte rasche Schwärmerinn, deren Liebe schon durch ein Paar Hauche meines Geistes und Herzens angefacht werden konnte, — besäße sie auch Alles, was die

*) Diese strenge Rechenschaft über sich selbst ließ Bürger der persönlichen Bekanntschaft und näheren Verbindung mit seiner dritten Gattinn, welche ihm in einem Gedichte ihre Hand angetragen hatte, vorausgehen. Vergl. Poetische Blumenlese. Göttingen. 1791. S. 108 — 19. Den 2. Band der gegenwärtigen Sammlung. S. 193 — 9 und S. 329 — 33. Einige Nachrichten von den vornehmsten Lebensumständen Gottfried August Bürger's, nebst einem Beitrage zur Charakteristik desselben. Von Ludwig Christoph Althof. Göttingen. 1798. S. 71 und 123. Briefe von Gottfried August Bürger an Marianne Ehrmann. Ein merkwürdiger Beitrag zur Geschichte der letzten Lebensjahre des Dichters. Mit einer historischen Einleitung herausg. von Theophil Friedrich Ehrmann. Weimar. 1802. Gottfried August Bürger's Ehestandsgeschichte. Berlin und Leipzig. 1812.

D. H.

kühnsten Ansprüche eines Mannes befriedigen möchte, Schönheit und Anmuth, wie des Geistes, so des Leibes, Güte und Adel des Charakters, Feinheit der Sitten, Stand und Vermögen; hätte sie auch mit allen diesen Vollkommenheiten mein ganzes Wesen längst dergestalt bezaubert und gefesselt, daß sie nothwendig das Ziel meiner heissesten unauslöschlichsten Wünsche seyn und bleiben müßte: so könnte, so dürfte ich dennoch dieß Bekenneniß der heiligen Wahrheit nicht unterdrücken, — nein, ich dürfte es nicht unterdrücken, wenn ich auch gleich im voraus wüßte, daß sie mir dadurch, zu meinem unaussprechlichen, bis in's Grab hinab dauernden Kummer, verloren ginge. Also gebeuth mir der Richter, der Gesetzgeber, der Gott, den ich in meinem Busen trage, den ich nicht verläugnen kann, den ich verehren, dem ich, Trotz allen widerstrebenden Neigungen, gehorchen muß, wenn ich nicht unmittelbar die grausamste aller Seelenstrafen, Verachtung und Verabscheuung meiner selbst auf mich laden will.

Theures Mädchen! so sehr ich wünsche, daß Sie die Person seyn mögen, der es verliehen ist, den Nachmittag und Abend meines Lebens zu beseligen, die Person, welche nun noch auf Erden zu finden ich längst verzweifelte, so sehr ich wünschte, der einzige Mann Ihres Geistes, Ihres Herzens, Ihrer Sinne, und in allen diesen der Mann Ih-

rer höchsten irdischen Glückseligkeit zu seyn: eben so sehr drängt mich auch die Pflicht, Sie durch dieses getreue Bekenntniß von mir selbst zur strengsten Prüfung aller Ihrer Neigungen und Ansprüche erst aufzufordern, ehe der Enthusiasmus uns Beide zu Schritten verleite, die uns in großes Unglück führen könnten. Ich will daher mein Inneres und mein Äußeres so schildern, daß, wo möglich, ich selbst hinfort mich nicht genauer kennen will, als Sie mich kennen sollen.

Was zuvörderst meinen Geist und mein Herz betrifft, so mögen Sie zwar wohl glauben, Beides aus meinen öffentlichen Werken so hinlänglich zu kennen, um sich in Ansehung dieser Stücke volle Genüge für Ihre Wünsche versprechen zu dürfen. Allein vielleicht könnten Sie dennoch wohl irren. Ich will zwar, eben so unbefangen von Demuthsziererei, als von Dünkel, gern zugeben, daß Einiges unter meinen Werken befindlich seyn möge, das eines edeln Geistes und Herzens nicht unwürdig ist. Allein daraus dürfen Sie auf vollkommenen und unbefleckten Adel meiner Seele keinen Schluß machen. Es wäre sonst eben so viel, als ob Sie von einigen schönen Blüthen auf gesunde und unverdorbene Schönheit und Vollkommenheit des Baumes, welcher sie trug, schließen wollten. Auch ein wurmstichiger, mehr, als halb verrotteter Stamm mag, wenn er sonst nur

ursprünglich guter Art ist, noch immer deren einige hervorbringen. Nun fürchte ich sehr, daß Sie und Jeder, der mich näher kennen lernt, Trotz dem besten Vorurtheile, das er vorher für mich hägte, genöthiget seyn werde, mich für einen solchen verdorbenen Stamm zu halten. Ungewitter und Stürme des Lebens haben hart in meine Blüthen, Blätter und Zweige gewüthet. O, ich bin nicht derjenige, der ich vielleicht der Naturanlage nach seyn könnte, und auch wohl wirklich wäre, wenn mir im Frühlinge meines Lebens ein milderer Himmel gelächelt hätte. Durch viele und langwierige Widerwärtigkeiten bin ich an Leib und Seele so verstimmt worden, daß ich oft in eine trübe melancholische Laune, und dabei in eine Ohnmacht des Geistes versinke, die mich gewiß nicht empfehlen kann. Denn ich verliere alsdann allen Muth, alles Vertrauen auf mich selbst, und halte mich für kopfleer, für herzkalt, für wortarm, kurz, für einen höchst werthlosen Stümper. Ich denke, Jeder, der mich nur ansieht, spricht bei sich: „Es ist mit dem Menschen doch gar nichts anzufangen!„ weil ich dieß wirklich selbst glaube. Darob bin ich mir dann selbst gram; und wenn man sich selbst gram ist, so kann man unmöglich Andern angenehm und liebenswürdig erscheinen. Da ich indessen ursprünglich gewiß mehr Anlage zum Frohmuth, als zum Trübsinn habe, so wäre ich wohl in den letzten Jah-

ren in mein erstes Natur-Geleise zurück gelanget, wenn ich meine gefeierte Molly-Adonide behalten hätte. Denn in dem Besitze ihrer Person und Liebe fühlte ich mich sehr merklich wieder gedeihen, wie an Reichthum des Kopfes, so an Fülle, Wärme und Kraft des Herzens. Jene Laune belästigte mich damahls in weit geringerem Grade, und das Weib meines Herzens erfuhr davon, wie ich glaube, gar keine Beschwerde. Wodurch hätte ich aber nach ihrem Hinscheiden genesen sollen? — Liebe, aber ungemeine Liebe brächte vielleicht jetzt noch eine volle Wiedergeburt mit mir zu Stande. Sollte sie aber wohl möglich seyn, eine so gewaltige Liebe, die es der Mühe werth hielte, ein lange verstimmt gewesenes Instrument rein umzustimmen und mit neuen Saiten zu beziehen? Und würde hernach das Instrument ihr Mühe und Kosten vergüten? — Ach, ich bin auch im Stande der Gesundheit des Leibes und der Seele nur ein gewöhnlicher Alltagsmensch, wie sie zu Millionen unter Gottes Himmel herumlaufen. Ich erstaune, wie ein vernünftiges Publicum mich, um einiger guten Verse willen, für etwas Besonderes halten könne.

Elise meint, weil ich nicht übel schriebe, so müßte ich auch wohl artig sprechen. Nichts weniger. Ich bin ein erbärmlicher Sprecher. Meine Schrift fließt mühselig und langsam, in Prose und in Versen. Nur ein Bißchen gesunde

Beurtheilungskraft und Geschmack machen, daß es bisweilen leidlich wird, was ich schreibe. Mein mündlicher Vortrag muß daher vollends schlecht von Statten gehen. Die Gabe, geistreich, lebhaft und witzig im Umgange zu unterhalten, mag ich vielleicht überhaupt nicht, oder doch nur in meinen glücklichsten seltensten Stunden, und auch da nur für Solche besitzen, die mich sehr lieb haben, und gerade an meiner Weise Gefallen finden. Manchen mag auch bloß deßwegen etwas als schön vorkommen, weil ich, der für etwas Besonderes Gehaltene, es sage; ob es gleich etwas sehr Armseliges ist. Ich könnte nun zwar wohl öfter und mehr mit manchem gesellschaftlichen Schwätzer und Spaßmacher wenigstens gleichen Schritt halten. Allein ich bin zu schüchtern und blöde, alle die leichte und blind gegriffene Münze auszuspenden, die gleichwohl, wie ich an Andern täglich sehe, ohne Widerrede im gemeinen Handel nnd Wandel gilt. So oft ich mir auch selbst deßfalls Muth einzusprechen suche, so tritt mir doch gemeiniglich das Gewissen in den Weg. Aus Besorgniß, durch Zucken oder Stocken die Unvollkommenheit meiner Waare zu verrathen, schweige ich lieber ganz stille. Darüber mag mich wohl schon Mancher und Manche für einen armen Schlucker gehalten, und sich gewundert haben, wie ein so langweiliger Mensch doch so leidliche Gedichte gemacht haben könne. Nun, an echter

vollwichtiger Goldmünze des Geistes bin ich auch in der That kein Crösus, wiewohl ich an gemeinem Klappergelde nicht eben ein Bettler bin.

Mein Charakter und meine Gesinnungen möchten zwar vielleicht noch etwas mehr werth seyn, als meine Geistes-Talente. Dennoch fühle ich, daß ich mit jenen noch weit unzufriedener seyn muß, als mit diesen. Denn so wie ich hier nicht nur erkenne, was zum besser und vollkommener seyn gehört, so fühle ich auch gar wohl die Möglichkeit, diese Vollkommenheit zu erreichen, wenn ich nur nicht von Trägheit, Weichlichkeit, Leichtsinn und Sinnenlust mich so oft abhalten ließe. Dieß verursacht, daß ich auch in Ansehung dessen, worin ich vielleicht wirklich besser bin, als andere Menschen, dennoch nicht gar viel von mir selbst halten kann. Denn da ich zu wenig Herr meiner Neigungen bin, um mich von ihnen los zu reissen, wenn es darauf ankommt, dem gerade gegen über liegenden, von mir selbst erkannten, bewunderten und geliebten Guten nachzustreben, so muß ich wohl mein wirkliches Gute nur für Product eines unterstützenden Temperamentes halten. So glaube ich, zum Beispiel, nicht, daß ich grob, beleidigend, hämisch, boßhaft, zänkisch, unversöhnlich, rachgierig, u. s. w. bin. Aber warum bin ich's nicht? Etwa, weil ich das Alles für unrecht, das Gegentheil aber für Pflicht halte? Ach! das thue ich frei-

lich. Aber darum meide ich wohl nicht jene Laster und übe die entgegen gesetzten Tugenden aus; sondern vielleicht nur darum, weil mein träges und weichliches Temperament Ruhe und Frieden liebt. Wie manche meiner Tugenden mag aus Eigenliebe, Eitelkeit und Ruhmsucht entspringen!

An meiner Lebensweise und an meinen Sitten ist noch ungleich mehr auszusetzen. Ich bin kein guter Haushälter. Nicht, daß ich etwa zur Verschwendung geneigt wäre; sondern weil ich ziemlich unordentlich, nachlässig, träge und leichtsinnig bin, und weder meines Geldes, noch meiner übrigen Habseligkeiten sonderlich achte. Es läßt sich daher auch kein Mensch bequemer betriegen, als ich. Denn wenn ich den Betrug auch merke, so muß er schon arg kommen, ehe ich ihn nur zur Sprache bringe, besonders auch darum, weil ich mich Niemanden gern unangenehm mache. In Essen, Trinken und vielen andern Gegenständen des Luxus kann ich mich, ohne daß es mir sauer wird, sehr sparsam behelfen. Etwas weniger vielleicht in der Kleidung, worin ich, wenn es seyn kann, wohl etwas mehr, als meines Gleichen, modernisire.

In dem, was die Kinder dieser Welt Artigkeit und feine Lebensart nennen, habe ich auch eben nicht viel gethan. Ich glaube, ich bin ziemlich trocken, hölzern und steif in meinen körperlichen so wohl, als geistigen Bewegungen.

Durch so genannte Galanterie und Politesse bin ich schwerlich im Stande, mein Glück zu machen. Was ich vielleicht auch leisten könnte, den Menschen angenehm und gefällig zu seyn, das unterlasse ich doch entweder aus Stolz, oder aus Nachlässigkeit und Trägheit. Des Stolzes, wie auch des Trotzes gegen fremden Stolz und Trotz ist mir überhaupt eine ziemliche Portion zu Theil geworden. Dieß wäre indessen wohl noch so übel nicht. Aber das ist übel, daß ich's aus Nachlässigkeit und Leichtsinn zum Beispiel oft an Antworten auf Briefe, an Besuchen, an Ehrenbeschickungen und Befolgung mancher Vorschriften der Etiquette ermangeln lasse.

Was indessen Lebensweise und Sitten betrifft, so glaube ich, ein Weib, das ich liebte, könnte mich ohne sonderliche Schwierigkeit zu demjenigen machen, wozu sie mich nur immer gern hätte. Liebe würde meiner mächtig seyn, so viel ich nur meiner selbst mächtig bin, und wohl noch mehr. Ich weiß nicht, ob es mir zum Lobe, oder zum Tadel gereichen mag, daß ich mich bei einem geliebten Weibe kaum gegen Sclaverei aufrecht erhalten würde; besonders, wenn sie die Kunst, zu herrschen, verstände.

Übrigens kann ich nicht bergen, daß man mich für einen ziemlichen Libertin hält, und, leider! nicht ganz Unrecht hat. Doch ist es darum, weil ich bisweilen eine unartige

Zunge habe, bei weiten nicht so arg, als Mancher glauben mag. Ich bin in diesem Puncte nicht immer, und sonderlich in früheren Jahren nicht, ganz regelmäßig, aber doch nicht auf eine niedrige und schmutzige Art ausschweifend gewesen. Denn mit allen meinen Gebrechen Leibes und der Seele war ich doch jederzeit bei Weibern und Mädchen nur zu gut gelitten *), ohne erst mühseliger Anwerbungen zu bedürfen. Ich fühle indessen, daß ich dem Weibe meiner Liebe ohne sehr harte und dringende Versuchung nicht ungetreu seyn könnte. Ich weiß das aus der Erfahrung bei dem einzigen weiblichen Geschöpfe, das ich vor Elise'n nur allein im höchsten und vollesten Verstande des Wortes geliebt habe, wovon ich hernach reden werde.

Was ich bisher, und, leider! auch zu meinem Nachtheile, von mir habe bekennen müssen, könnte vielleicht noch nicht hindern, daß ein Weib, welches mich und welches ich liebte,

*) „Er war geboren, schrieb einer seiner Freunde, der Lieblingssänger der Weiber zu werden, und traf ihr Herz, wie kein anderer Dichter. Davon könnte ich manche angenehme Anekdote erzählen, und ich wundere mich gar nicht, daß er sich so manches Herz gewonnen hat. Ein sehr wackeres Weib gestand mir einmahl, daß sie dem lieblichen Sänger nothwendig hätte in die Arme fallen müssen, wenn er's darauf angelegt hätte.„

D. H.

mit mir glücklich wäre. Allein nunmehr folgt das Bedenklichste.

Wenn ich auch noch so liebenswürdig von Geist, Herz und Sitten wäre, so bin ich doch weder jung, noch schön, noch in guten häuslichen Umständen. Meine Jahre reichen völlig an das wohl bewußte — Schwaben-Alter hinan. Von hundert jungen, hübschen, zwanzigjährigen Mädchen dürften leicht neun und neunzig die Schultern davor zucken. Ob ich gleich an Gesicht und Figur nicht eben eine Fratze zu seyn glaube, so bin ich doch wahrlich auch nie ein Adonis gewesen. Das Profil, das Elise kennt *), soll, wie Viele behaupten, mir ziemlich gleichen; wiewohl Andere dieß wieder läugnen. Ich kann's nicht beurtheilen, weil ich nicht die Ehre habe, mich im Profil zu kennen. Indessen möchte ich doch beinahe fürchten, daß man sich darnach leicht etwas Hübscheres unter mir vorstellen könnte, als ich wirklich bin; etwas mehr Leben und Freundlichkeit allenfalls ausgenommen.. Meine kleinen Kränkeleien geben mir oft ein weit hinfälligeres und abgeblaßtes Ansehen; wiewohl in den Zeiten, da ich mich gesunder und munterer an Leib und Seele fühle, die Leute mich auch wohl für zehn Jahr

*) Vor der zweiten Ausgabe seiner Gedichte.
D. H.

jünger zu halten geneigt sind. Denn in der That bin ich ursprünglich von sehr guter Constitution, und stände vielleicht jetzt noch in eben der Blüthe, in welcher Andere zwischen zwanzig und dreißig stehen, wenn ich nicht Geist und Körper mit so vielen und langwierigen Widerwärtigkeiten hätte müde ringen müssen. Ich bin am ganzen Körper weit schmächtiger und magerer, als mein Gesicht vermuthen läßt. Ich habe dunkelblondes Haar und blaue Augen. Von den letzten pflegten bisher Weiblein und Mägdlein, bei denen ich, Gott weiß, warum? bis auf den heutigen Tag niemahls übel gelitten gewesen bin, eben nicht nachtheilig zu urtheilen. Überhaupt soll ich bis unter die Nase herab, selbst nach Mahlerurtheil, nicht uneben gebildet, der Mund aber soll ganz verzweifelt häßlich seyn. Das liebenswürdigste der Weiber pflegte zu sagen: „Bürger, es ist kein anderes Mittel, als man muß dich unaufhörlich küssen, damit man nur den häßlichen Mund nicht sehe, den du bisweilen wie ein wahrer Tropf hängen lassen kannst.„ — Sonderbar! Mir selbst kommt nun weder der Mund so excessiv häßlich, noch Nase, Stirn und Augen besonders schön vor.

Meine ökonomischen Umstände sind noch zur Zeit sehr schlecht. Ich habe nichts, — nichts! Ja, ich würde sagen müssen, noch weniger, als nichts, wenn ich nicht noch so viel an Grundstücken besäße, daß meine Schulden damit ge-

tilgt werden können. Wenn aber auch dieß geschehen ist, so wird wenig, oder nichts übrig bleiben. Ich hatte ein ganz artiges Vermögen. Allein bei einer sehr wenig einbringenden Beamtenstelle auf dem Lande, wobei ich gleichwohl ziemlich viel Aufwand machen mußte, und bei einer unglücklichen Pachtung ist mein Vermögen drauf gegangen. Auch war meine erste Frau eine eben so nachlässige Haushälterinn, als ich selbst. Schon vor fünf Jahren habe ich, durch unsäglichen Verdruß genöthigt, jene Beamtenstelle niedergelegt, und seitdem, freilich eben nicht im Überflusse, aber doch auch nicht in allzu drückendem Mangel, von meinem Kopfe gelebt. Ich bin nun zwar in diesen Jahren nicht weiter zurück, aber doch auch nicht vorwärts gekommen. Der Tod eines mir abgeneigten angesehenen Mannes, der in verwichenem Frühjahre sich ereignete, hat verursachet, daß ich endlich hier als Professor angestellet worden bin. Wäre dieß, wie billig, eher geschehen, so befände ich mich wohl schon wieder in gedeihlichen Umständen. So aber eröffnet sich mir erst jezt eine bessere Aussicht. Ich bekomme zwar noch kein Gehalt, und muß vielleicht noch ein Paar Jahre darauf warten; jedoch läßt sich hier durch Collegien-Lesen ein Ziemliches erwerben, und ich schmeichele mir, auf dem Wege zum Beifalle zu seyn. Ich kann alsdann, wenn ich auch gleich noch keinen Heller fixes Gehalt bekäme, auf eine jährliche

Einnahme rechnen, die auf's schlechteste nicht unter fünf hundert Thaler herab sinken, sehr wohl und leicht aber bis über tausend hinauf steigen kann. Wenn sich nun ein gutes liebenswürdiges Weib, begabt mit etwas Vermögen und häuslichen Wirthschaftstugenden, entschließen könnte, mich armen Stümper zu heirathen, so ließen sich zwar wohl, wenn ich leben und gesund bliebe, ganz leidliche Umstände für mich, und zwar ohne des Weibes Nachtheil, erwarten. Aber wie, wenn Kränklichkeit mich unthätig machte, oder gar ein früher Tod mich hinnähme? Ach, dann könnte das gute Weib vielleicht nicht einmahl ihr Zugebrachtes unverkürzt zurück, geschweige denn vollends eine andere hinlängliche Versorgung erhalten. Einigen Trost hiergegen gibt jedoch unsere sehr solide Professoren-Witwen-Casse, woraus sie sich sogleich eine jährliche Pension von hundert und zehn Thalern, und so bald sie in die Classe der sechs ältesten Witwen gehörte, von hundert und dreißig Thalern zu versprechen hätte, mit der Freiheit, diese Pension zu verzehren, wo sie will. Gleiche Pension genießen auch die älternlosen Waisen so lange, bis das jüngste Kind das zwölfte Jahr erreicht hat.

Zu allen diesen bedenklichen Umständen kommt noch der, daß ich nicht weniger, als drei Kinder, eine Tochter von elf, einen Sohn von sieben, und eine Tochter von vier

Jahren habe. Nun ließe sich zwar wohl eine Einrichtung treffen, daß eine Frau wenig oder gar nicht davon belästiget würde. Denn meine älteste Tochter wird hier in einer Pension, wo sie mir aber wohl gegen hundert und zwanzig Thaler jährlich kostet, erzogen; der Sohn ist auswärts bei einer leiblichen sehr edeln Schwester von mir, und die jüngste Tochter bei einer braven Frauenschwester. Jedes Kind hat es da, wo es sich befindet, sehr gut, und wird dergestalt geliebt, daß ich Mühe haben würde, es loszureissen. Denn alle sind, Gottlob! sehr gut geartete und liebenswürdige Kinder von Kopf und Herzen. Allein wenn ich wieder heirathete, so würde es mit darum geschehen, daß ich dadurch von dem Herzweh genäse, welches ich so oft über die Abwesenheit und Zerstreuung meiner lieben Küchlein empfinde. Ich würde sie dann wieder um mich versammelt wissen wollen, Theils, um Kosten zu ersparen, Theils, um ihre Erziehung unter meinen Augen zu besorgen. Da ich aber diese Kinder alle außerordentlich lieb habe, und es bei mir so wohl Temperament, als Grundsatz ist, daß man nie gütig und liebreich genug gegen seine Kinder seyn könne, so würde es mich an meiner empfindlichsten Seite schmerzen, wenn sie es bei einer Stiefmutter hart und übel hätten. Nun könnte eine Stiefmutter, wäre sie gleich sonst ein gutes Weib, die Kinder vielleicht dennoch nicht lieben, bloß, weil sie nicht

Kinder ihres eigenen Leibes wären. Ganz unschuldiger Weise könnten sie ihr zuwider seyn. Denn ich fühle, es könnte mir eben so gehen, wenn ich Stiefvater von manchen Kindern seyn sollte, die ich unglücklicher Weise nicht leiden kann; und gleichwohl brauchte ich mich deßwegen nicht für schlechter zu halten, als ich wirklich bin. Dieses ist also ein höchst wichtiger Punct, der aufmerksame Prüfung erfordert.

Nunmehr noch etwas von meiner vorigen Lebensgeschichte. Ich habe zwei Schwestern zu Weibern gehabt. Auf eine sonderbare Art, zu weitläuftig hier zu erzählen, kam ich dazu, die erste zu heirathen, ohne sie zu lieben. Ja, schon als ich mit ihr vor den Altar trat, trug ich den Zunder zu der glühendsten Leidenschaft für die zweite, die damahls noch ein Kind und kaum vierzehn bis funfzehn Jahr alt war, in meinem Herzen. Ich fühlte das wohl; allein aus ziemlicher Unbekanntschaft mit mir selbst hielt ich es, ob ich's mir gleich nicht ganz abläugnen konnte, höchstens für einen kleinen Fieberanfall, der sich bald geben würde. Hätte ich nur einen halben Blick in die grausame Zukunft thun können, so wäre es Pflicht gewesen, selbst vor dem Altare vor dem Segensspruche noch zurück zu treten. Mein Fieber legte sich nicht, sondern wurde durch eine Reihe von fast zehn Jahren immer heftiger, immer unauslöschlicher. In eben dem Maße, als ich liebte, wurde ich von der Höchst-

geliebten wieder geliebt. O, ich würde ein Buch schreiben müssen, wenn ich die Martergeschichte dieser Jahre und so viele der grausamsten Kämpfe zwischen Liebe und Pflicht erzählen wollte. Wäre das mir angetraute Weib ein Weib von gemeinem Schlage, wäre sie minder billig und großmüthig gewesen, (worin sie freilich von einiger Herzensgleichgültigkeit gegen mich unterstützt wurde,) so wäre ich zuverlässig längst zu Grunde gegangen, und würde jetzt diese Zeilen nicht mehr schreiben können. Was der Eigensinn weltlicher Gesetze nicht gestattet haben würde, das glaubten drei Personen sich zu ihrer allerseitigen Rettung vom Verderben selbst gestatten zu dürfen. Die Angetrauete entschloß sich, mein Weib öffentlich und vor der Welt nur zu heissen, und die Andere, in geheim es wirklich zu seyn. Dieß brachte nun zwar mehr Ruhe in Aller Herzen; aber es brachte auch eine andere höchst angst- und kummervolle Verlegenheit zu Wege. . . . .

. . . .

. . . .*).
Im Jahre 1784 starb meine erste Frau an der Auszehrung,

*) Über dieses Verhältniß erklärt sich Bürger auch in dem bereits oben S. 279 in der Anmerkung angeführten Briefe an seinen Schwager: „Sage mir nur, um des Himmels willen, was für abenteuerliche Vorstellungen von unserer beiderseitigen Abscheu-

die in ihrer Familie erblich war. Im Jahre 1785 heirathete ich öffentlich und förmlich die Einzige Höchstgefeierte meines Herzens; allein nach kurzem glückseligen Besitze verlor ich auch sie am 9. Januar, 1786, nach der Geburt der jüngsten Tochter an einem hektischen Fieber. Was ihr Besitz, was ihr Verlust mir war, das sagen meine Freuden- und Trauerlieder *). Seit dieser Zeit lebte ich einsam und traurig mit sehnendem Herzen.

---

lichkeit Du dir hast beibringen lassen? .... Nein, wir waren weiter nichts, als arme unglückliche Leute, deren Abscheulichkeit in weiter nichts bestand, als daß wir uns liebten, ohne uns dieß weder gegeben zu haben, noch wieder nehmen zu können. Es hat darunter Keiner mehr gelitten, als wir selbst; und hätten nicht Leute, die es nichts anging, ganz unberufener Weise ihre Nasen dazwischen gesteckt, so würde Alles seinen stillen und ruhigen Gang gegangen seyn. Doch, es hat ja nun alle Fehde ein Ende! Wir sind durch alles das, was vorbei ist, um nichts schlechter geworden, und dürfen uns rühmen, daß wir nichts desto weniger von guten und edeln Menschen geschätzt und geliebt werden. Mein Gewissen hat sich nicht vorzuwerfen, daß ich deßwegen ein minder guter Ehemann gegen meine verewigte Dorette gewesen sey, als ich wohl sonst gewesen seyn würde. Ich konnte sie jederzeit auffordern und fragen, ob ich ihr im mindesten unwürdig und lieblos begegnet sey, und das werde ich auch noch in jener Welt können, ohne eine gerechte Anklage zu befürchten.„

D. H.

*) Das sagt auch so wahr und schön der folgende Brief an Boie.

Kann Elise'n der Mann noch reitzen, der so vor ihr da steht? Noch habe ich, wie mir vorkommt, mir selbst eben

---

„Göttingen, den 16. März, 1786.

Herzlichen Dank, liebster, bester Boie, für Deinen gütigen theilnehmenden Brief! Echtes Mitleid ist immer ein Becher, wo nicht der Heilung, dennoch wenigstens süßer Labung für den Zerschlagenen, besonders, wenn ihn eine so liebe Hand, wie die Deinige, darbiethet. — Ich bin ein armer unheilbarer Mensch bisher gewesen; ich bin es noch immer fort, und werde es bleiben bis in mein Grab neben der Unvergeßlichen, ein armer, an Kraft und Muth und Thätigkeit gelähmter Mensch, der zu jedem Dinge langsam und verdrossen ist. „O, das gibt sich mit der Zeit!„ wirst Du mit hundert andern herzensguten Tröstern sagen. Freilich ist wohl die Zeit noch unter allen Trösterinnen die beste; allein was sich geben wollte, geben konnte, das hat sich längst und schon in den ersten zwei Tagen gegeben. Was aber nun nach zwei Monathen noch übrig ist, das gibt sich auch schwerlich mein Leben lang. Wann wird der Schwarm von tausend und abermahl tausend Erinnerungen aufhören, meine Seele zu umflattern? Und wann wird jede derselben bis dahin ermatten, um nicht mehr, wie bisher, mein Herz auf das schmerzlichste zusammen zu krampfen, wenn ich gleich vor den Leuten nicht laut dabei aufschreie? Eben so tief war einst meine unendliche Liebe, eben so tief mußte sich nun mein unendlicher Schmerz in meine Seele graben. O! wie könnte ich Ihrer vergessen? Ach, Ihrer, Ihrer! der ich seit länger als zehn unglücklichen Jahren voll Drang und Zwang mit immer gleich heißer, durstender, verzehrender Sehnsucht nachseufzte? Ihrer, durch welche ich bin Alles, was ich bin und nicht bin! Ihrer, um welche die einst so gesunde Jugendblüthe meines Leibes

nicht zum Vortheile geredet. Etwas ist indessen doch wohl demjenigen erlaubt, zu seinem Besten zu sagen, der keinen

---

so wohl, als Geistes, vor der Zeit dahin welkte! Ihrer, die diese verwelkte Blüthe endlich ganz wieder zu beleben versprach, die endlich die Meinige, die Meinige! — ein Wort, ein Begriff von unendlicher Kraft für mich! — die Meinige endlich ward, mich gleichsam aus der Nacht der Todten zurück rief, und in einen lichten Freudenhimmel empor zu heben anfing! — Ach, und wozu? Um so schnell, so auf Ein Mahl mir wieder zu entschwinden, mich mitten auf den Stufen des Hinaufgangs zum neuen besseren Leben fahren und noch tiefer in die vorige Nacht zurück sinken zu lassen! O Boie, ich liebte sie so unermeßlich, so unaussprechlich, daß die Liebe zu ihr nicht bloß der ganze und alleinige Inhalt meines Herzens, sondern gleichsam mein Herz selbst zu seyn schien. Wie so ganz verwitwet ich nun bin und wahrscheinlich immer bleiben werde, das kann ich Dir mit Worten nicht begreiflich machen. Freilich kann man oft von sich und seinem Herzen, diesem Proteus, keine Stunde vorher etwas Gewisses prophezeien; Gefühle kommen und verschwinden, wie der Dieb in der Nacht: aber das Gefühl dieser Liebe hat sich so lange und so tief mit meinem innersten Ich verwebt, daß, wenn es auch nicht unmöglich wäre, dieses mein Ich umzustimmen, dennoch dasjenige Weib, welches das Bild der einzig und höchst geliebten Unvergeßlichen gänzlich in Schatten zurück zu drängen vermöchte, ein wahres Meister- und Schöpferwerk an mir verrichten würde.

Ach, liebster Boie, ich sage es ja nicht allein, daß sie eine der Liebenswürdigsten ihres Geschlechts war. Könntest du die Stimmen auch der Gleichgültigsten, die sie näher kannten, sammeln, so dürfte auch nicht eine einzige zu ihrem Nachtheil aus-

seiner wichtigsten Fehler vorsätzlich verschwieg. Dem Weibe, das mich, so wie ich da bin, zu lieben vermag, und wel-

---

fallen. Hat jemahls die schönste Weiberseele sich in entsprechender Leibesgestalt sichtbarlich offenbaret, so war es bei ihr geschehen. Die Anmuth, wenn auch gleich nicht glänzende Schönheit ihres Gesichts, ihrer ganzen Form, jeder ihrer Bewegungen, selbst des Flötentones ihrer Stimme, kurz, Alles, Alles an ihr mußte es Jedem, der nicht an allen Sinnen von der Natur verwahrloset war, verrathen, weß himmlischen Geistes Kind sie war. Wie nur irgend ein sterblicher Mensch ohne Sünde seyn kann, so war sie es; und was sie ja in ihrem ganzen Leben Unrechtes gethan hat, das steht allein mir und meiner heißen, flammenden, allverzehrenrenden Liebe zu Buche. Wie wäre es möglich gewesen, dieser, bei eben so hinreissenden Gefühlen auf ihrer Seite, zu widerstehen? Und dennoch, dennoch hat sie ihr Jahre lang unter den stärksten Prüfungen widerstanden. Dennoch ist sie ihr endlich nur auf eine Art unterlegen, die auf die höchst reinste weibliche Unschuld und Keuschheit auch nicht ein Fleckchen zu werfen vermag. Denn ich wüthender Löwe, der ich oft weder meines Menschenverstandes noch Herzens mächtig war, hätte Vater und Bruder, die sie mir hätten streitig machen wollen, mit den Zähnen zerrissen; in meinem Wahnsinne hätte ich lieber meiner ewigen Glückseligkeit, als dem Himmel ihres Genusses entsagt, so herzlich ich es auch vor Gott betheuern kann, daß Sinnenlust der kleinste Bestandtheil meiner unaussprechlichen Liebe war. Der Allbarmherzige wird mir's um seines Lieblingswerkes willen verzeihen, was ich im höchsten Taumel der Liebe zu diesem verbrochen habe. An dieser herrlichen, himmelsseelenvollen Gestalt duftete die Blume der Sinnlichkeit allzu lieblich, als daß es nicht zu den feinsten Organen

ches ich mit voller Liebe wieder liebe, darf ich ein nicht unglückliches Leben versprechen. Ist es ihr süß, von mir ge-

---

der geistigsten Liebe hätte hinauf dringen sollen. — Doch, wo gerathe ich hin? Ich sage Dinge, die ich nicht sagen sollte. Du bist ja aber einer meiner ältesten und vertrautesten Freunde. Und am Ende, wenn ich's auch der ganzen Welt sagte? — Bah! Was kümmert mich denn nun noch die ganze Welt? Hin ist ja nun hin! Verloren ist verloren! — Niemand nehme sich's heraus, mir zu sagen: „Bürger, sey ein Mann!„ Ich denke, ich bin einer, und zwar ein ganzer Mann, der ich so etwas und noch so zu tragen vermag, als ich's wirklich trage. Liegen nicht alle meine Wünsche, alle meine Hoffnungen, die noch vor kurzen so schön, so frühlingsmäßig blüheten, liegen sie nicht alle zerschmettert um mich her, wie ein verhageltes Saatfeld? Ein armer Stümper, ein Invalide an Geist und Leib bin ich freilich dadurch auf Lebenszeit geworden. Aber wer anders, als nur der todte Grenzpfahl im Felde, kann eine solche Scene der Verwüstung gleichgiltig ansehen lernen, wenn gleich der erste Schmerz der Verzweifelung sich bald genug austobt? Welcher Mensch, der ein Herz von Fleisch und nicht von Stein hat, kann wieder eben so fröhlich und in seinem Gott vergnügt dabei essen, trinken, schlafen und hantieren, als da noch Alles rings umher unversehrt blühte und duftete? Man wälzt sich ja freilich, nach wie vor, aus einem langweiligen Tage in den andern fort, und der Tausendste merkt es kaum, was und wie viel Einem fehlt. Aber . . Doch, wozu noch viele Worte? — Hin ist hin! Verloren ist verloren! Das ist die Hauptsumme von Allem. Wenn ich hier noch etwas hoffe und wünsche, wenn ich, matt und kraftlos, wie ich bin, mit Fallen und Aufstehen nach etwas noch strebe, so geschieht es um meiner Kinder willen. Wären

liebt, an meinem Busen gehägt und gepflegt zu werden, so wird es ihr nie an voller Genüge ermangeln. Denn wenn

---

diese nicht, so würde der sehnende Wunsch, mich je eher, je lieber, neben meine Entschlafene zu betten, mich gar nicht mehr verlassen. Wozu sollte auch sonst der nackte, kahle, traurige Stab noch lange da stehen, nachdem die schöne, holde Rebe, die sich um ihn hinan schlang, herab gerissen ist? —

Ah! te meae si partem animae rapit
Maturior vis, quid moror altera,
Nec carus aeque, nec superstes
Integer? Ille dies utramque

Ducet ruinam: non ego perfidum
Dixi sacramentum. Ibimus, ibimus,
Utcumque praecedes, supremum
Carpere iter comites parati *).

Diese Verse, an die ich seit zwanzig Jahren nicht dachte, fielen mir nach meinem Verluste plötzlich wie Weißagung ein, und dröhnen mir seitdem mit ihrem Todesinhalt durch Mark und Bein.

Meine Gedichte würde ich schwerlich in meinem ganzen Leben wieder zur Hand nehmen, wenn ich mich nicht noch für etwas mehr, als meine eigene armselige Person, zu interessiren hätte. Die Beilage wird Dich von der nun nahe bevorstehenden neuen Auflage weiter unterrichten. Kannst Du etwas für mich thun, so weiß ich, Du thust es ungebethen. Du kannst diese Ausgabe ziemlich als mein Letztes, als mein Testament ansehen. Meine Kraft ist dahin; was mir noch übrig ist, das will ich zur Ver-

---

*) Horat. Carm. II. 17.

ich einmahl echt und von Herzen liebe, so liebe ich gewiß unverånderlich, und keine Fülle des Genusses kann mich des

---

herrlichung meiner Unvergeßlichen zusammen raffen. Anders kann ich ihr doch die Leiden, welche ihr meine unglückliche Liebe so viele Jahre hindurch in den Frühlingstagen ihres Lebens verursachte, nicht mehr vergelten.

Meine häuslichen Umstände sind erträglich, ob ich gleich harte Ausgaben diesen Winter über gehabt habe. Sie würden in kurzen merklich besser geworden, ja, ich würde wieder auf einen grünen blühenden Zweig gekommen seyn, wenn ich meine mit allen häuslichen und wirthschaftlichen Tugenden gezierte Auguste, und mit ihr meinen Muth und meine Thätigkeit behalten hätte. Nun muß ich mich wieder fremden Leuten Preis geben, so enge ich mich auch zusammen gezogen habe. Meine älteste und einzige Tochter erster Ehe, ein sehr viel versprechendes Mädchen, habe ich der Frau Professorinn Erxleben in Kost und Erziehung gegeben. Den Nachlaß meiner Entflohenen, nebst seiner Amme, hat meine Schwiegerinn mit nach Bissendorf genommen. Höchst traurig ist es, daß ich meine lieben Küchlein nun so von mir entfernen muß. Wann werde ich sie wieder zu mir versammeln können?

Eben laufen Briefe aus England ein, daß ich einen jungen Engländer in's Haus und unter meine Aufsicht nehmen, auch ihn von Brüssel, wohin ihn sein Vater, Lord Lisburne, selbst begleiten will, in ungefähr drei Wochen abhohlen soll. Ich hoffe, diese Zerstreuung soll mir etwas wohl thun.

Lebe wohl, mein bester Boie! Gott segne Dich nebst Deinem trauten Weibe mit all dem Segen, den ich einst so heiß, allein umsonst, für mich erflehte! Unveränderlich Dein getreuer

Bürger.,,

D. R.

geliebten Weibes satt und überdrüssig machen; so gemein auch die Bemerkung ist, der Genuß sey das Grab der Liebe. Nur Afterliebe, die den heiligen Nahmen nicht verdient, erkaltet im Bette der Ehe. Der wahren Liebe, meiner wahren Liebe bleibt dieß immer ein Brautbett. Auch das Weib, welches ich unglücklich genug wäre, nach der unzertrennlichsten Verbindung nicht mehr zu lieben, darf wenigstens keine unedle und rauhe Begegnung von mir fürchten. Das bezeuge mir noch in jener Welt die, mit welcher ich zehn Jahre ohne ein rohes unfreundliches Wort verlebte, ob ich sie gleich nicht liebte. Eher möchte ich vielleicht fähig seyn, mit der Höchstgeliebten meines Herzens, doch nur über geargwohnten Mangel an ihrer Gegenliebe, zu hadern. Gott bewahre mich vor einem Weibe, das mich für meine Liebe nicht vollauf wieder liebt! Noch bin ich in diesem Falle zwar nicht gewesen; aber mir däucht, es würde von allen möglichen der schlimmste seyn. Leicht könnte ich dann der unerträglichste Mensch werden. Denn es kommt mir vor, als sey ich großer Eifersucht fähig. Freilich nicht, nach gemeiner Männer Weise, zum Hüthen und Auskundschaften der Schritte und Tritte meines Weibes; nicht zur Einschränkung ihrer Freiheit in irgend einer Art des Umganges. Aber heimliche Verzweifelung würde mein Herz zerfleischen, und in

der grausenden Gestalt eines Höllenverdammten würde ich vor ihrem Angesichte umher schleichen.

Nun, Elise, prüfen Sie sich und mich! Erkundigen Sie sich, wo möglich, nach mir und meinen Umständen auch bei Andern. Doch glauben Sie eher nichts, als bis ich's Ihnen selbst bestätigt habe. Denn ob gleich kaum irgend Jemand mich schlimmer schildern wird, als ich selbst gethan habe, so könnte mich doch wohl ein Anderer minder wahr schildern, als ich, der ich mich selbst am besten kenne, zu thun im Stande bin.

Sie haben eine Mutter, und, wie mir versichert worden ist, eine rechtschaffene und kluge Mutter. Wenn Ihnen je in Ihrem Leben der Rath einer solchen Mutter theuer und werth war, so lassen Sie sich's in diesem Falle doppelt angelegen seyn, auf ihre Stimme zu horchen. Sie wird vermuthlich diese Darlegung mit einem offneren und unbefangeneren Sinne, als Sie, liebe süße Schwärmerinn, aufnehmen, und der Rath des Mutterkopfes wird vermuthlich zuverlässiger seyn, als der Rath des Tochterherzens. Findet die Mutter, daß der Mann, der sich mit dem Pinsel der Wahrheit hier selbst geschildert hat, ohne mit Wissen und Willen irgend einen Flecken, worauf etwas ankommen kann, auszulassen, dennoch wohl ein guter Mann für ihre

Tochter seyn könne, nun, — so überlassen Sie sich dem vollen Zuge Ihres Herzens!

Doch nein! Auch alsdann noch nicht eher, als bis Sie mich selbst gesehen haben. Meinen Sie, nach wiederhohlter und abermahls wiederhohlter Prüfung dieser Beichte, daß ich, Trotz Allem, was an mir auszusetzen ist, dennoch der Mann Ihres Herzens seyn könne, wenn anders mein Körperliches Ihnen nicht ganz und gar zuwider seyn sollte, und Sie sagen mir dieses redlich, offenherzig und unbefangen, so will ich ganz in der Stille, unerkannt und unter fremdem Nahmen, um weder Sie, noch mich selbst vor der Welt bloß zu stellen, zu Ihnen nach Stuttgart kommen. Auch ich selbst muß Sie erst sehen, wie Sie leiben und leben, und ob Sie diejenige wirklich sind, die ich im Geiste freilich schon längst mit hoher Liebe umfasse. Geist, Herz, Charakter, Lebensart, Sitten, Stand, Ehre, Vermögen sind zwar wichtige Ingredienzen zu einer glücklichen Ehe; allein sie machen es doch nicht immer und ganz allein aus. Wir sind insgesammt sinnliche Menschen, und auch die Sinnlichkeit will ihr Recht haben. Unsere Sinne müssen ein wechselseitiges Behagen an einander finden, welches sich nicht gerade nach Jugend und Schönheit, sondern oft nach einem unerklärbaren Etwas richtet, das sich weder mahlen, noch be-

schreiben, sondern allein im Innersten fühlen läßt. Dieses Etwas läßt sich weder geben, noch nehmen.

Nach diesen Vorbereitungen wird es sich in der ersten Stunde unserer persönlichen Zusammenkunft ausweisen, ob wir das Publicum mit der allersonderbarsten Heirathsgeschichte zu amüsiren, — zu unserm eigenen noch größeren Amüsement zu amüsiren im Stande sind, oder nicht.

Elise, Elise! ich schließe mit einer theuern, feierlichen Beschwörung. Bei dem ewigen Gotte, bei Ihrem eigenen Wohl und Weh, und bei dem Wohl und Weh eines Mannes, der nicht redlicher um das Ihrige besorgt seyn kann, als er ist, beschwöre ich Sie: Wählen Sie mich nicht zu Ihrem Gatten, wofern Sie nicht bei sich fühlen, daß Sie sich mit voller Liebe in meine Arme werfen können. Ich schwöre Ihnen, in Ansehung Ihrer eben dasselbe zu beobachten.

Und so hoffe ich freudig, der Allbarmherzige werde unsern Bund, wenn er zu Stande kommt, mit seinem Segen krönen.

Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn in Berlin.

